Georg Forſter's ſämmtliche Schriften.

Fünfter Band.

Georg Forſter's ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben von deſſen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteriſtik Forſter's
von
G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Fünfter Band.

Kleine Schriften.
Zweiter Theil.

JUR: POL:
LESEVEREIN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALG...

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Inhalt des fünften Bandes.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens.

—

Seite

Zweiter Theil.

Leben Dr. Wilhelm Dobb's 3
Cook der Entdecker 60
Ueber Leckereien 173
Ueber Proſelitenmacherei 191
Rede bei dem Antritt des Prorectorats am Collegium Carolinum in Kaſſel 217
Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit 225
Die Kunſt und das Zeitalter 235
Fragmente aus Georg Forſter's Nachlaß 247
Reminiscenzen 250
De la Felicité des Etres physiques 256

2215548

	Seite
Observations sur le Temple de Diane à Ephèse	267
Du Phénix	278
Ueber hiſtoriſche Glaubwürdigkeit	287
Ueber den gelehrten Zunftzwang	301
Fragmente	307
Recenſionen	317

Seite
...... 267
...... 278
...... 287
...... 301
...... 307
...... 317

Kleine Schriften.

Ein Beitrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens.

Erster Theil.

Bou
einer
ger,
Seine
logie,
in M

geboren
Hauſe
man
ziehung
unbegr
noch i
gründe
Mann
ſind es
durch
Verbin
allen h
die Re
land.
liche H
altem
ſich mit
ſelten z

Leben Dr. Wilhelm Dodd's,

ehemaligen Königl. Hofpredigers in London.

Fallimur, et quondam non dignum tradimus: ergo,
Quem sua culpa premet, deceptus omitte tueri.
Horat.

Bourn iſt ein kleiner Flecken in der Grafſchaft Lincoln, mit einer ziemlich einträglichen Pfarre, die ein rechtſchaffener Prediger, Namens Wilhelm Dodd, viele Jahre lang verwaltete. Seine zwei Söhne, Wilhelm und Richard, ſtudirten beide Theologie, und letzterer bekleidet noch gegenwärtig eine Predigerſtelle in Middleſex.

Wilhelm, der älteſte von beiden, ward im Jahre 1729 geboren, und bis ins funfzehnte Jahr theils in ſeiner Eltern Hauſe, theils auf benachbarten kleinen Schulen erzogen. Wenn man bedenkt, daß England viele gute Schriftſteller über die Erziehung, und beſonders einen Locke aufzuweiſen hat, ſo iſt es unbegreiflich, daß dies wichtigſte Geſchäft der Menſchheit dort noch immer ſo ſehr vernachläſſigt wird; denn nichts kann gegründeter ſein, als der Vorwurf, daß ein Engländer ſelten ein Mann von Erziehung iſt. Findet man je eine Ausnahme, ſo ſind es einzelne Perſonen, die ſich entweder durch Reiſen, oder durch Hülfe ihres vorzüglichen Genies, oder durch eine glückliche Verbindung von andern Umſtänden ſelbſt gebildet haben. In allen handelnden Staaten pflegt beim Unterrichte der Jugend die Rechenkunſt gemeiniglich obenan zu ſtehen, ſo auch in England. Kann der Junge rechnen, und überdem noch eine zierliche Hand ſchreiben, ſo iſt er erzogen. Doch muß auch, nach altem leidigen Gebrauch, ein jeder ſeine beſten Jahre hindurch ſich mit Latein quälen, ungeachtet ihm das im gemeinen Leben ſelten zu Statten kommt. Für den Kopf wird auf dieſe Art

doch immer, wenn ſchon in geringem Grade geſorgt; daß aber der Jüngling auch ein Herz hat, daran wird nicht einmal gedacht. Dies bleibt ſich ſelbſt überlaſſen, und dann kann man ſich die Folgen vorſtellen. Auf ſolche Art lernt der Jüngling höchſtens denken. Gelingt es ihm nun von dieſer Seite ein außerordentlicher Mann zu werden, ſo verdient er zwar Bewunderung; doch darf man von dergleichen einzelnen Fällen nicht aufs Allgemeine ſchließen, oder einen ſolchen ſeltenen Mann gar zum Maßſtabe und Muſter der ganzen engliſchen Nation annehmen. Einen Baſedow kennt England noch nicht, ſo wenig wie es überhaupt Deutſchland und Europa kennt. Nur die Deutſchen haben den eigenthümlichen Charakter, ſich um alle fremde Völker zu bekümmern, und was nützlich und brauchbar (wir wollen gerecht ſein) zu oft auch was fehlerhaft, überflüßig und ſchädlich iſt, nachzuahmen.

Nach vorbeſchriebener Landesart ward auch der junge Wilhelm Dodd erzogen. Als er Schreiben, Rechnen und Latein, vielleicht auch etwas Griechiſch, gelernt, und es im Tanzen ziemlich weit gebracht hatte, ſchickte ihn ſein Vater im ſechzehnten Jahre (1745) nach Cambridge auf die Univerſität. Die Studenten beider engliſchen Univerſitäten ſind in verſchiedene Klaſſen getheilt. Die vom unterſten Range müſſen, vornehmlich in den erſten Jahren, allerhand Vortheilen entſagen, ja den Andern gewiſſermaßen aufwarten, und werden daher auch Servitors oder Sizers genannt. Allein dieſe Ungemächlichkeiten, wenn man ſie ſo nennen will, haben mehrentheils ihren großen Nutzen. Um nämlich bald aus jener unbequemen Lage zu kommen, wenden die Servitors den größten Fleiß an; dadurch lernen ſie ihre Fähigkeiten beſſer entwickeln, und hiervon hängt denn doch ihr künftiges Glück ab. Auf ſolche Art liefert dieſe Klaſſe die geſchickteſten Leute, und zwar legen ſich die mehreſten aus derſelben auf die Gottesgelehrſamkeit. Der junge Dodd mußte ſich gefallen laſſen in dieſe Klaſſe eingeſchrieben zu werden, vermuthlich weil ſein Vater unnöthige Koſten zu erſparen ſuchte. Er war wohl gewachſen, von angenehmer Geſichtsbildung und einem einnehmenden Betragen. Eben dies mochte ihm aber auch ſchon damals eine zu hohe Meinung von ſich ſelbſt beibringen; denn, ungeachtet er zur niedrigſten Klaſſe gehörte, ſo pflegte er doch an Aufwand und Kleidung keinem aus den höheren Klaſſen etwas nachzugeben. Zerſtreuung und Wolluſt wurden ſehr früh-

zeitig ſeine Lieblingsneigungen. Er fühlte die mächtigen Reize des andern Geſchlechts, und den heftigſten Trieb ſich ſelbſt angenehm und beliebt zu machen, wozu ihm denn auch Lebhaftigkeit, Witz und ungezwungenes Weſen wohl zu Statten kamen. Mit der franzöſiſchen Sprache erlernte er zugleich franzöſiſchen Leichtſinn, dieſe nöthige Eigenſchaft eines ſüßen Herrn. Tanzen war bei ihm zur Leidenſchaft geworden; und da er bald ſo gut als Juvenal *) wußte, wie außerordentlich viel ein wohlgebildeter Menſch dadurch in den Augen und Herzen der mehreſten Frauenzimmer gewinnt: ſo bediente er ſich ſeiner Vortheile und lebte, nicht ohne vielfältige Verſäumung ſeiner Studien äußerſt ausſchweifend. Wenn es ihm indeſſen wieder einkam, ſo konnte er, vermittelſt ſeines guten Gedächtniſſes und außerordentlichen Fleißes, das Verſäumte in Kurzem nachholen, und ſogar ſeine Mitſchüler bald wieder übertreffen. Hätte er, bei ſo viel natürlicher Anlage, ſeine Aufmerkſamkeit auf Eine Wiſſenſchaft vorzüglich gerichtet, ſo wäre er vermuthlich in ſeinem Fache groß und berühmt geworden. Allein dazu war er viel zu flüchtig. Er wollte von Allem etwas wiſſen, und weil es ihm an gehöriger Leitung fehlte, ſo blieb er auch geradehin blos bei der Oberfläche ſtehen. Freilich ſollten die verſchiedenen Talente, Anlagen und Neigungen eines jeden jungen Menſchen den künftigen Stand deſſelben, und dieſer hinwiederum nicht nur den Umfang, ſondern auch die Form des Unterrichts beſtimmen. Dies erfordert aber ausgebreitete Kenntniß des Herzens, und ein wachſames Auge über das Betragen eines jeden einzelnen Schülers; und wo ſoll man Lehrer mit ſolchen Eigenſchaften ſuchen? wahrlich nicht in den gemäſteten trägen, müßigen, von aller Welt abgeſonderten Mönchsgeſellſchaften der engliſchen Univerſitäten! Und gewiß eben ſo wenig unter den dortigen Profeſſoren, die keine Vorleſungen halten, als unter den wenigen Magiſtern eines jeden Collegii **), die jener Stelle vertreten, aber keine Autorität haben.

---

*) Juvenal Sat. VI. 63. 64.

**) Die beiden Univerſitäten Oxford und Cambridge beſtehen aus vielen kleineren Geſellſchaften oder ſogenannten Collegiis, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, deren jedes aber ein eigenes Gebäude, ſeine eigene Beſitzungen, Vorgeſetzte und Einrichtungen, auch verſchiedene Predigerſtellen zu vergeben hat. Ein ſolches Collegium hat einen zahlreichen Se-

Ein lebhafter, witziger Kopf hat ſich kaum vergafft, ſo macht er auch ſchon Verſe. Ob die erſten verliebten Reime des jungen Dodd gut oder ſchlecht geweſen, iſt nicht bekannt; ſo viel aber läßt ſich vermuthen, daß die Schönen, die er beſungen, aus Erkenntlichkeit ſein poetiſches Verdienſt über die Maßen herausgeſtrichen haben müſſen, weil er es ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre (1747) wagte, ein ſehr mittelmäßiges Stückchen drucken zu laſſen. Es war ein Schäfergedicht, zu welchem die Hornviehſeuche Gelegenheit gegeben hatte. Als eine jugendliche Arbeit, und um der Leichtigkeit des Ausdrucks willen, fand es nicht wenig Beifall, und dies ermunterte ihn, während ſeines fünfjährigen Aufenthalts auf der Univerſität noch verſchiedene kleine Stücke zu verfertigen und herauszugeben. Das Beſte dieſer Art waren ein paar Briefe, zu denen ihm folgende Umſtände Stoff und Anlaß dargeboten hatten.

Ein engliſcher Schiffscapitain, der an der afrikaniſchen Küſte Handlung zu treiben pflegte, nahm einmal eine Reiſe ins Innere des Landes vor, und kam zu einem Mohrenkönige, der ungefähr 4000 Unterthanen hatte. Dieſer Fürſt fand die Engländer nach ſeinem Geſchmack, bewirthete ſie ſehr gaſtfrei und überhäufte ſie mit Freundſchaftsbezeugungen. Endlich ging er in ſeinem Zutrauen zu ihnen ſo weit, daß er dem Capitain ſeinen achtzehnjährigen Sohn, und zu Begleitung deſſelben einen andern Jüngling mitgab, um ſie nach England zu bringen, und mit den Sitten und Gebräuchen der Europäer bekannt machen zu laſſen. Der Capitain empfing ſie mit Freuden, gab die ſchönſten Verſprechungen, und begegnete dem Prinzen mit aller Ehr-

nat von unverheiratheten Mitgliedern, die ſämmtlich ein gewiſſes Jahrgehalt bekommen, und nach Maßgabe ihrer Anciennetät zu Predigerſtellen befördert werden. Einer oder mehrere von dieſen Mitgliedern (fellows) werden entweder jährlich oder zeitlebens zu Vorſtehern des ganzen Collegii gewählt, und die Profeſſoren der Univerſität nimmt man größtentheils eben daher. Die Vorſteher aller Collegien machen den Senat der ganzen Univerſität aus, und aus dieſem wird jährlich Einer zum Vice-Kanzler der Univerſität ernannt. Weil die Profeſſoren ſelten ſelbſt leſen, ſo geben ſich in jedem Collegio einige Mitglieder (fellows) mit Privatunterricht ab, und dieſe werden Präceptoren (tutors) genannt. Die Studenten müſſen in einem oder andern Collegio eingeſchrieben ſein, daſelbſt wohnen, und bei einem Lehrer dieſes Collegii Vorleſungen hören, auch gewiſſe öffentliche Proben ihrer Geſchicklichkeit ablegen, welche ihnen Anſpruch auf die verſchiedenen Grade geben. Mehr wird nicht gefordert.

erbietung. Kaum aber hatte er ſie am Schiffe in ſeiner Gewalt, ſo legte er ihnen Ketten an, und verkaufte ſie in den Zucker-Inſeln. Nach dieſer abſcheulichen That ſtarb das Ungeheuer, ohne daß der Name deſſelben bekannt geworden wäre. Das Schiff kam bald darauf nach England, und dort erzählten die übrigen Officiere die ganze Geſchichte öffentlich. Die engliſche Regierung ließ die unglücklichen afrikaniſchen Jünglinge unverzüglich loskaufen, nach England bringen und unter der Aufſicht des Grafen Halifax in allem Betracht ſtandesmäßig erziehen. Sobald ſie mit den engliſchen Sitten etwas bekannt waren, ſtellte man ſie dem Könige vor, der ihnen ſehr gnädig begegnete. Einige Monate darnach wurden ſie in der chriſtlichen Religion unterrichtet, und endlich getauft. Von öffentlichen Vergnügungen gefiel ihnen das Theater am beſten. Als ſie einſtmals der Vorſtellung des Trauerſpiels Oronoko beiwohnten, deſſen Sujet ungemein viel Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Geſchichte hatte, machte der Anblick armer Unglücklichen von ſchwarzer Farbe, die ſich in einer eben ſo harten Sclaverei befanden, als ſie ſelbſt unlängſt ausgeſtanden, die rührende Unterredung zwiſchen Oronoko und Imoinden, die Erzählung ſeines erſten Unglücks durch die Verrätherei eines Schiffscapitains, ſeiner Leiden, ſeiner gemißbrauchten Güte — alles dies machte einen ſo heftigen Eindruck auf den Prinzen, daß er am Ende des vierten Aufzuges weggehen mußte. Sein Reiſegefährte ſah zwar das Stück bis zu Ende, weinte aber die ganze Zeit hindurch, zur äußerſten Rührung der ſämmtlichen Zuſchauer, helle Thränen. Ueber dieſen Vorfall ſchrieb Herr Dodd vorgedachte zwei poetiſche Briefe. Der eine war von dem afrikaniſchen Prinzen, an Zara, einen von ſeines Vaters Hofleuten, gerichtet; der andere enthielt die Antwort auf den vorigen. Beide Stücke waren von größerem Werth als die erſteren; ſie machten dem Herzen ihres Verfaſſers Ehre, und legten den Grund zu dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme, den er ſich in der Folge erwarb.

Sein Aufwand und ſeine Zerſtreuungen hatten ihn in Unkoſten geſetzt, die ſein Vater nicht zu bezahlen vermochte, und wovon er ihn vermuthlich auch nicht einmal etwas merken ließ. Er mußte deshalb ſehr frühzeitig anfangen, von ſeinen Talenten Gebrauch zu machen, und Bücher zu ſchreiben, die ſeine Verleger zum Glücke gut bezahlten. Im Jahre 1750 gab er einige Gedichte heraus, und ließ verſchiedene lateiniſche Werke

von neuem drucken *). Unter andern verfertigte er auch einen Zuſatz zu Pope'ns Dunciade, worin er allen ſeinen Witz, beides im Text und in den Anmerkungen, gegen Warburton richtete, und dadurch einen neuen Beweis gab, daß es ihm weder an Geſchmack noch an Beurtheilungskraft fehlte. Wer mit den engliſchen Dichtern bekannt iſt, wird wiſſen, daß die ſeltſamen, zum Theil abgeſchmackten Anmerkungen jenes Kunſtrichters der Satire eben ſo viele ſchwache Seiten darbieten, als der lächerliche, kritiſche Unſinn eines Bentley, den Pope ſo meiſterlich gezüchtiget hat **). Weil aber der Ertrag dieſer Schriften ſeinen Bedürfniſſen nicht immer gleich kam, ſo fing er noch in eben dem Jahre eine Ueberſetzung der Hymnen des Callimachus aus dem Griechiſchen an, und eröffnete eine Pränumeration, ſobald er einen Anfang davon aufzeigen konnte. Um eben dieſe Zeit ſchrieb er ein Trauerſpiel: die Syrakuſier, welches nach Art der Alten mit Chören aufgeſtutzt war. Nachdem er 1750 als Baccalaureus Artium promovirt hatte, verließ er die Univerſität und eilte, ohne jemand zu Rathe zu ziehen, nach London, als dem Sammelplatz üppiger Fröhlichkeiten, an welchen ſeine Seele hing. Er war nunmehr einundzwanzig Jahre alt, und hatte ſich durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Beleſenheit jene allgemeine Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften erworben, die zwar nicht den gründlichen Gelehrten, aber doch den angenehmen Geſellſchafter bildet. Seine ſüßtönende, fließende Sprache, mit einem gewiſſen Grade von Witz und artigen Manieren verbunden, hatte etwas Einnehmendes für gemeine Zuhörer; auch verſäumte er keine Geſellſchaft, wo er Gelegenheit finden konnte, öffentlich zu reden. Die Neigung zum andern Geſchlechte, die bei ſeinem Temperamente ſehr heftig war, hatte in reiferen Jahren immer mehr Stärke erhalten, weil er ſichs nie einkommen ließ, daß gerade der Trieb, der das größte Glück des Menſchen machen kann, am leichteſten ausarte, und dann zu den ſchändlichſten Laſtern führe. Sein eignes Herz betrog ihn; und

*) 1. Synopsis compendiaria librorum Hugonis Grotii, de jure belli et pacis. 2. S. Clarckii Dissert. de Dei existentia et attributis. 3. J. Locke de intellectu humano.

**) Man ſehe die Warburton'ſchen Ausgaben von Shakeſpear, Pope und andern Dichtern nach, zugleich aber auch die Johnſon'ſche letzte Ausgabe von Shakeſpear, wo W's pedantiſche Ausſchweifungen gerügt werden.

er erkannte dieſen bei vielen jungen Leuten gewöhnlichen Selbſtbetrug nicht eher, als bis es zu ſpät war. Die Erfahrung lehret nämlich, daß es auch den gröbſten Wollüſtlingen zum Theil an Menſchenliebe, Mitleidsgefühl und Großmuth nicht fehlt. Setzt man nun auf dieſe zärtlichen Empfindungen einen gar zu hohen Werth, und trauet man um ihrentwillen ſich ſelbſt zu viel zu, ſo iſt die Grenze bald überſchritten, zumal wenn der feurigſte Inſtinkt der ganzen menſchlichen Natur dieſen Schritt zu genehmigen, zu befehlen ſcheint. Iſt er aber einmal gethan, ſo iſt es leicht fortzugehen, und noch leichter, ſich ſelbſt zu überreden, daß das wahre Glück des Menſchen auf dieſem Genuſſe beruhe, der mit allen wohlthätigen edlen Empfindungen des Herzens ſo wohl beſtehen kann. Wer überdem niemals höhere und reinere Freuden gekannt hat, der wird ſich nicht vorſtellen, daß die blos ſinnlichen Vergnügungen noch von andern übertroffen, ja im Vergleich mit ihnen, verächtlich werden können. Und dennoch war es nicht ſowohl der Hang zur Wolluſt, als vielmehr Eigenliebe und Eitelkeit, die dem jungen Dodd ſo nachtheilig wurden; denn eben dieſe verdrängten aus ſeinem Herzen das für die Menſchheit ſo wohlthätige Gefühl, welches ſonſt bei allen ſeinen Ausſchweifungen noch immer hätte beſtehen können: ſie lehrten ihn, daß er um ſeines Vortheils willen nur den äußern Schein davon beibehalten dürfe; kurz, ſie machten ihn nach und nach zum ärgſten Heuchler.

Gleich nach ſeiner Ankunft in London nahm er an allen öffentlichen Vergnügungen Antheil, verſäumte nie das Theater und Ranelagh, und war oft in Wirthshäuſern unter luſtiger Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts zu finden. Er ging reich gekleidet, hatte prächtige Wohnzimmer, und verſagte ſich nicht die geringſte Bequemlichkeit. Dieſe Ausgaben zu beſtreiten, arbeitete er ſehr fleißig für die Buchhändler, doch größtentheils ohne ſich auf dem Titel ſeiner Werke zu nennen, weil dieſe nicht immer ſo beſchaffen waren, daß ſie ſeinem Charakter Ehre gemacht hätten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſeine Einnahme zu einer ſo verſchwenderiſchen Lebensart nicht hinreichte. Da er gleichwohl keinesweges geſonnen war, ſich im geringſten einzuſchränken, ſo mußte er auf Mittel denken, ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern. Nun hatte gerade damals eine Geſellſchaft (club) hoher adeliger Perſonen unter ſich eine anſehnliche Summe zum

Brautſchatz ihrer Maitreſſen zuſammen geſchoſſen, die größeren oder geringeren Antheil daran haben ſollten, je nachdem ſie früher oder ſpäter an Mann kämen. Eine dieſer Damen, Miß Perkins, ein artiges wohlgebildetes Frauenzimmer, das der Graf Sandwich unterhalten hatte, wohnte damals in London und gerieth, durch Vermittelung eines Dritten, mit Herrn Dodd in Bekanntſchaft. Er wußte in was für einer Verbindung ſie ehemals mit dem Grafen geſtanden hatte; allein ihre jetzige Aufführung ließ ihn hoffen, daß die Tugend in ihrem Herzen von neuem Wurzel gefaßt habe, und dereinſt gute Früchte bringen würde. Uebrigens konnte ein Mann in Dodd's Umſtänden, mit ſeinen Leidenſchaften und Neigungen, nicht feines Gefühl genug beſitzen, eine ſolche Perſon mit tauſend Pfund Sterling auszuſchlagen. Er heirathete ſie 1751 den 15ten April, und erhielt die Ausſteuer zu gleicher Zeit.

Was er durch den Brautſchatz ſeiner Frau zu gewinnen glaubte, entging ihm auf einer andern Seite wieder, weil er nun als ein verheiratheter Mann nicht mehr hoffen durfte, bei der Univerſität verſorgt zu werden. Doch das ließ er ſich im geringſten nicht anfechten. Gewohnt in den Tag hineinzuleben, miethete er vielmehr ein geräumiges Haus und meublirte es aufs ſtattlichſte, ohne zu bedenken, daß ſein Auskommen forthin lediglich von der Feder abhangen würde.

Bei einer ſo unüberlegten Aufführung ward dem Vater des jungen Verſchwenders mit Recht für die Zukunft bange. In dieſer Beſorgniß kam er mit ſchwerem Herzen nach London und wendete alles mögliche an, um ſeinen Sohn in eine Laufbahn zu bringen, bei welcher für ſein Herz und für ſein Auskommen gleich gut geſorgt wäre. Dies gelang ihm. Theils waren die jugendlichen Ausſchweifungen des jungen Dodd nicht allgemein bekannt, oder auch ſchon wieder vergeſſen worden; theils hatte er, ſeit der Heirath, ein etwas geſetzteres Weſen angenommen, und die Bekanntſchaft mit verdächtigen Frauensperſonen abgebrochen. Man konnte alſo dem Anſcheine nach vermuthen, daß er ſeine Denkungsart wirklich geändert und beſſere Grundſätze angenommen hätte. Ueberdem mochte er ſichs gleich bei ſeiner Verheirathung vorgenommen haben, in den geiſtlichen Stand zu treten, und ſah daher wohl ein, daß er ſeinen Wandel der Würde dieſes Ordens im Voraus gemäß einrichten müßte. Bei ſo bewandten Umſtänden koſtete es ſeinem Vater nicht viele

Mühe, ihm beim Biſchofe von London eine Stelle auszuwirken *). Dieſer ernannte ihn noch in demſelben Jahre (1751) zum Vicarius oder Subſtituten (curate) des Predigers von Weſt-Ham, und nun mußte er von London weg, nach Plaiſtow in Eſſex hinziehen.

Hier fanden ſeine Predigten ungemein viel Beifall. Schon während ſeines Aufenthalts in London hatte er ſich im Voraus praktiſch darauf geübt, und unter andern in den ſogenannten Robinhuds-Geſellſchaften **) die Vertheidigung der chriſtlichen Religion übernommen. Wenn zu dieſem Geſchäft innere Ruhe der Seele und eine gewiſſe Stärke des Geiſtes erfordert werden, ſo war er freilich nicht hinlänglich dazu ausgerüſtet: denn dieſe Eigenſchaften können nur bei einem unbefleckten Gewiſſen ſtattfinden, und eben daran fehlte es ihm. Als er in einer ſolchen Robinhuds-Geſellſchaft einſt mit vielem Feuer von der Beruhigung in der Religion ſprach, ereignete ſichs, daß jemand ein paar Funken im Kamin herunterfallen ſah, und darüber aus-

*) Erſt zwei Jahre nachher, 1753, ward er zum Prieſter ordinirt; denn nach den Verordnungen der engliſchen Kirche darf dieſes nie vor dem 25. Jahre geſchehen.

**) Robinhood-Societies ſind öffentliche Verſammlungen in gewiſſen Wirthshäuſern und Bierſchenken, wo jedermann für ſechs Pfennige engl. Geldes (ungefähr 4 Groſchen) freien Zutritt und eine Kanne Bier oben ein hat. Hier kommen Träger, Fuhrleute, Handwerker, Kaufleute, Parlementsglieder und Standesperſonen zuſammen, ohne das geringſte Vorrecht über einander zu genießen, ausgenommen, daß der Präſident Stillſchweigen gebieten darf, wenn man zu laut wird. Während der Verſammlung wird ganz frei von Staatsſachen, Religion und andern gemeinnützigen Gegenſtänden geſprochen, und hier bildet ſich mancher Redner, der hernach auf der Schaubühne, auf der Kanzel, vor Gericht, oder in den oberſten National-Verſammlungen mit Beifall und Bewunderung gehört wird. Eben dieſen Geſellſchaften iſt es auch zuzuſchreiben, daß Schornſteinfeger und Schuhputzer ihre engliſche Staatsverfaſſung eben ſo gut und vielleicht beſſer kennen, als manche deutſche Profeſſoren, die darüber ein langes und breites raiſonniren. Wer über einen gewiſſen Punkt das Gutachten der Robinhuds-Geſellſchaft wiſſen will, braucht nur die Frage dem Präſidenten ſchriftlich vorzulegen. Dieſer läßt ſie laut vorleſen, und ſetzt gleich einen Tag feſt, an welchem darüber disputirt werden ſoll. Wer alsdann Luſt zu ſprechen hat, findet ſich an dem Tage ein, und nachdem die Argumente beider Parteien angehört worden, votirt die Societät darüber. Auf dieſe Art bildet ſich die Nation Begriffe von ihren Königen, Parlamentern, Miniſtern, Admiralen, Generalen, Richtern u. dergl.

rief: der Schornſtein ſei in Brand gerathen. Dies brachte unſern Redner dermaßen außer Faſſung, daß er in der größten Angſt zum Fenſter lief, und im Begriff war, ſich vom zweiten Stockwerk hinabzuſtürzen, wenn ihn die übrigen Anweſenden nicht zum Glück daran verhindert hätten. Aus dieſem Vorfalle läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß Gegenwart des Geiſtes, Standhaftigkeit und kühler Muth eben nicht zu ſeinen Eigenſchaften gehörten.

Ich habe ſchon angemerkt, daß Dodd ein Mann von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten war. Mit Hülfe derſelben hatte er ſich die Kunſt erworben, ſeine Zuhörer, ſo oft er wollte, bis zu Thränen zu rühren, oder bei andern Gelegenheiten ihre Aufmerkſamkeit durch einen überaus blumenreichen Styl, durch poetiſche Ausdrücke und honigſüße, ſanftfließende Worte *), die er mit melodiſcher Stimme vortrug, an ſich zu ziehen. Seine Schilderungen des Laſters waren lebhaft, treffend, und zum Theil nach eigner Erfahrung gezeichnet; nicht minder feurig waren ſeine Vorſtellungen der Tugend, der Seligkeit und der weſentlichen Punkte der chriſtlichen Religion, und ſie gefielen wegen des myſtiſchen Ausdrucks, worin er Hutchinſon nachahmte, vielen Zuhörern um deſto beſſer, je weniger ſie davon verſtanden. Allein, die Religion mit Nachdruck und Kraft zu vertheidigen, überwiegende gründliche Beweiſe zu führen, kurz, mit Salbung und wahrer apoſtoliſcher Beredtſamkeit zu predigen, das war ſeine Sache nicht. Und vielleicht wären dergleichen Reden auch viel zu gut für den Pöbel **), der ſchon vom bloßen Wortgepränge hingeriſſen wird, wenn der Prediger das Herz nur einigermaßen ins Spiel zu ziehen vermag. Wahr iſt es, daß ohne einen gewiſſen Grad von Enthuſiasmus und Wärme eine Religion nicht füglich beſtehen kann, eben ſo wahr, daß das langgedehnte eiskalte Ritual der engliſchen Kirche, und der daraus entſproſſene feierlich kalte Predigtton dem wohlthätigen Gefühle von Religion vielmehr hinderlich als zuträglich iſt. In dieſem Betracht verdienen die ſogenannten Methodiſten allerdings einige Entſchuldigung, wenn ſie bei ihren Predigten auf öffentlichem

---

*) Mellitis verborum globulis. *Petron.*

**) Das Wort Pöbel wird hier nicht im engſten Verſtande genommen. Ein galonirtes Kleid, ein Stern, oder ein Reifrock ſollen keine Ausnahmen machen.

Markte ihrer ſchwärmenden Einbildungskraft den Zügel ſchießen laſſen; und es iſt gar nicht zu verwundern, daß ſie deshalb ſo vielen Zulauf haben. Warum ſollten nicht die Menſchen nach einem Religionsgefühle, welches ihnen gleichſam angeboren iſt, den gleichgültig ſcheinenden Seelſorger verlaſſen, und Bewunderung, Beifall und Liebe dem zuwenden, der das Herz rührt, der bei umſichgreifendem Verderben die Hände nicht in den Schooß legt, ſondern demſelben thätigſt zu ſteuern ſucht, dem es ein Ernſt iſt, die Sache der Religion aus allen Kräften, nicht als Nebenwerk, oder um des Brotes willen zu treiben, der ſich in einem gewinnſüchtigen Staate als ein uneigennütziger Mann auszeichnet, der alle Menſchen mit herzlicher brüderlicher Liebe umfaſſet, und in die Beförderung ihrer ewigen Wohlfahrt ſeine höchſte Ehre und Glückſeligkeit ſetzt? Alles dieſes thun die methodiſtiſchen Prediger auf eine, wenigſtens der Form nach, ſehr in die Sinne fallende Art, indeß der engliſche Geiſtliche ſeine vernünftelnde Rede mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit und Steife der Gemeinde vorlieſt. Doch es iſt gar nicht meine Abſicht, die Grenzen der Laulichkeit des Herzens, der wahren feurigen Liebe zur Religion, und der wilden ausſchweifenden Schwärmerei zu beſtimmen; auch will ich dieſe weiter nicht vertheidigen, weil ich gar wohl weiß, wie leicht ſie zum heuchleriſchen Deckmantel des Laſters gebraucht werden kann. Ich wollte vielmehr bei dieſer Gelegenheit nur im Vorbeigehen die wahren Urſachen anzeigen, warum in einem ſo erleuchteten Staate als England, die Schwärmerei ſo beliebt iſt und ſo feſten Fuß gefaßt hat.

Außer der Annehmlichkeit des Vortrags, der Sprache und des Hutchinſon'ſchen Myſticismus, hatte Dodd auch noch viel Empfehlendes in ſeiner äußerlichen Bildung. Man müßte die Welt wenig kennen, wenn man leugnen wollte, daß körperliche Schönheit von vielen Zuhörern, und faſt allen Zuhörerinnen, als Haupteigenſchaft des geiſtlichen Redners angeſehen werde. Dodd war ein Mann von mittler Größe, ziemlich gut bei Leibe, doch nicht von ſtarkem Knochenbau. Sein völliges Geſicht zeigte eine vielſprechende Stirn und eine wohlgebildete Naſe; dagegen verrieth ſich in den herabhängenden ſchwammichten Backen und in dem verzogenen Munde viele Schwäche, die jedoch zum Theil unter dem äußerlichen Schein von Gefälligkeit und Menſchenliebe verborgen blieb.

Er hatte die Subſtitutenſtelle in Weſt-Ham noch nicht

lange bekleidet, als der zweite oder Nachmittagsprediger bei der dortigen Kirche mit Tode abging. Dieſe Vacanz verſchaffte der Gemeinde Gelegenheit, ihm einen öffentlichen Beweis ihrer Zufriedenheit zu geben. Sie übertrug ihm nämlich die Stelle des Verſtorbenen. Kaum hatte er dieſe angetreten, als er ein kleines Werk in zwei Octavbänden, the Beauties of Shakespeur selected (Auswahl der ſchönſten Stellen im Shakeſpear) herausgab, aber zugleich in der Vorrede verſicherte, daß er nunmehr dieſe Art Studien gänzlich an die Seite legen, und ſich blos mit den wichtigern Wahrheiten des Chriſtenthums beſchäftigen wolle; er habe dies Werk nur drucken laſſen, weil es bereits vor ſeiner Ordination angefangen und vollendet geweſen. Dieſen Vorſatz, ſich ganz der Religion zu widmen, richtete er auch wirklich mit dem größten Eifer ins Werk. Außer ſeinen öffentlichen Parochial=Functionen erklärte er die heilige Schrift in der Woche in ſeinem eigenen Hauſe, und verſäumte keine Gelegenheit, ſich im Weinberge des Herrn als einen unermüdeten Arbeiter zu zeigen. Dabei war er von geſelligem und angenehmem Umgange, ohne der Würde ſeines Amts etwas zu vergeben, ſo daß ſeine Gemeinde nicht allein Achtung für ſeine Verdienſte als Prediger, ſondern auch Ehrerbietung für ſeinen Privatcharakter hegen mußte. Hier machte er viele nützliche Bekanntſchaften und legte den Grund zu vielen Verbindungen, die für ihn in der Folge von der größten Wichtigkeit wurden. Hier war er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe*) der Welt wahrhaft nützlich und von jedermann geliebt; auch dachte er an dieſen Ort noch oft mit Sehnſucht zurück, nachdem er ihn ſchon lange verlaſſen hatte. Wie glücklich hätte er hier ſein können, wenn er von Ehrſucht und Eitelkeit frei geblieben wäre! Allein, bei einem Manne von ſo flüchtiger Gemüthsart konnte jener erſte Paroxismus von Eifer nichts mehr als eine vorübergehende Hitze ſein, zu heftig, als daß ſie hätte dauern, und zu wenig gegründet, als daß ſie die Religion zum wahren und einzigen Endzweck hätte haben ſollen. Dergleichen ſchnell entſtandene Einfälle können den unbeſtändigſten Menſchen auf eine Zeitlang beſchäftigen, vielleicht gar über ſeine gewöhnliche Schwachheiten hinausſetzen; allein beim erſten Erwachen der Leidenſchaften ver=

*) In der Zueignungsſchrift ſeiner Predigt über das Papſtthum, an den verſtorbenen Grafen Cheſterfield 1768.

ſchwinden ſie wieder als ein Meteor, das auch nicht eine Spur ſeines ehemaligen Daſeins übrig läßt.

Schon im Mai 1753 ward Dodd nach London zurück und zum zweiten Prediger an der St. Jacobs= (James-) Kirche, in dem Quartiere der Stadt, welches Garlikhithe genannt wird, berufen. Er durfte ſeine Stelle auf dem Lande deshalb nicht aufgeben, ſondern predigte, weil die Entfernung nicht groß war, des Morgens in einer und des Nachmittags in der andern Kirche. Im April des folgenden Jahres, 1754, ward er von der St. Jacobs=Kirche zu einer einträglichern Pfarre, als zweiter Prediger an der St. Olav's=Kirche, befördert. Nunmehr wäre ſeine Einnahme, wenn gleich nicht überaus reichlich, dennoch für einen bedachtſamen Mann hinreichend geweſen; allein, er hatte noch immer zu viele Bedürfniſſe und überdem noch alte Schulden: jene wollten befriedigt, dieſe getilgt ſein. Er verfiel alſo auf ein anderes Mittel, welches ihm ſehr gut gelang. Er miethete nämlich ein bequemes und wohlgelegenes Haus, nahm daſelbſt junge Herren aus verſchiedenen großen und wohlhabenden Familien unter ſeine Aufſicht, gab ihnen Tiſch, Wohnung und Unterricht, und ließ ſich dafür ein Anſehnliches zahlen. Auf dieſe Art lebte er nicht nur in dem geſchmackvollen Ueberfluſſe, wozu er von jeher geneigt geweſen, ſondern erübrigte auch ſo viel, daß er ſich von ſeinen Gläubigern losmachen, und ſich eine Kutſche anſchaffen konnte, um ſeine beiden Predigerſtellen mit deſto leichterer Mühe zu verſehen. Bis dahin ging alles noch gut. Allein ſein öfterer Aufenthalt in London verwickelte ihn in neue Ausgaben, und brachte ſo viele Zerſtreuungen mit ſich, daß die erſte Hitze ſeiner Frömmigkeit verrauchte, und zugleich der Entſchluß, nichts mehr mit weltlichen Schriften zu thun zu haben, ganz ins Vergeſſen kam. Noch in demſelben Jahre (1754) ſchrieb er einen Roman: „Die Schweſtern, oder Geſchichte der Lucia und Caroline Sanſon, die ſich einem falſchen Freunde anvertrauet," fand aber nicht für gut, ſeinen Namen auf den Titel zu ſetzen, weil der Inhalt eben nicht die beſten Begriffe von dem Herzen und der Beurtheilungskraft des Verfaſſers, als Prediger betrachtet, erwecken konnte. Verſchiedne ſchlüpfrige Scenen, die nur nach dem Leben ſo gezeichnet ſein konnten, hatten, ungeachtet des äußerlichen moraliſchen Schleiers, die ſichtbarſten Kennzeichen einer erhitzten Einbildungskraft, und ein ſo verführeriſches Colorit, daß ſie die Leidenſchaften vielmehr

rege als der Vernunft unterwürfig machten, mehr zur Sinnlichkeit reizten, als zur Tugend anführten. Einige damals in London ſehr bekannte Leute, die Herrn Dodd zum Theil mißfallen, zum Theil vielleicht beleidigt hatten, wurden in dieſem Roman unbarmherzig mitgenommen. Unter andern wird einer, der den auf dem Titel angegebenen falſchen Freund vorſtellt, ſo ſchwarz als der Satan ſelbſt gemalt, und zuletzt an den Galgen gebracht.

Im Ganzen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die vortheilhafte Wendung, welche Dodd's Glücksumſtände um dieſe Zeit nahmen, den Grund zu allen den Fehltritten und Laſtern gelegt haben, die ihn zuletzt zum ſchrecklichſten Beiſpiel menſchlicher Schwachheit machten. Seine Eitelkeit, die auf dem Dorfe geſchlummert hatte, mußte in der Hauptſtadt natürlicher Weiſe wiederum erwachen, und die geringe Mühe, die es ihm koſtete, ſie zu befriedigen, brachte ihn allmälig zu allen den Ausſchweifungen ſeiner jugendlichen Jahre zurück. Wer kann, wenn er einmal vom rechten Wege auch nur einen Fuß breit abgewichen iſt, ſagen, bis hierher will ich gehen, und nicht weiter? Dieſe traurige Wahrheit, daß der Laſterhafte ſchwerlich ſtille zu ſtehen weiß, ſondern von Tage zu Tage verderbter wird, ſo bald er ſich gewiſſen Lieblingsneigungen überläßt, und ſich dieſe oder jene kleine Ausſchweifung, gleichſam auf Rechnung ſeiner anderweitigen Frömmigkeit, erlaubt: dieſe Wahrheit kann nie zu oft wiederholt, der Jugend nie zu ſcharf eingeprägt werden.

Es bleibt noch ungewiß, ob Madam Dodd durch ihre eigenen Fehltritte zu den ſeinigen Anlaß gegeben oder nicht. So viel kann man, glaube ich, auf allen Fall vorausſetzen, daß er bei ſeiner Heirath die glaubwürdigſte Verſicherung, ſowohl von ihrer Zuneigung als auch von ihrer untadeligen Aufführung gefordert haben werde. Denn, ſelbſt der ausſchweifendſte Wollüſtling pflegt die Tugenden, um welche er, für ſeine Perſon, ſich im geringſten nicht bewirbt, gleichwohl von ſeiner Gattin zu verlangen. Doch, es bedarf hier keiner ſo ſtrengen Unterſuchung, wer von dieſem Paare das Ehegelübde zuerſt gebrochen habe: er oder ſie? Alle Umſtände laſſen vermuthen, daß es von beiden Theilen wohl faſt zu gleicher Zeit geſchehen ſein müſſe. Die Zerſtreuungen, in welche er ſich durch ſeine öftere Anweſenheit in London verwickeln ließ, entfernten ihn ſehr oft von ſeiner Frau, und dieſe vielfältige Trennung mochte ſie unvermerkt gleichgültig gegen einander machen. Sobald aber das Feuer der ehelichen

Zärtlichkeit erſt in Abnahme gerieth, ſobald verlor auch der erlaubte Genuß allen Reitz für ſie, und ihre gegenſeitige Abweſenheit veranlaßte und erleichterte beiden den Hang nach verbotenen Freuden. Vor den Augen der Welt konnten dieſe Unordnungen wohl eine Zeitlang verborgen bleiben; aber ſie unter ſich mußten doch bald einer von dem andern etwas gewahr werden. Dodd merkte kaum, daß ſeine geheimen Liebeshändel ſeiner Frau bekannt wären, als er, aus Beſorgniß für ſein zeitliches Glück, auf Mittel ſann, ſich ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern. In dieſer Verlegenheit kam ihm die Entdeckung ihrer eigenen Untreue trefflich zu ſtatten, und nach einer kurzen Erklärung verglichen ſie ſich dahin, daß keiner den andern in ſeinem Vergnügen ſtören, vielmehr behülflich ſein, übrigens aber die ganze Welt in dem Wahne erhalten werden ſollte, als ob ſie Muſter zärtlicher Eheleute wären. Von dieſem Augenblicke an ward Dodd ein Heuchler, der Religion und chriſtliche Tugend nur dazu anwendete, um insgeheim den gröbſten Wollüſten deſto ſicherer nachhangen zu können, und der in Kurzem ſo weit ging, daß die unſchuldigſten Mädchen vor ſeinen Nachſtellungen nicht mehr ſicher waren *). Zwar blieb, wie er zuletzt ſelbſt geſtanden, ſein

*) Ich behaupte dies nicht ohne hinlänglichen Grund. Dodd's vertrauteſte Freunde, denen er in den letzten Zeiten ſeines Lebens manches entdeckte, haben mir ſo viele Anekdoten dieſer Art erzählt, daß ich ſeinen Ausſchweifungen mit dem größten Recht noch weit härtere Benennungen hätte beilegen können. Allein, die noch lebenden Angehörigen dieſes Unglücklichen verdienen zum Theil einige Schonung, weshalb man auch jene geheimen Begebenheiten der Welt vermuthlich nie mittheilen wird. Zwar iſt es des Biographen Pflicht, die Menſchen in ihrer natürlichen Geſtalt, ohne Schminke, ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachkommenſchaft zum warnenden Beiſpiele darzuſtellen; doch darf deshalb nicht gerade die Neugier eines jeden Anekdotenkrämers befriedigt werden. Einen Umſtand muß ich indeſſen hierherſetzen, damit man ſich von dieſem würdigen Ehepaare einen gehörigen Begriff machen könne. Herr Dodd ließ in allen Zeitungen bekannt machen, daß junge Ausländer, welche Luſt hätten, ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen, für zwei Guineen wöchentlich, Wohnung und Tiſch bei ihm finden könnten; auch wolle er ihnen zum Sprechen Anleitung geben. Mit dieſen jungen Leuten pflegte er Sonnabends in die Stadt zu fahren, um des andern Morgens ſein Predigeramt abzuwarten. Einer aber blieb gemeiniglich auf dem Lande, um der Frau Paſtorin Geſellſchaft zu leiſten; und der mußte für dieſe außerordentliche Ehre drei Guineen mehr bezahlen. Verſchiedene Herren hatten die Gewohnheit einander wöchentlich abzulöſen, und auf dem Lande zu bleiben, ſo oft die Reihe ſie traf. Madame ihrer Seits, ließ in die

Gewiſſen dabei nicht ganz ruhig, ſondern erinnerte ihn, daß er gegen ſeine eigene Ueberzeugung handelte, brachte ihn vielleicht gar zur Reue über ſeine bisherigen Ausſchweifungen, und ließ ihn tugendhafte Entſchließungen faſſen; doch, dieſe waren nicht dauernder als Morgenthau, der bald verſchwindet.

Bei der Sorgfalt, die er anwendete, ſeine Laſter zu verbergen, gelang es ihm, auf dieſem ſchlüpfrigen Wege viele Jahre lang unentdeckt fortzugehen. Indeß daß er insgeheim ſeinen Lüſten und Begierden freies Spiel ließ, wußte er ſich die Gunſt und das Zutrauen der Biſchöfe, der Großen und aller ſeiner Zuhörer zu erwerben. Seine engliſche Ueberſetzung der Hymnen des Callimachus erſchien 1755, nachdem er bereits ganzer fünf Jahre zuvor die Pränumeration dafür eingeſtrichen hatte. Die dabei befindlichen Anmerkungen enthielten eine wunderliche Miſchung von heidniſcher Mythologie und Hutchinſon'ſchen myſtiſchen Ausdrücken, fanden aber unter der großen Menge von Leſern dennoch manchen Liebhaber. In demſelben Jahre fing er auch an, einen Theil ſeiner Predigten drucken zu laſſen, die mit eben dem Beifalle geleſen wurden, womit ſie zuvor waren angehört worden. Hiernächſt gab er verſchiedene, aber durchgehends mittelmäßige, Gedichte heraus, die er auf ſeinen Sommerreiſen zu verfertigen pflegte. Dieſe Sommerreiſen gehören in England mit zur Mode. Wer es nämlich nur einigermaßen ausführen kann, der pflegt in der beſten Jahreszeit nach einem oder dem andern Seehafen, oder auch ins Bad zu gehen. Herr Dodd aber war viel zu ſehr du bon ton, um alsdann zurückzubleiben. Er mußte, wie er zu ſagen pflegte, ſeine „Lebensgeiſter erfriſchen," die durch ſo mancherlei Arbeiten freilich wohl erſchöpft ſein mochten. Er war alſo den Sommer über mehrentheils in Southampton, Margate, Brighthelmſtone, Scarborough, Tunbridge, Briſtol, Matlock u. dgl. Orten anzutreffen.

Seine Politik rieth ihm an, ſich auch bei Hofe angenehm

Zeitungen ſetzen, daß ſie angenehme Geſellſchafterinnen brauchte, die ſie in allen Stücken frei halten, auch, falls man mit ihnen zufrieden wäre, des Sommers nach Southampton, nach Bath, oder gar bis nach Frankreich mitnehmen wollte. Sie ſtellte ſich oft krank, und wollte alsdann nur von ihrem Manne und der Geſellſchafterin bedient ſein. Die Dienſte, welche ſie ihr gemeinſchaftlich leiſten mußten, brachten ſeltſame Situationen hervor, und gaben Anlaß zu größern Vertraulichkeiten. Die Nebenzimmer waren bequem. — Caetera quis nescit?

zu machen; dies gelang ihm unter andern dadurch, daß er 1758 (als die Flotte mit einer Menge Landtruppen an Bord nach der franzöſiſchen Küſte gegangen war) im Ton eines ächten Royaliſten „über die Pflicht des Volks, zu der Zeit, wenn das Heer wider den Feind ausgezogen iſt," predigte *).

In eben dem Jahre ward, unter dem Namen des Magdalenen-Hoſpitals, ein mildes Inſtitut für liederliche Frauensperſonen errichtet, die von ihrer häßlichen Lebensart ablaſſen und eine beſſere ergreifen wollten. Der thätige Eifer, mit welchem ſich Dodd dieſer Stiftung annahm, machte ihm einen großen Namen. Es ſei dahin geſtellt, ob Eitelkeit und Heuchelei, oder ob wahres, mitleidiges Gefühl und Liebe zur Religion und zur Menſchheit die Beweggründe ſeiner Theilnehmung waren. Die Vorſehung führt ihre weiſen und gütigen Abſichten aus, ohne in der Wahl der Mittel nach unſern Einſichten zu Werke zu gehen. Wie oft haben nicht die verderbteſten Menſchen, ohne zu wiſſen auf welche Art, und indem ſie etwas ganz anderes im Sinne führten, Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts werden, wie oft haben nicht ſelbſt ihre Laſter die heilſamſten Folgen veranlaſſen müſſen **)! Zu verhindern, daß es in einer ſo großen Stadt, als London, gar keine entehrte öffentliche Weibsperſonen und keine liederlichen Häuſer geben ſollte, würde in unſerm Jahrhundert, wo zügelloſe Wolluſt und Sinnlichkeit herrſchen, nicht nur unmöglich, ſondern vielleicht gar gefährlich ſein. Es war alſo zuträglicher und ſicherer, daß man auf ein Mittel dachte, wodurch wenigſtens eine beträchtliche Anzahl dieſer Unglücklichen vom äußerſten Elende gerettet und vielleicht zur Tugend zurückgeführt werden könnte, ehe ſie in den Straßen vor Hunger und Kälte haufenweiſe umkämen, wie dies täglich der Fall zu ſein pflegte, und zum Theil noch jetzt geſchiehet. Bis dahin hatte man dieſe gefallenen Kreaturen mit Verachtung und Abſcheu, ohne das geringſte Mitleid angeſehn, als ob ſie gleich-

---

*) On the People's duty when the heft is gone forth against the Ennemy.

**) Ueber die zahlreichen Stiftungen von Hoſpitälern, Armenhäuſern u. ſ. w. in London, ihrem jedesmaligen Urſprung, und die Beweggründe derer die noch jetzt dazu beitragen, imgleichen über die Mißbräuche dieſer Stiftungen, wovon ſich oft viele Reiche, zum Nachtheil der Armen und Elenden, noch größere Schätze ſammeln, wäre viel zu ſagen; es gehört aber nicht in die engen Grenzen einer Biographie.

ſam gar nicht zum menſchlichen Geſchlechte gehörten, oder auf jene allgemeine Menſchenliebe, die das Band der Geſellſchaft und der edelſte Zug in unſerer ganzen Natur iſt, gar nicht mehr Anſpruch machen dürften. Gleichwohl hatte ihre Anzahl mit jedem Jahre zugenommen, und die Beiſpiele dieſes Laſters waren endlich ſo häufig und auffallend geworden, daß verſchiedene Schriftſteller das Publikum öffentlich aufforderten, dem Uebel abzuhelfen, oder es wenigſtens zu mindern. Bei dem allen blieb man noch lange unthätig, weil niemand das Anſehen haben wollte, als ſei er geneigt, dem Laſter die Hand zu bieten. Endlich machte ein angeſehener Kaufmann, Herr Robert Dingley, im Jahre 1758 einen Plan bekannt, wie ein ſolches Unternehmen vermittelſt einer Subſcription am leichteſten auszuführen wäre. Zu dieſer trug er aus ſeinen eigenen Mitteln ein Namhaftes bei, und ſchon am 10. Auguſt deſſelben Jahres war die Sache ſo weit gediehen, daß das dazu gemiethete Gebäude geöffnet und zum Anfang acht Weibsperſonen darin aufgenommen werden konnten *). In der Folge hat die Direction außerhalb der Stadt, jenſeit der Themſe, ein bequemeres und größeres Haus aus ihren eignen Mitteln aufführen laſſen. Die Summe der jährlichen Einnahme und der freiwilligen Beiträge beläuft ſich, vom Anfange der Stiftung bis zum Ende des Jahres 1775, auf 70374 Pfund Sterling; davon ſind 67154 Pfund Sterling ausgegeben worden, mithin noch ein Ueberſchuß von 3000 Pfund geblieben. Während dieſer ſiebzehn Jahre ſind 1637 ſolcher unglücklichen entehrten Weibsperſonen aufgenommen worden, worunter manche kaum vierzehn Jahr alt, und ſehr viele als die erbärmlichſten Opfer ausgearteter Leidenſchaften, von Mangel, Kummer, Krankheit, und dem ſchrecklichſten Elende faſt ganz vernichtet waren. Mehr als die Hälfte, nämlich 943, ſind durch die von den Vorſtehern dieſer Stiftung angewendeten Bemühungen mit ihren Verwandten wiederum ausgeſöhnt und von denſelben aufgenommen, oder als Dienſtmägde in guten Fa-

---

*) Die ganze Entſtehungsgeſchichte dieſes Hoſpitals findet man in einem kleinen Bande, betitelt: An account of the rise progress et present State of the Magdalen-Hospital, for the reception of penitent prostitutes, together with Dr. Dodd's Sermons, to which are added, the advice to the Magdalens; with the Psalms, hymms, prayers, rules and list of subscribers (5. Edition). London 1776. 12. 3. S. 6. p. — printed for the Charity and sold at the Hospital.

milien, oder bei ehrlichen Handwerksleuten als Arbeiterinnen untergebracht worden. Vierundvierzig ſind wahnwitzig befunden und als Unheilbare in das St. Lucas-Hoſpital, oder in die Armenhäuſer der Kirchſpiele, worin ſie zu Hauſe gehört, geſchickt worden. Dreiundvierzig ſind geſtorben, und 204 auf ihr eignes Anſuchen, und in der wahrſcheinlichen Muthmaßung, daß ſie in der Folge nützliche und glückliche Mitglieder des Staates bleiben werden, entlaſſen. Dagegen aber hat man 155, ſchlechter Aufführung, beſonders Unverträglichkeits wegen, fortjagen und ihrem Elende von neuem überlaſſen müſſen. Zweiundfunfzig, die in beſondere Krankenhäuſer geſchickt worden, um geheilt zu werden, ſind nie zurückgekommen, und vermuthlich in der Cur geſtorben. Von der ganzen Anzahl der 1637 bleiben noch 96, und ſoviel ſind beim Schluſſe der Rechnung im Jahre 1775 in dem Magdalenen-Hoſpitale wirklich vorhanden geweſen. Gegenwärtig gibt es etliche hundert Perſonen, die entweder jährlich zu dieſer Stiftung beitragen, oder ein für allemal ein Anſehnliches dazu hergegeben haben. Wer 20 Guineen ſchenkt, wird auf Zeitlebens einer von den Directoren des Hoſpitals; aus dieſen werden jährlich ein Präſident, ſechs Vice-Präſidenten, ein Kämmerer und ein engerer Ausſchuß (Committee) gewählt. Die Mitglieder dieſes letztern kommen wöchentlich zuſammen, um über das Ganze die nöthigen Anordnungen zu machen; auch nehmen ſie am erſten Donnerſtage jedes Monats die Bittſchriften ſolcher Perſonen an, welche aufgenommen zu werden wünſchen. Ehe aber die Aufnahme geſchiehet, muß eine Wärterin, oder, erforderlichen Falls, auch ein Wundarzt von den Geſundheitsumſtänden dieſer Leute Erkundigung einziehen. Sonſt gehören ein Medicus, zwei Wundärzte, zwei Apotheker, ein Capellan, eine Matrone mit ihren zwei Gehülfinnen, verſchiedene Wärterinnen und Mägde zu dieſem Hoſpitale. Die Kranken werden in beſondere Zimmer gebracht, die Geſunden aber zum Waſchen und Reinigen, imgleichen zu allerhand anderer Frauensarbeit, angehalten. Sie tragen alle einerlei Kleidung, die ihnen jedoch, wenn ſie aus dem Hoſpital wegkommen, nicht mitgegeben wird, damit niemand ſie daran erkennen möge. Wofern die Eltern, Angehörigen und Freunde ſie alsdann nicht kleiden, ſo werden ſie von Seiten der Stiftung mit einem vollſtändigen Anzuge verſorgt. Die Entlaſſung geſchieht, entweder wenn die Eltern oder Verwandten bei dem Hoſpitale darum anſuchen, (doch muß

das Mädchen darein willigen, ſo wie jene, des Vorigen nicht mehr zu gedenken, verſprechen müſſen), oder wenn eine ehrbare Familie eine Magd verlangt, und die Matrone oder Aufſeherin eins von dieſen gebeſſerten Mädchen dazu empfehlen kann, wobei es aber allemal mit auf die Einwilligung des Mädchens ankommt.

Herr Dodd war bekanntermaßen einer der erſten und eifrigſten Beförderer dieſer Stiftung. Er ſetzte zum Vortheile derſelben verſchiedene gute Schriften auf, und beantwortete alle Einwürfe, die in den Zeitungen dagegen gemacht wurden. Ueberdies predigte er auch alle Sonntage, des Nachmittags, in der Capelle dieſes Hoſpitals, und zog vermittelſt ſeiner bewundernswerthen Popularität eine Menge von angeſehenen und zum Theil begüterten Zuhörern dahin. In dieſer Capelle wurden die Sitze ziemlich hoch angeſchlagen. Wer Herrn Dodd hören wollte, der mußte ſich den Preis gefallen laſſen. Es wurden auch zu jeder Predigt eine gewiſſe Anzahl Zeichen oder Billets gedruckt, und einzeln zu noch höheren Preiſen verkauft. Dieſe Verfügung brachte dem Hoſpitale ſo viel Geld ein, daß die Directoren Herrn Dodd ein Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling bewilligen konnten, und noch immer großen Ueberſchuß dabei hatten.

Ungefähr um dieſe Zeit verließ er die Hutchinſon'ſchen Grundſätze, denen er ſo lange gefolgt war, und nahm ein vernünftiges Syſtem an. Seit 1759 gab er eine Monatsſchrift unter dem Titel: Das Chriſtliche Magazin (Christian Magazine) heraus; daß aber Herr Dodd Verfaſſer dieſes Werkes ſei, erfuhr man erſt mehrere Jahre nachher durch den Verleger. Von dieſer Verheimlichung hatte er guten Gebrauch gemacht, nämlich, ſeine Predigten und andere die Religion betreffende Schriften darin beurtheilt, und, wie man wohl denken kann, alles, was aus ſeiner Feder gefloſſen war, bis an den Himmel erhoben. Dieſe periodiſche Schrift hielt ſich bis 1767. Der Biſchof von St. David (im Fürſtenthum Wallis) hatte 1759, ehe er ſein Biſthum bekam, ein Buch über die Laulichkeit in der Religion (Indifference in Religion inexcusable) geſchrieben. Auf dieſes verfertigte Dodd ein kleines Gedicht, worin er dem Verfaſſer viele Lobſprüche gab. Dies ſchmeichelte der Eigenliebe des Biſchofs, der ſonſt ein ganz guter Mann war, ſo ſehr, daß er ihn zu ſeinem Capellan ernannte, und ihm 1763 eine Präbende in Brecknock verſchaffte.

Dodd hatte nunmehr ein reichliches Auskommen; aber ſeine Prachtliebe und ſein Aufwand ſtiegen auch in der Maaße, als ſeine Glücksumſtände ſich verbeſſerten. Die Fruchtbarkeit ſeiner Feder, die Gutherzigkeit der Verleger, und der Beifall des Publikums, den er einmal für ſich hatte, waren Quellen, zu denen er fleißig ſeine Zuflucht nahm. So gab er im Jahre 1762 eine leichte Erklärung von Milton's Poeſien (A familiar explanation of the poetical Works of Milton) heraus, ließ auch im folgenden Jahre ſeine Betrachtungen über den Tod, die zuvor ſtückweiſe im Chriſtlichen Magazin herausgekommen waren, von neuem in einen Band zuſammen drucken, um, wie ſich die londoner Recenſenten *) darüber erklärten, den getreuen Unterthanen Sr. Großbr. Majeſtät, vermittelſt allerlei ſcheußlicher Begriffe vom Tode und furchtbaren Schilderungen der ewigen Verdammniß, „Furcht einzujagen." Im Jahre 1765 fing er an, einen Commentar über die Bibel zu ſchreiben, der heftweiſe gedruckt wurde und 1770 in drei dicken Folianten zu Stande kam. Auf Empfehlung ſeines Patrons, des Biſchofs von St. David, hatte ihn der Graf Cheſterfield bereits im Jahre 1763 mit zweihundert Pfund Sterling Gehalt zum Lehrer und Hofmeiſter ſeines adoptirten Sohns Philipp Stanhope **) gemacht, und erlaubt, daß er nebenher noch zwei andre junge Leute unter ſeine Aufſicht nehmen durfte. Seine übrigen Freunde arbeiteten mittlerweile daran, ihm zu einer Hofpredigerſtelle, deren acht und vierzig ſind, zu verhelfen, welches ihnen auch 1765 gelang. Im folgenden Jahre beſorgte er eine neue Ausgabe von Locke'ns Common place book to the holy Bible, in 4., und ließ ſich in Cambridge den Doctortitel geben ***).

Bei einem ſo reichlichen Zufluſſe von Einnahme verlegte er ſeinen Wohnſitz aus Weſt-Ham nach London, und bezog daſelbſt ein abgelegenes, aber reich möblirtes Haus. Um auch den ländlichen Aufenthalt nicht ganz zu vermiſſen, ſchaffte er ſich in einer Entfernung von etlichen engliſchen Meilen ein Landhaus an. Das Glück beſcherte ihm um dieſe Zeit in der Lot-

*) Monthly Reviewers.

**) Jetzigen Grafen Cheſterfield.

***) Doctor der Rechte (L. L. D.) Dieſer Titel wird den mehreſten Theologen gegeben, die nicht ſo lange warten wollen, bis ihnen der höhere Titel (DD.) Doctor Theologiä ertheilt werden kann. Es iſt auch derjenige Gradus, der honoris causa conferirt wird.

terie einen Gewinnſt von tauſend Pfund Sterling. Für dieſes Geld ließ er ſich unweit des ſogenannten Palaſtes der Königin eine eigene Capelle bauen, legte hierauf ſeine Stelle als zweiter Prediger bei der Olav's-Kirche nieder, und predigte wechſelsweiſe in ſeiner neuen Capelle und in einer andern, die er mit einem gewiſſen Doctor Trußler gemeinſchaftlich gemiethet hatte. Weil gern ein jeder den berühmten Dodd hören wollte, ſo waren in kurzer Zeit alle Stühle in beiden Capellen beſetzt, und die Herren Intereſſenten (Dodd und Trußler) löſten ein anſehnliches Geld daraus. Dergleichen Capellen gibt es in London ſehr viele; es wird nämlich in England alles, die Gelehrſamkeit nicht ausgeſchloſſen, handwerksmäßig, und nur inſofern es Brot ſchafft, getrieben. Wer alſo Talente zum Predigen hat, der kann ſein Vermögen nicht beſſer anwenden, als daß er ſich ein eignes Verſammlungshaus kauft, um hernach die Stühle oder Sitze vermiethen zu können. Eben ſo gibt es auch Baumeiſter, die alle Jahre mehrere ſolche kleine Capellen auf Speculation bauen, und ſie alsdann jungen hoffnungsvollen Theologen miethsweiſe, oder wie ſie ſonſt Handels einig werden können, überlaſſen.

Im Jahre 1767 gab Dr. Dodd eine vollſtändige Sammlung aller ſeiner Gedichte, imgleichen eine Predigt heraus, worin er die Einimpfung der Blattern empfahl. Im Jahre 1769 überſetzte er die Predigten des berühmten Maſſillon, von den Pflichten der Großen, und eignete ſie dem Prinzen von Wallis zu; auch ließ er ſich durch den allgemeinen Beifall, den Dr. Fordyce's Predigten für junge Frauenzimmer gefunden hatten, zu einer ähnlichen Sammlung von „Predigten für Jünglinge" (Sermons to young men) bewegen, die, mit einer Zuſchrift an ſeine Zöglinge verſehen, im Jahre 1771 in drei Duodezbänden an das Licht trat. Ungeachtet es ihm auf ſolche Art keinesweges an Mitteln fehlte, ſich Einnahme zu verſchaffen, und er auch wirklich, theils von ſeinen Capellen, theils von ſeiner Penſionsanſtalt und dem Nebenverdienſt als Schriftſteller, eine ziemliche Summe ziehen mußte; ſo wollte doch das alles zu der verſchwenderiſchen Lebensart, an welche er ſich von jeher gewöhnt hatte, nicht hinreichen. Seine Gönner und Freunde, von denen er eine baldige und reichliche Verſorgung erwartete, mochten es ihm zu lange machen; er hielt es alſo für das ſicherſte, ſich im Jahre 1772 für ſein eigenes Geld die Pfarre von Hockliffe in Buckinghamſhire zu kaufen, die 160 Pfund jährlichen Gehalts

einbrachte. Dieſe Pfründe kam ihm um deſto mehr zu ſtatten, weil der vorzüglichſte ſeiner Untergebenen, der junge Stanhope, ſich grade damals von ihm trennte und nach Leipzig auf die Univerſität ging. Noch in demſelben Jahre gab Dodd eine Predigt heraus, worin er zu beweiſen gedachte, daß häufige Lebensſtrafen mit den ächten Grundſätzen der Gerechtigkeit, Staatsklugheit und Religion nicht beſtehen können. Freilich ſind die Lebensſtrafen nirgends häufiger als in England; denn ſelten vergeht eine Woche ohne etliche Hinrichtungen. Man hat aber beides, für und wider dieſen Gegenſtand, bereits mit ſo vieler Einſicht und Gründlichkeit geſchrieben, daß Dodd's Meinung und Beweiſe weder neu, noch wichtig ausfallen konnten. Gemeinnütziger und rühmlicher waren die Bemühungen, welche er anwendete, eine Geſellſchaft wohlthätiger Perſonen zuſammen zu bringen, die ſich ein ordentliches Geſchäft daraus machen ſollten, Leute, die kleiner Schulden wegen gefangen ſitzen, aus dem Verhafte loszukaufen. Bekanntermaßen geht man in freien Staaten mit den Schuldnern mehrentheils ſehr ſtrenge um. In Athen ward der Schuldner ein Sclav ſeines Gläubigers; in England verliert er ſeine Freiheit auf eine andere Art. Wenn er nämlich nur über zwei Pfund Sterling ſchuldig iſt, ſo kann man ihn ins Gefängniß ſetzen laſſen, wo er zum offenbaren Nachtheil des Staats, ſeiner Familie und ſelbſt des Gläubigers in träger Unthätigkeit ſchmachten muß. Um der Strenge dieſes Geſetzes, wenigſtens einigermaßen und ohne Nachtheil des Staats, abzuhelfen, forderte Dodd, der als Bürger ſtets unermüdet und werkthätig darauf bedacht war, ſeinen leidenden Nebenmenſchen zu Hülfe zu kommen, die Mildthätigkeit der Patrioten auf. Freilich konnte ſich dieſe Hülfe nicht ohne Unterſchied auf alle Schuldner erſtrecken; denn wo hätte in dem Falle für ſo viel unüberlegte oder muthwillige Verſchwender alles Geld herkommen ſollen? Der Endzweck ſeiner Stiftung ging vielmehr lediglich auf die Befreiung ſolcher Unglücklichen, die unter dem Druck eines fühlloſen Gläubigers ſeufzen müſſen, indeß eine Kleinigkeit hinreichen würde, ſie in Freiheit zu ſetzen und ihnen nebſt den Ihrigen wieder fortzuhelfen. Den erſten Gedanken zu einer ſolchen Anſtalt hatte er bereits im geiſtlichen Magazin geäußert; und da ſich gleich verſchiedene bemittelte Perſonen zu Geldbeiträgen erboten, ſo ließ er ſie an einem beſondern Ort zuſammen kommen, predigte vor ihnen über dieſen Gegenſtand, und gab

endlich ihrem guten Willen eine beſtimmte Form und Richtung. Mit eben ſo rühmlichem Eifer machte er in einer öffentlichen Predigt den Plan zu einer allgemeinen Verſorgung für Blinde bekannt, den ein anderer Prediger, Namens Hatherington, nachmals weiter ausbildete und wirklich zu Stande brachte. Noch in demſelben Jahre 1772 begegnete es Herrn Dodd, auf der Landſtraße von einem Straßenräuber angefallen zu werden, welches in England eben nichts Seltenes iſt. Dieſer Kerl aber ging weiter, als Leute ſeines Handwerks ſonſt zu gehen pflegen; er ſchoß nämlich mit einer Piſtole in die Kutſche, beſchädigte jedoch zum Glück niemand. Weil nun nicht wenig Aufhebens von dieſem Vorfalle gemacht wurde, ſo ward der Thäter bald nachher ausgeſpürt, eingezogen, und auf Dr. Dodd's Zeugniß, zum Strange verurtheilt.

Im Jahre 1773 ſtarb der Graf Cheſterfield, und hinterließ ſeinen Titel und ſeine Güter dem jungen Stanhope, der nun von Leipzig nach Genf ging, und daſelbſt ſeinen ehemaligen Lehrer, Dr. Dodd, zu ſeinem Capellan ernannte. Dieſer hatte ſich bisher, als ein geſchickter, bedachtſamer Heuchler, überall nur in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und ſeine Ausſchweifungen, wenigſtens vor der Welt, geheim zu halten gewußt. Es ſei, daß er ſich jetzt ſeinen Neigungen mit weniger Vorſichtigkeit überlaſſen, oder, daß man zufälliger Weiſe etwas von ſeinem wahren Charakter entdeckt haben mochte; genug, man fing in verſchiedenen Monatsſchriften an, Anekdoten von ſeinem Privatleben bekannt zu machen, die nichts weniger als vortheilhaft für ihn, und größtentheils nur zu ſehr gegründet waren. Gleichwohl blieb das große Publikum noch immer für ihn eingenommen, und ſchien auf dieſe kleine Erzählungen nicht im mindeſten zu achten. In ſeinen Predigten hatte er, nach wie vor, den ſtärkſten Zulauf, und jedermann ſah in ihm nur den Mann, der durch geſchäftigte Fürſorge für ſeine Nebenmenſchen rühmlich ins Auge fiel, und in dieſem Betracht auch wirklich Achtung verdiente. Selbſt gegen ſeine offenbarſten Fehler, gegen ſeine Eitelkeit und Verſchwendung, blieb man blind, ungeachtet die letzteren augenſcheinlich zunahmen. Anſtatt daß er bisher den Sommer über wenigſtens nur in England herum gereiſet war, fing er jetzt gar an, dieſe Luſtreiſen bis nach Frankreich auszudehnen. Dergleichen Unbeſonnenheiten zerrütteten ſeine Finanzen vollends, zumal da ſeine Capellen nicht ſo viel einbrach-

ten, als er ſich anfänglich davon verſprochen, und die Beförderung, welche er von ſeinen Gönnern erwartete, ebenfalls etwas lange ausblieb. In dieſer verzweifelten Lage wagte er einen Schritt, der in Anſehung ſeines wahren Charakters dem Publikum zuerſt die Augen öffnete, und ihm viele ſeiner vorigen Anhänger entzog. Wie ein Mann von ſo viel Einſichten ſeinen guten Ruf ſo blindlings aufs Spiel ſetzen konnte, als in dieſem Falle, wo es ſo leicht war, die Folge vorauszuſehen: das iſt in der That unbegreiflich. Bei Erledigung einer ſehr einträglichen Pfarre, die der Großkanzler von England zu vergeben hatte, ward nämlich der Gemahlin dieſes Lords ein Brief ohne Unterſchrift zugeſtellt, worin man ihr dreitauſend Pfund Sterling zum Geſchenk anbot, falls Dr. Dodd die Stelle bekäme. Als die Schriftzüge genau unterſucht und mit andern verglichen wurden, ergab ſich, daß, wenn gleich der Brief nicht von ihm ſelbſt geſchrieben wäre, er mit dem Inhalte deſſelben doch ganz wohl bekannt ſein müſſe. Dieſe Entdeckung ſetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit; er ſah jetzt auf einmal die Unbeſonnenheit und ſchlechte Einkleidung ſeines armſeligen Kunſtgriffs ein, und wollte es verſuchen, ſich zu rechtfertigen. Allein die Vertheidigung war zum Unglück ſo übel ausgedacht, daß ſie ſeinen niederträchtigen Charakter nur noch mehr verrieth. Man ſagt, er habe damals ſeiner Frau die ganze Erfindung beigemeſſen und betheuert, daß alles ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen ſei. Doch auch dieſe Verſicherung fand nirgends Glauben. Der Kanzler legte vielmehr dem Könige den Brief vor, und Dodd ward dafür aus der Zahl der Hofprediger weggeſtrichen. Dies war noch die geringſte Strafe; allenthalben erſchienen Satiren und Anklagen im Druck, ſo daß er ſich genöthigt ſah, folgenden, an einen Zeitungsverfaſſer gerichteten Brief in ein öffentliches Blatt einrücken zu laſſen *).

„Mein Herr!"

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Zeitung ein gerechtes Publikum ernſtlich erſuchen darf, mit ſeinem Urtheil in Betracht meiner noch zurückzuhalten. Ich habe allerhand Umſtände gegen mich, und für meine Unſchuld nichts als negative Beweiſe anzuführen. Ich kann mich nämlich vor der Hand blos darauf berufen, daß ich mein bisheriges Leben durchaus zum Nutzen

*) St. James Chronicle.

des Publikums angewendet, und meine Amtspflichten unſträflich treu ausgeübt habe. Die Welt wird freilich finden, daß dergleichen Vertheidigungen, gegen den Strom von Beſchimpfungen und Sticheleien, der ſeit Kurzem auf mich hergeſtürzt iſt, nur einen ſchwachen Damm ausmachen; allein ich hoffe, daß bald eine Zeit kommen wird, wo ich dieſe Sache aufklären, meine Ehrlichkeit beweiſen, und jeden übeln Eindruck von einer Handlung verlöſchen werde, wodurch eine hohe Perſon mit Recht erzürnt worden, und ein ſolches Unglück über mich ergangen iſt. Ich bin u. ſ. w.

Wilh. Dodd."

Queen-Street, den 10. Febr. 1774.

Ich brauche wohl nicht anzumerken, daß dieſe Zeit, worauf er ſich beruft, nie gekommen iſt. Er bekümmerte ſich auch weiter nicht um den Erfolg, ſondern eilte nach Genf, um ſich daſelbſt von ſeinem Zöglinge, dem nunmehrigen Grafen Cheſterfield, eine andere reiche Predigerſtelle auszubitten, die in Bukkinghamſhire ſo eben erledigt war, und die er auch ohne Schwierigkeit erhielt. Außer dieſem Anliegen hatte er noch eine andere Urſache die Reiſe zu unternehmen. In gewiſſen Fällen nämlich macht jeder Verſuch ſich zu entſchuldigen, das Uebel nur ärger; und da ſein Brief gerade dieſe Wirkung hervorbrachte, ſo hielt ers für das beſte, ſich eine Zeitlang zu entfernen, bis die Stadt von etwas Anderm zu reden hätte. Zwar waren die beißenden Pasquille nicht ſowohl gegen die Niederträchtigkeit ſeines ausgeführten Streiches ſelbſt gerichtet, weil in England die Beſtechungen ſo allgemein ſind, daß man ſie kaum noch für ſtrafbar hält; ſondern man ſpottete ſeiner nur deshalb, daß er es nicht beſſer einzufädeln gewußt: ſo wie in Sparta der Diebſtahl, blos deshalb weil er mißlungen war, mit Schimpf und Schande beſtraft ward. Dodd's Feinde machten ſich dieſen Vorfall zu Nutze, ihre Rache gegen ihn auszulaſſen. Sie waren boshaft genug, ihn mit ſeinen eigenen Worten zu ſtrafen, und das, was er ehemals von Sterne's Predigten geurtheilt, auf ihn ſelbſt anzuwenden. Er hatte von dieſem launigen, empfindſamen Schriftſteller geſagt: „Wir erſtaunen, daß ein Mann ſolche edle Gedanken von der Kanzel herſagen, und dennoch ſo ein Leben führen kann!" Im Grunde wäre es Yorick's gutem Rufe allerdings zuträglich geweſen, wenn er ſich, weder im Geſpräche

noch in Schriften, gewiſſe ſchmuzige Zweideutigkeiten erlaubt, ſondern fein bedacht hätte, daß nicht jedermann die Entſchuldigung gelten laſſe: Lasciva nobis pagina, vita proba est. Doch die empfindlichſte Züchtigung, welche Dodd über ſich ergehen laſſen mußte, beſtand darin, daß ſein Handel mit dem Kanzler auf das Theater gebracht, und dem Hohngelächter des ganzen Publikums Preis gegeben ward. Foote, der engliſche Ariſtophanes, ein Mann von äußerſt verderbten Sitten und ſchlechten Grundſätzen *), hat wenigſtens als dramatiſcher Autor manches Gute geſtiftet, inſofern er die Laſter ſeiner Zeitgenoſſen ohne Anſehen der Perſon auf der Bühne herum zu nehmen pflegte. Er begnügte ſich nicht, ſie in den lächerlichſten, verächtlichſten Farben darzuſtellen, ſondern machte oft durch ganz individuelle Züge kenntlich, wo das Original zu ſeiner Copie anzutreffen ſei. Wenn das den Taugenichts gleich nicht beſſert, ſo hemmt oder ſchwächt es doch vielleicht die üblen Wirkungen, welche ſein Beiſpiel bei Andern hervorbringen könnte. Das Stück, zu welchem Herr Dodd den Gegenſtand abgeben mußte, erſchien unter dem Titel: the Cozeners, „die Gauner." Madame Dodd kam darin

---

*) Der Haß, den die Herzogin von Kingſton, jetzige Gräfin Hervay, eine ſonſt ebenfalls berüchtigte Dame, gegen dieſen Schauſpieler gefaßt hatte, veranlaßte eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn, bei welcher aus ſeinem Privatleben manche Anekdote bekannt wurde, die ſeiner Moralität wenig Ehre machte. Sein Kutſcher beſchuldigte ihn eines ſchändlichen Laſters, und die Herzogin gab zu den Gerichtskoſten dieſer Anklage das Geld her. Da der Kerl ſeine Ausſage mit einem poſitiven Eide bekräftigt hatte; ſo war kein andres Mittel loszukommen, als daß etliche Leute beſchwören mußten: Foote ſei zu eben der Stunde anderwärts, und ſo weit von dem Orte geweſen, wo die That geſchehen ſein ſollte, daß die Anklage unmöglich wahr ſein könne. In einer Stadt, wo der Meineid um einen billigen Preis feil ſteht, ward es Foot'n nicht ſchwer dergleichen Zeugen zu ſtellen, und folglich losgeſprochen zu werden. Es iſt in London nichts Ungewöhnliches, daß einige Spitzbuben, um von einem ehrlichen Manne Geld zu erpreſſen, ihn dieſes Laſters vor Gericht beſchuldigen, und hernach aus ihrer Geſellſchaft etliche an ihn abſchicken, die ſich für ein paar Guineen zu beſchwören erbieten, daß er anderwärts geweſen ſei. Eben ſo gibt es auch gewiſſe Häuſer, wo allerlei Diebsgeſindel zuſammenkommt, um jungen Burſchen von 8 bis 14 Jahren das Diebshandwerk zu lehren, ſo methodiſch als nur irgend ein andres Gewerbe gelehrt werden kann. Aus dieſen beiden Umſtänden läßt ſich von der Verderbtheit des Pöbels in London, und von der dortigen ſchlechten Handhabung der Polizei einigermaßen urtheilen.

unter dem Namen der Frau Simonia (Mrs. Simony) vor, und nicht nur dieſes Laſter, ſondern auch die Eitelkeit ihres Herrn Gemahls wurde mit ächter komiſcher Laune durchgenommen.

So nachtheilig dieſe öffentlichen Beſchimpfungen dem guten Namen des Dr. Dodd's hätten werden können, ſo wenig Eindruck machten ſie gleichwohl auf das Publikum. Er hätte ſich auch noch damals aus ſeinen Schulden retten, mithin in aller Abſicht bei Ehren bleiben können, wenn er nur aufs Land gezogen und bei dem ſchönen Ertrage ſeiner Pfründe, die jährlich 800 Pfund einbrachte, etwas ökonomiſcher zu Werke gegangen wäre. Allein London hatte für ihn unwiderſtehliche Reize, und er war nun überhaupt ſchon zu tief in Sinnlichkeit verſunken, als daß die Stimme der Vernunft und Tugend noch etwas über ihn vermocht hätte. Um Weltklugheit hatte er ſich nie bekümmert, Sparſamkeit nie anders als dem Namen nach gekannt, ſondern von jeher mehr ausgegeben, als eingenommen. Bei einer ſolchen Wirthſchaft mußten ſeine häuslichen Umſtände täglich zerrütteter werden, ſo daß er für ſeine eigene Perſon deshalb oft in wirkliche Verlegenheit gerieth. Zur Einſchränkung, dem einzigen dauerhaften Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, beſaß er nicht Verläugnung genug, ſondern war ſchon zufrieden, wenn zur Zeit der Noth nur für den gegenwärtigen Augenblick Rath geſchafft wurde. Bei dieſem Rathſchaffen mußte aber ſeine Ehre und ſein Gewiſſen wohl manchmal ins Gedränge kommen; denn, ſo wie ein Menſch in Waſſersgefahr ſich an Allem, was ihm vorkommt, wäre es auch ein glühendes Eiſen, halten würde, um nicht unterzuſinken: eben ſo verliert der Verſchwender zuletzt alles Gefühl von Ehre und Schande. Er trägt kein Bedenken, mit Zuſagen und Verpflichtungen, die ihm heilig bleiben ſollten, zu ſpielen, und ſeine Gläubiger ohne Zahlung, oft gar ohne Entſchuldigung, von ſeiner Thüre weggehen zu laſſen. Ich wiederhole es hier: Sobald man eine gewiſſe Grenze überſchreitet, ſo ſchlägt man einen Weg ein, auf welchem die Rückkehr bisweilen unmöglich iſt; nach und nach wird man gegen Lob und Tadel der Welt gleichgültig, und dann iſt vollends nichts im Stande, den Menſchen von den ſchändlichſten Unternehmungen abzuhalten, an die er zuvor nie anders als mit Scham und Abſcheu denken konnte. Mit Einem Worte, der Uebergang vom erſten Fehltritte zu dem gröbſten Laſter iſt weit unmerklicher, als ſichs die Mehrſten vorſtellen.

Daß Schwäche und Neigung gegen das Laſter mit wirklichem Triebe und Thätigkeit zum Guten in ſeltſamer Gemeinſchaft neben einander wohnen können, davon gab Dodd ein auffallendes Beiſpiel, inſofern ſein Eifer allerhand wohlthätige Stiftungen zu befördern bei allen ſeinen Ausſchweifungen unverändert derſelbe blieb, ja faſt immer mehr zunahm, je mehr der Ausbruch ſeines Falles herannahete. Unter andern rühmlichen Bemühungen predigte er auch zu verſchiedenen Malen vor der Geſellſchaft, welche ſich die Rettung der im Waſſer verunglückten, dem Anſehen nach ertrunkenen Perſonen angelegen ſein läßt *). Im Jahre 1776 kündigte er (vermuthlich wieder, um ſich aus einer oder der andern häuslichen Verlegenheit zu ziehen) ein Werk in zwei Quartbänden an, das unter dem Titel: „Freimaurerei,“ eine allgemeine Geſchichte der Civiliſation enthalten, den Urſprung und Fortgang der Künſte, Wiſſenſchaften, Geſetze und Religionen zeigen, und die Lebensbeſchreibungen ſolcher Weiſen, Philoſophen, merkwürdiger Männer und Maurer einſchließen ſollte, die zur Cultur und Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts etwas beigetragen hätten. Die Ankündigung war unter dem 1. Auguſt ausgeſtellt, und die Pränumeration auf 2 Guineen (12 Thlr.) feſtgeſetzt. Ob ſie nicht ſo viel eingetragen, als er vermuthet hatte, oder ob ein unerbittlicher Gläubiger ihn um dieſe Zeit gedrückt habe, weiß ich nicht; das aber iſt bekannt, daß er damals den Grafen Cheſterfield um eine Beihülfe an Gelde anſprach, und daß dieſer ihm auch aus Erkenntlichkeit für ſeine ehemaligen Dienſte eine beträchtliche Summe ſchenkte. Allein, ſtatt ſeine Gläubiger damit zu befriedigen, ging er zum drittenmal nach Frankreich, und erſchien bei dem Pferderennen, welches zu Paris auf der Ebene des Sablons gehalten wurde, in einem vierſpännigen Phaeton. Der Graf, der ſich ebenfalls dahin verfügt hatte, war erſtaunt, den Mann, den er in der dringendſten Noth geglaubt hatte, hier in einem glänzenden Modekleide, mit Degen und Haarbeutel anzutreffen; und mit noch größerer Verwunderung ſah er ihn ſein Geld zu allerlei verwegnen Wetten anwenden. Die Folgen einer ſo unverantwortlichen Verſchwendung konnten nicht lange ausbleiben, ob

*) Humane Society for the recouvery of persons apparently drowned. Es ſollen jetzt ſchon an 150 Perſonen durch den Beiſtand dieſer Geſellſchaft gerettet worden ſein.

er gleich allerhand Kunſtgriffe anwendete, ſeinem Credit eine Friſt nach der andern zu verſchaffen. So nahm er z. B. in Paris verſchiedne Kupferſtecher an, die ihm zu einer neuen Ausgabe ſeiner Schönheiten des Shakeſpeare (Beauties of Shakespeare) prächtige Kupfer verfertigen mußten. In London hingegen ließ er ſich mit Buchhändlern in Unterhandlung ein, um zu dieſer Unternehmung Vorſchuß und Käufer zu bekommen. Endlich vereinigte er ſich auch mit Herrn Kelly (einem Manne, der nicht ohne Geſchmack, aber gerade in eben ſo mißlichen Umſtänden war als er ſelbſt), um eine neue Zeitung zu ſchreiben, die ſich unter den unzähligen Produkten dieſer Art, womit London überſchwemmt iſt, als die ſchwärzeſte Chronique scandaleuse auszeichnete, und eben deshalb von den Verlegern ſehr reichlich bezahlt wurde. Doch, alle dieſe Bemühungen kamen nunmehr zu ſpät. Seine Schulden waren ſo beträchtlich, und ſein Credit ſo ſchlecht, daß er es nicht mehr wagen durfte, in der Woche auszugehen, aus Furcht, ſeine Gläubiger möchten ihn feſtſetzen laſſen. Nur Sonntags*) konnte er das Haus verlaſſen und in ſeinen Capellen predigen. Bei dieſen verzweifelten Umſtänden ſann er auf Mittel, ſich von ſo drückenden Sorgen mit einemmale zu befreien. Anſtatt aber das Uebel in der Wurzel anzugreifen, blieb er, wie bisher, auch diesmal wieder bei einer blos palliativen Cur ſtehen. Der Verkauf ſeiner anſehnlichen Bibliothek wäre allein hinreichend geweſen, ihn, wo nicht völlig, doch großentheils außer Schulden zu ſetzen. Dieſen Schritt wollte ihn aber ſeine Eitelkeit nicht thun laſſen. Ein ehrlicher Mann darf nicht erröthen, wenn Unglücksfälle ihn zwingen, zu Befriedigung ſeines Nachbarn Hab und Gut zu veräußern; der Verſchwender hingegen muß ſich fürchten, daß ſein unbeſonnener Ehrgeiz alsdann bekannt und durch Spott und Verachtung beſtraft werde. Um dieſer vermeinten Schande zu entgehen, geſchah es ohne Zweifel, daß Dr. Dodd auf den unſeligen Gedanken verfiel, eine Summe Geldes auf ſeines Wohlthäters, des Lord Cheſterfield's Namen zu negociren; und zu ſeinem Unglück gelang der Streich anfänglich nur gar zu wohl. Er ſetzte am 4. Februar eine erdichtete Renten-Verſchreibung auf, vermittelſt deren ſich der Graf Cheſterfield anheiſchig machte, demjenigen, der ihm die Summe von 4200 Pfund Sterling vorſtrecken

*) Sonntags kann niemand Schulden halber eingezogen werden.

wollte, ſo lange er (der Graf) leben würde, jährlich 700 Pfund Sterling zu zahlen, und die erſte vierteljährliche Zahlung am 4. Mai zu leiſten, widrigenfalls aber das Duplum der vorgeſtreckten Summe, nämlich 8400 Pfund, verſchuldet zu haben. Unter dieſes falſche Document ſetzte Dodd des Grafen Cheſterfield Namen (den er genau nachzuahmen gewußt), drückte ein Siegel dabei, und unterſchrieb ſeinen eignen Namen als Zeuge des ganzen Vorgangs. Hierauf ließ er einen gewiſſen Mäkler, Herrn Ludwig Robertſon, rufen, erzählte demſelben, daß der Graf Cheſterfield zu einer unvermutheten Ausgabe Geld brauche, und ihm, als ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, die dazu erforderliche Schuldverſchreibung eingehändigt habe; er, Herr Robertſon, möchte ſich vorläufig erkundigen, ob und wo ſie gegen baares Geld unterzubringen ſei; auch möchte er, gleich ihm, das Inſtrument als Zeuge ebenfalls unterſchreiben. Dies that Robertſon ohne alles Bedenken, weil er ſich gegen Dodd's Ehrlichkeit nicht den entfernteſten Zweifel erlaubte. Nachdem der gute Robertſon bei verſchiedenen Kaufleuten abſchlägige Antwort bekommen hatte, gerieth er zu einem reichen Geldwechsler, Herrn Heinrich Fletcher, der ſich erklärte, daß er nicht abgeneigt wäre, den Handel einzugehen; nur müßte die Ausfertigung und Unterzeichnung der Verſchreibung in Gegenwart ſeines Procurators geſchehen. Dieſe Bedingung konnte aber Dodd nicht zulaſſen; er ſtellte alſo dem Mäkler vor, daß der Graf ein ſolches Mißtrauen ſehr übel aufnehmen würde, daß die Ausfertigung in aller Form geſchehen ſei, und daß es dabei ſchlechterdings ſein Bewenden haben müſſe. Dies ließ ſich Herr Fletcher endlich gefallen und verlangte nur, Sicherheitswegen, ein ſchriftliches Zeugniß vom Grafen Cheſterfield, worin dieſer bekennen ſollte, daß er eine ſolche Verſchreibung ausgeſtellt und Herrn Robertſon aufgetragen habe, ſie zu verhandeln. Robertſon entwarf ſogleich einen Aufſatz, der dies beſagte und händigte ihn dem Dr. Dodd ein, um den Grafen zur Unterſchrift deſſelben zu bewegen. Auch dieſen Aufſatz unterzeichnete Dodd mit dem Namen Cheſterfield; unterzeichnete ferner mit eben dem Namen einen beſondern Empfangſchein über die in der Verſchreibung enthaltene Summe von 4200 Pfund, ſetzte ſeinen eigenen Namen in Qualität eines Zeugen hinzu, und bewog Herrn Robertſon ein Gleiches zu thun. Mit allen dieſen durchaus untergeſchobenen Documenten verfügte ſich der Mäkler zum Banquier und erhielt nun ohne

Bedenken die Zahlung, nämlich 1200 Pfund an baarem Gelde, und 3000 Pfund Sterling in ſechs Wechſeln, jeden von 500 Pfund, die in vierzehn Tagen fällig waren. Bei Ueberbringung dieſes Geldes zahlte Dodd dem Mäkler ſeine Gebühren davon, und endoſſirte zwei von den Wechſeln auf 500 Pfund, unter Lord Cheſterfield's Namen. Auf ſolche Art hatte er dieſe Unterſchrift nun zu fünf verſchiedenen Malen fälſchlich nachgemacht. Herr Fletcher hatte das Geld kaum ausgezahlt, als ihm über die Gültigkeit der Verſchreibung allerhand Zweifel aufſtiegen; er ſchickte ſie alſo noch deſſelben Tages ſeinem Procurator, Herrn John Manley zu und erbat ſich deſſen Gutachten darüber. Da dieſer nicht zu Hauſe war, ſo mußte die Unterſuchung bis am folgenden Morgen ausgeſetzt bleiben. Bei derſelben entdeckte nun Manley einen Kleck oder Flecken an einem Buchſtaben, der nicht von ungefähr gemacht zu ſein ſchien. Er zeigte ihn Herrn Fletcher mit dem Beifügen, daß es am ſicherſten wäre, wenn man den Grafen Cheſterfield bäte, die Verſchreibung nochmals rein zu kopiren, von neuem zu unterzeichnen und auszufertigen, die alte hingegen zu zerreißen. Um dies zu bewirken ging Herr Manley Donnerſtags den 6. Februar zum Grafen, fand ihn aber nicht zu Hauſe und begnügte ſich daher, in einem kleinen Billet zu melden, weswegen er ihm hätte die Aufwartung machen wollen, und daß er den folgenden Morgen gegen 10 Uhr wiederkommen würde. Als er ſich am Freitage zur geſetzten Zeit bei dem Grafen einſtellte, empfing ihn dieſer mit den Worten: „Sie kommen wegen der Verſchreibung?" — Ja, Ew. Excellenz. — „Ich habe ſie verbrannt." — Manley wußte anfänglich nicht, was er aus dieſer Antwort machen ſollte; allein der Graf erklärte ſich hernach, daß er einſtmals, ehe er mündig geworden, eine Verſchreibung von 500 Pfund Sterling ausgeſtellt, und ſolche nachher verbrannt hätte*). Herr Manley zeigte ihm hierauf die Verſchreibung, von welcher jetzt die Rede war, da denn der Graf gleich beim erſten Anblick betheuerte, ſie ſei falſch und er wiſſe nichts darum.

Mit dieſer tröſtlichen Nachricht verfügte ſich Herr Manley zu ſeinem Clienten; beide eilten zum Lord Mayor (welches da-

*) Aus dieſem Umſtande will man ſchließen, daß Dr. Dodd ſchon ehemals eine ähnliche Betrügerei angeſtellt, daß ihm aber der Graf damals den Streich verziehen, und die Verſchreibung für gültig erklärt habe.

mals Sir Thomas Halifax war), und dieſer ertheilte ihnen nach angehörter Ausſage Vollmacht, ſowohl Dr. Dodd als den Mäkler Robertſon einzuziehen. Letzteren bekamen ſie ſogleich und fuhren mit ihm nach Dodd's Wohnung in Argyle-Street, Weſtminſter. Er war zu Hauſe und ward bei Seite gerufen. Hier eröffnete ihm Herr Manley die Urſache ſeines Beſuchs und bezeugte ihm ſein Beileid über die unangenehme Veranlaſſung deſſelben. Er ſei nämlich nebſt Robertſon, der ſchon in Verhaft wäre, eines Betruges gegen den Grafen Cheſterfield beſchuldigt worden, inſofern er unter deſſen Namen eine falſche Verſchreibung ausgeſtellt hätte. Dodd war wie vom Donner gerührt, ward bleich und konnte nicht eine Sylbe hervorbringen. Manley fragte: was ihn zu einem ſolchen Schritte bewogen hätte? Er unterſtand ſich nicht die That zu läugnen, nicht einmal eine Ausflucht zu ſuchen, ſondern entſchuldigte ſich blos damit, daß einige Krämer und Kaufleute, denen er ſchuldig geweſen, auf unverzügliche Bezahlung gedrungen, und daß ihn folglich die äußerſte Noth dazu gezwungen hätte. Er ſei im geringſten nicht geſonnen geweſen, weder Lord Cheſterfield, noch ſonſt jemand zu vervortheilen; ſondern habe innerhalb drei Monaten alles erſtatten wollen, wozu er alsdann auch gewiß habe Rath ſchaffen können. Der Mäkler Robertſon ſagte hierauf: „Herr Doctor, ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Unſchuld vor Allen, die zugegen ſind, bezeugen.“ Dies that er ohne im geringſten anzuſtehen.

Herr Manley forderte nunmehr das Geld wieder zurück; und Dodd gab Alles, ſowohl Wechſel als Baarſchaft heraus, bis auf 400 Pfund Sterling, die ſchon ausgegeben waren; für dieſe verpfändete er ſein übriges Vermögen. Manley hatte ihm Hoffnung gemacht, daß die Sache in der Stille beigelegt werden ſollte, falls er Alles erſetzte. Hätte Dodd in dieſem Augenblick die geringſte Weltklugheit beſeſſen, die er freilich in ſeinem ganzen Leben noch bei keiner Gelegenheit gezeigt, ſo würde er ſich, der Strenge der engliſchen Geſetze ungeachtet, gewiß erhalten haben. Den Herren Intereſſenten (Fletcher und Compagnie) mußte natürlicher Weiſe nicht ſowohl an ſeiner Beſtrafung, als an der Erſtattung des Geldes gelegen ſein. Hätte nun Dodd vorgeſchlagen, daß ihm Manley gegen Zurückgabe der Gelder ſeine nachgemachte Verſchreibung einhändigen ſollte, ſo würde dieſer ſich deſſen nicht geweigert haben, um den Haupt-

endzweck ſeines Clienten nicht zu verfehlen. Alsdann aber wäre auch das Corpus delicti, als der Hauptbeweis zur Klage, nicht mehr vorhanden geweſen. Weil aber Dodd in dem Augenblicke ſeiner Entdeckung alle Gegenwart des Geiſtes verloren hatte; ſo verſcherzte er dieſes einzige und ſicherſte Mittel zu ſeiner Rettung. Am folgenden Morgen ward er vor den Lord Mayor geführt und förmlich angeklagt. Er hatte ſich vom erſten Schrecken noch gar nicht erholt; ſeine Entſchuldigung fiel daher ſehr abgebrochen und ſchwankend aus. Man erkennt darin den ganzen Charakter eines äußerſt ſchwachen Menſchen, der keine Ausflucht weiß und dem doch ſein Leben über alles lieb iſt.

„Ich weiß nicht, was ich in dieſen Umſtänden ſagen ſoll. — Ich hatte nicht die Abſicht Lord Cheſterfield zu betrügen. — Ich hoffe, Se. Excellenz werden dies bedenken. — Ich war in der äußerſten Verlegenheit und brauchte zu Bezahlung verſchiedener Rechnungen 3= bis 400 Pfund *). — Ich ſuchte mir auf eine Zeitlang zu helfen; — ich würde das Geld binnen einem halben Jahre wieder abgetragen haben. — Ich habe bereits Alles erſtattet und hoffe, daß man dies mit in Erwägung ziehen wird. — Mylord Cheſterfield iſt mir von jeher zugethan geweſen. Er weiß, daß ich ihn lieb habe, daß ſeine Ehre mir ſo lieb als meine eigne iſt **); bei ſeinem Herzen hoffe ich Vergebung und Erbarmung zu finden. Niemand fordert eine Unterſuchung dieſer unglücklichen Sache. — Ich flehe Sie an, Mylord Mayor, bedenken Sie alle dieſe Umſtände, und laſſen mich frei. — Herr Robertſon iſt gewiß ganz unſchuldig."

In dieſer Vertheidigung war nichts, das ihm rechtlicher Weiſe den geringſten Anſpruch auf Gnade geben konnte. Er und Robertſon wurden alſo, jeder beſonders, ins Gefängniß geſchickt, der Graf Cheſterfield hingegen, nebſt Herrn Fletcher und einigen Andern, mußten ihr Wort von ſich geben, daß ſie als Zeugen vor der Grand-Jury erſcheinen wollten. Unter dieſem Namen verſtehet man zwölf aus der Bürgerſchaft gewählte Perſonen, die, wenn jemand in Verhaft kommt, vereidet werden, und vorläufig unterſuchen müſſen, ob der Beklagte die ihm beigemeſſene That wirklich begangen habe, oder ob ihm ſolche von den Klägern aus Uebereilung oder Bosheit nur angedichtet wor=

*) Dazu brauchte er 4200 Pfund!

**) Das wollte damals nicht viel ſagen.

den. Im letzteren Falle wird der Gefangene ſogleich losgeſprochen und in Freiheit geſetzt; im erſteren aber kommt die Sache zu einer förmlichen, gerichtlichen Unterſuchung. Nun hatte zwar Dodd die That bereits eingeſtanden; allein dadurch ward jene vorläufige Unterſuchung der Zwölf Geſchwornen keinesweges entbehrlich: denn die engliſchen Geſetze laſſen das eigne Geſtändniß des Beklagten für keinen hinreichenden Beweis gelten, ſondern verordnen ausdrücklich, daß in allen Fällen (ſelbſt wenn es Mord und Todtſchlag betrifft), „niemand aus ſeinem eigenen Munde gerichtet und verdammt werden ſolle,“ ſondern daß ſolches lediglich nur auf glaubwürdige Zeugniſſe geſchehen könne. In gegenwärtigem Falle beruhete nun von Seiten der andern Partei die Gültigkeit der Anklage großentheils darauf: ob der Name Dodd, der als Zeuge unter den falſchen Documenten ſtand, wirklich von Dodd's eigener Hand geſchrieben ſei. Dies konnte aber nicht anders als durch des Mäklers Robertſon Zeugniß bewieſen werden; denn der war allein zugegen geweſen, da Dodd ſeinen Namen (Wilhelm Dodd) als Zeuge unter die falſche Verſchreibung hingeſetzt hatte. Auch hatte ſie ihm dieſer, ohne eines Andern Beiſein, eingehändigt, um das Geld darauf zu heben. Gelang es alſo den Advocaten, das Zeugniß des Mäklers für verdächtig oder gar unzuläſſig auszugeben; ſo hatten ſie gewonnenes Spiel und ihr Client mußte auf freien Fuß geſetzt werden. Um dies zu bewirken, behaupteten ſie, Robertſon ſei in dieſen Handel dermaßen eingeflochten, daß er ſo gut als Dodd Schuld haben könne. Das Zeugniß eines Mitſchuldigen und Mitgefangenen aber, ſei bei Verbrechen dieſer Art nicht zuläſſig.

Von Seiten der andern Partei befürchtete Manley (der Procurator des Klägers), daß ohne Robertſon's Zeugniß ſein Client, Herr Fletcher, des Geldes wegen nicht genugſam geſichert wäre. Er wendete ſich alſo in einer andern Sitzung an den Richter und trug demſelben mündlich vor, ob er erlauben wollte, daß Robertſon von den Geſchwornen examinirt werden dürfte? Dies beantwortete der Richter mit „Nein.“ Zum Unglück plauderte der Gerichtsbote in dieſem Augenblick und hörte folglich nicht auf den Vortrag. Manley, der dieſes bemerkt hatte, wagte es alſo, ihm ganz dreiſt vorzuſagen: der Richter habe die Erlaubniß zugeſtanden; er möchte alſo dem Kerkermeiſter anbefehlen, Robertſon vor die Geſchwornen verabfolgen zu laſſen. Dies geſchah; und Dodd's Advocaten erfuhren von dem vorgefallenen

Betruge nicht eher etwas, als bis das Verhör vorüber war. Auf ihre Vorſtellung wurden zwar der Gerichtsbote und der Kerkermeiſter zur Verantwortung gezogen, auch das Verhör, ſeiner Form nach getadelt; die Ausſage ſelbſt aber konnte doch nicht aufgehoben oder annullirt werden, und ſie war ſo überzeugend, und mit Dodd's eigenem Geſtändniſſe ſo einſtimmig ausgefallen, daß die Geſchwornen ohne fernern Anſtand die Klage für gegründet, und einer rechtlichen Erörterung bedürftig, anerkannt hatten. Der förmliche gerichtliche Prozeß nahm alſo am 24. Februar ſeinen Anfang. Gleich bei der erſten Sitzung proteſtirten Dodd's Advocaten gegen das Erkenntniß der Geſchwornen, weil ſich ſolches blos auf das Zeugniß Robertſon's gründe, dieſes aber durch unerlaubte Mittel erlangt worden ſei. Nach vielem Diſputiren wurden ſie endlich zur Appellation an das Tribunal der Zwölf Richter von England verwieſen, mit dem Beifügen, daß der Lauf des Prozeſſes deshalb nicht unterbrochen werden müſſe. Es dauerte hierauf nicht lange, ſo waren die einzelnen Sätze der wider ihn eingereichten Klage durchgehends unumſtößlich bewieſen. Die Richter ließen ihn alſo vor ſich kommen und fragten, was er zu ſeiner Vertheidigung etwa noch beizubringen habe? Hierauf antwortete er durch folgende Rede, die ſchon mehr zuſammenhängend und ſtudirter war als die erſte. Er widerſprach darin ſeiner vorigen Ausſage und ſuchte mit Vertheidigungsgründen durchzukommen, die mehr auf Spitzfindigkeit als auf richtige Schlüſſe hinausliefen.

„Nach den Beſchuldigungen, die heute gegen mich erweislich geworden ſind, fällt es mir ſchwer Ew. Herrlichkeiten anzureden. Von der Schändlichkeit des Verbrechens, deſſen ich überführt bin, und von den nachtheiligen Folgen eines ſolchen Beiſpiels in einem Handlung treibenden Staate, wie der unſrige, kann niemand inniger und lebhafter überzeugt ſein, als ich ſelbſt. Allein, was auch das Recht in dergleichen Fällen beſagen mag, ſo dünkt mich doch, daß Vernunft, Religion und Geſetze die moraliſche Schändlichkeit eines Laſters nur nach der Abſicht desjenigen beurtheilen, der ſich deſſelben ſchuldig macht. Das ſcheint ſelbſt der Sinn des Geſetzes zu ſein, weil nämlich in der hierher gehörigen Parlamentsakte ausdrücklich und mit klaren Worten geſagt wird: with an intention to defraud, in der Abſicht zu betrügen. Eine ſolche Abſicht aber, Mylords und meine Herren Geſchwornen, hat man, wie ich glaube, nicht einmal verſucht

mir beizumeſſen; und überdem wiſſen Sie, daß ich Alles bei Heller und Pfennig wiedererſtattet habe. Urtheilen Sie nun ſelbſt, Mylords und Sie, meine Herren Geſchwornen, was Gott und Menſchen von einem unglücklichen Manne, der einmal vom rechten Wege abgewichen iſt, mehr verlangen können, wenn er im erſten Augenblicke des vernünftigen Nachdenkens alles das Seine zur völligen Erſtattung angewendet hat? Zwar könnte ich noch manche Umſtände zu meiner Vertheidigung beibringen, oder ich dürfte mich auch nur meinen Empfindungen überlaſſen; wahrlich, ſie würden bei deren Schilderung nicht ungerührt bleiben. Allein damit will ich Sie nicht aufhalten, Mylords. Nur den einzigen Umſtand erlauben Sie mir anzuführen: Es iſt doch offenbar ausgemacht, daß ich nicht einmal die Abſicht gehabt habe, jemand zu ſchaden, geſchweige denn, daß ich es wirklich gethan hätte. Aus dieſem, dem allein richtigen Geſichtspunkte, bitte ich Sie, die Sache anzuſehen. Von Seiten des Gerichts hat man ganz gerecht gegen mich verfahren; allein von Seiten der Kläger bin ich mit einer Art von Grauſamkeit verfolgt worden, welche Sie ſelbſt, Mylords, vielleicht nicht gut heißen werden. Herr Manley verſprach mir ausdrücklich und mit den heiligſten Verſicherungen, daß die Sache in der Stille beigelegt werden ſollte, wenn ich gleich Alles wieder erſetzte. Das iſt geſchehen. Gleichwohl bin ich nicht nur eingezogen und angeklagt, ſondern mit Heftigkeit und Strenge verfolgt worden. Um mich zu ſtürzen hat man ſich nicht geſcheuet einen Mann, der offenbar mein Mitſchuldiger iſt *), als Hauptzeugen gegen mich aufzutreten zu laſſen. — Mylords, mir, der ich von Schmach und Elend niedergedrückt unter einer ſo ſchweren Anklage faſt erliege, mir kann das Leben nicht achtenswerth ſein. Nein, Mylords, nachdem ich ſo tief geſunken bin, würde der Tod die größte Wohlthat für mich ſein. Aber ach! ich ſtehe noch in Verbindungen, die mich zurückhalten, die den Wunſch in mir erwecken, dies elende Daſein verlängert zu ſehen. Ich habe eine Gattin, Mylords, welche ſiebenundzwanzig Jahre das Muſter ehelicher Liebe und Treue geweſen iſt **); ihre Verfaſſung iſt bedauerns-

*) Dies iſt gerade das Gegentheil von dem, was er vor dem Lord Mayor ausgeſagt, und auch von dem, was er in Gegenwart des Herrn Manley betheuert hatte.

**) Er irrte ſich in der Zahl der Jahre; es waren noch nicht volle ſechsundzwanzig Jahre ſeit ſeiner Heirath verfloſſen. — Seine Freunde,

werth, und ihr Betragen gegen mich deſſen ungeachtet ſo unverändert zärtlich, daß es auch dem Fühlloſeſten Thränen auspreſſen könnte. Ich hoffe, Mylords, Sie werden in meiner Vorſtellung nichts vergrößert, nichts übertrieben finden. Ich habe ehrliche Leute zu Gläubigern, die bei meinem Tode viel verlieren würden; ich wünſchte, daß man aus Billigkeit gegen ſie Erbarmen mit mir haben möchte. Wenn dieſe Gründe, Mylords und meine Herren Geſchwornen, einigen Eindruck auf Sie machen; wenn bei der parteilichſten Unterſuchung nicht die geringſte Abſicht zu ſchaden entdeckt werden wird, (und ich betheure feierlich, daß es in meinem Vermögen ſtand, alles in drei Monathen abzuzahlen, wie ich Herrn Robertſon oft verſichert und worauf ich denn auch ſein Verſprechen erhalten, die ganze Sache ſollte niemand als Herrn Fletcher und ihm bekannt werden;) wenn man endlich in Erwägung nehmen wollte, daß niemand auf Erden der mindeſte Schaden zugefügt worden iſt: — dann dürfte ich von der Güte, der Menſchlichkeit und dem Schutze meines Vaterlandes Alles erwarten, mit Zuverſicht das Beſte hoffen."

Leider war der Betrug zu offenbar, als daß Dr. Dodd's künſtleriſche Rede, und ſeine Scheingründe denſelben hätten bemänteln können. Der Richter ermahnte nunmehr die Geſchwornen, die Sache in Erwägung zu nehmen und nach Maßgabe der angeführten Beweiſe und Gegenbeweiſe zu erklären: ob ſie Dr. Dodd für ſchuldig oder nicht ſchuldig hielten. Nachdem ſie ſich ungefähr zehn Minuten lang mit einander berathſchlagt hatten *), erklärten ſie ihn ſchuldig (guilty); doch übergaben ſie zu gleicher Zeit den Richtern eine Bittſchrift an den König, daß dieſer ihn begnadigen möchte.

Den engliſchen Geſetzen nach, konnte ihr Urtheil ſchlechterdings nicht anders ausfallen. Auf jede Art von untergeſchobener oder falſcher Handſchrift, wodurch man jemanden um Geld oder auf eine andere Art zu vervortheilen ſucht, ſteht Todesſtrafe.

---

denen es bekannt war, wie wenig Madame Dodd ein ſolches Lob verdiente, ärgerten ſich über dieſe Verſtellung, und ſeine Feinde ſpotteten darüber.

*) Dieſes geſchiehet in einem Nebenzimmer, wo ſie ohne Eſſen und Trinken und Feuer ſo lange bleiben müſſen, bis ſie unter ſich einſtimmig ſind.

Die Geſetze können nicht auf die letzte oder endliche Abſicht des Thäters ſehen; ſonſt wäre auf einmal ihre ganze Wirkſamkeit, ihr ganzer Nutzen dahin. Jedem Betrüger, jedem Verbrecher, er ſei von welcher Art er wolle, ſtehet dieſe Ausflucht offen; immer kann er betheuern, er habe ſich nur aus der gegenwärtigen Noth helfen, und am Ende Alles erſtatten wollen. Der Ausdruck der Parlamentsakte, „in der Abſicht zu betrügen," (with an intention to defraud) konnte ſich alſo keineswegs auf die endliche Intention beziehen (wie Dodd es auszulegen ſuchte), ſondern mußte ſchlechterdings auf die erſte Inſtanz gedeutet werden. Er hatte eine falſche Verſchreibung ausgeſtellt; unter dieſem betrügeriſchen Vorwande wollte er jemand um eine Summe Geldes bringen. Für den Betrug hatte man augenſcheinliche offenbare Beweiſe; — aber nichts konnte beweiſen, daß er in drei oder ſechs Monaten den Betrug (denn das blieb er auch noch alsdann) wieder gut machen würde. Sollte man alſo einem Manne, der gewiſſenlos genug geweſen war, unter dieſem falſchen Vorwande die Leute um das Ihrige zu betrügen, ſollte man dem auf ſein bloßes, aus Furcht vor dem Tode gegebnes Wort glauben, daß er künftig einmal ſo ehrlich geweſen ſein würde, das Erſchlichene wieder zurück zu geben? Da die Geſchwornen keine andere Entſcheidung von ſich geben durften, als entweder „Schuldig" oder „nicht Schuldig," ſo konnten ſie ihrem Eide und Gewiſſen, imgleichen der ausdrücklichen Vorſchrift des Geſetzes nach, offenbar nicht anders ſprechen, als ſie wirklich gethan.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als daß die Richter den Ausſpruch der Geſchwornen beſtätigten und das Urtheil publicirten. Dies wollten ſie aber nicht eher thun, als bis das Tribunal der Zwölf Richter entſchieden haben würde, ob Robertſon's Zeugniß gelten könne oder nicht; und ehe dieſe Entſcheidung erfolgte, ging der Termin der diesmaligen Gerichts-Seſſion zu Ende *). Alſo mußte Dodd bis zur neuen Seſſion, die erſt im Mai anging, in Verhaft, und ſeines Schickſals wegen in quälender Ungewißheit bleiben. Sein Vermögen war unterdeſſen

*) Es wird nämlich in London (ſo wie in der Hauptſtadt einer jeden Grafſchaft), nur alle Vierteljahre Eine ſolche Sitzung gehalten, die ungefähr drei bis vier Wochen dauert; was darin nicht zu Ende gebracht wird, bleibt bis zur nächſten Sitzung unentſchieden.

ſchon eingezogen, und zu Herrn Fletcher's und einiger andrer Gläubiger Befriedigung, imgleichen zu Bezahlung der Sheriffs *) angewendet worden. Gleichwohl blieben noch ſehr viele Schulden ungetilgt, und ihm ſelbſt nicht das Mindeſte übrig, um ſich im Gefängniſſe einige Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Dieſer ſchnelle Wechſel vom ehemaligen Ueberfluſſe zum jetzigen äußerſten Mangel, mußte ihm überaus hart fallen. Zwar verſorgten ihn ſeine Freunde, ja ſelbſt Unbekannte und Ungenannte, in dieſer traurigen Lage mit Allem, was er nur wünſchen konnte; allein er lebte deſſen ungeachtet nur ſehr mäßig und enthaltſam. Es war freilich natürlich, daß bei ſeiner jetzigen Verfaſſung der ehemalige Hang zur Sinnlichkeit ernſthafteren Betrachtungen weichen mußte, zumal, da er ſelbſt ſich keinesweges mit der Hoffnung ſchmeichelte, begnadiget zu werden. Von dem Augenblick an, da die Geſchwornen ihn für ſchuldig erklärt hatten, ſuchte er ſich vielmehr mit dem Tode bekannt zu machen. Der erſte Schritt hierzu mußte in einer gewiſſenhaften Selbſtprüfung beſtehen, ſo niederſchlagend dieſe auch immer für ihn ausfallen mochte. Er fand, daß ſein ganzes bisheriges Leben eine lange Reihe von Fehltritten war, die durch eine ſpäte und nicht einmal ganz freiwillige Reue ausgelöſcht werden ſollten, wenn er vor dem Thron ſeines ewigen Richters Gnade finden wollte. Die Tröſtungen der Religion, die ſich gemeiniglich da am wirkſamſten beweiſen, wo menſchlicher Troſt nichts mehr vermag, und der Zuſpruch ſo mancher rechtſchaffener Leute, beſonders des Gefängnißpredigers, Herrn Villette, verhalfen ihm nach und nach zu einiger Beruhigung. Dieſe Gemüthsverfaſſung erlaubte ihm, mehrmals vor ſeinen Mitgefangenen zu predigen, und er that es allemal mit ſolchem Nachdruck, daß ſelbſt die verworfenſten und abgehärtetſten Böſewichter bis zu Thränen gerührt wurden. Eine dieſer Predigten iſt durch den Druck bekannt gemacht worden **), und verdient als eine treffliche Kanzelrede empfohlen zu

*) Sheriffs ſind Criminalrichter, welche für die Vollziehung der Urtheilsſprüche ſorgen müſſen. Die Stadt London wählt jährlich zwei für die Grafſchaft Middleſex. Jede andere Grafſchaft hat nur Einen, der allemal vom Könige erwählt wird. In London iſt dieſes Amt ſo beſchwerlich, daß ſich ſeit einigen Jahren faſt niemand dazu verſtehen will.

**) Dieſe Rede erſchien unter dem Titel: The Convicts Address to his unhappy Brethren. Da ſie bereits ins Deutſche überſetzt iſt, ſo hat man ſie hier nicht von neuem mit einrücken wollen.

werden, wenn ſie gleich nicht ſo, wie ſeine vorigen Schriften, durch geſuchte Worte und redneriſchen Schmuck glänzt.

Endlich berathſchlagten ſich die Zwölf Richter mit einander, und erklärten Robertſon's Zeugniß für gültig. Dieſen Ausſpruch mußte einer von ihnen *) dem Dr. Dodd bekannt machen, welches am 12. Mai in folgender Rede geſchah:

„Dr. Wilhelm Dodd!"

„Als Ihr im vergangenen Februar, eines Betruges wegen angeklagt, vor Gericht erſcheinen mußtet, behaupteten Eure Advocaten, daß dieſe Anklage gar nicht zuläſſig ſei, weil ſie ſich hauptſächlich auf das Zeugniß des Mäklers Ludwig Robertſon gründe, dieſes aber aus zweien Gründen ganz unſtatthaft ſei, einmal, weil Robertſon des nämlichen Betrugs wegen eingezogen, folglich als Euer Mitſchuldiger anzuſehen, und zweitens, weil er vor den Geſchwornen (Grand-Jury) als Zeuge examinirt worden, ungeachtet der Befehl, auf welchen der Kerkermeiſter von Newgate ihn am 19. Februar zum Verhör verabfolgen laſſen, nicht rechtmäßig geweſen, auch hernach von Gerichtswegen wieder annullirt worden ſei."

„Dieſer Einwurf Eurer Advocaten iſt dem Tribunal der Zwölf Richter zur Entſcheidung vorgelegt worden, welche letztere ich Euch jetzt, nach reiflicher Erwägung, bekannt machen ſoll."

„Ueberhaupt betrachtet, kann ein Beklagter nichts dagegen einwenden, wenn jemand, der mit ihm zu gleicher Zeit im Gefängniſſe ſitzt, vor die Geſchwornen (Grand-Jury) gebracht wird, um Zeugniß gegen ihn abzulegen; denn dies iſt, unſern Geſetzen nach erlaubt und recht. Freilich wird zu einem ſolchen Verhör die Einwilligung und Erlaubniß des Richters erfordert; ob aber dieſe wirklich und richtig ausgeſtellt, oder ob ſie untergeſchoben ſei: damit hat der Beklagte nichts zu thun; das geht allein den Kerkermeiſter an, nur der muß das verantworten. — In obgedachtem Einwurf Eurer Advocaten ſcheint ferner die Frage implicirt zu ſein: ob ein Privatkläger, wenn er einen Mitſchuldigen (er befinde ſich in oder außer dem Gefängniſſe), als Zeugen darſtellt, dieſen Mitſchuldigen blos dadurch vor aller ferneren gerichtlichen Anklage in Betracht dieſer Sache ſichern und

*) Es war der Ritter Sir Richard Aſton.

freiſtellen könne *)? An und für ſich iſt dieſe Frage wichtig, und einer genauen Unterſuchung werth; aber hier hat ſie mit der Hauptſache nichts gemein: denn Euch, als Beklagtem kann daraus weder Vortheil noch Schade erwachſen."

„Es kommt alſo lediglich darauf an: ob ein Mitſchuldiger rechtmäßiger und gültiger Weiſe als Zeuge gebraucht werden könne? Dies erlauben nun die Geſetze ausdrücklich und ohne Ausnahme; mithin iſt Ludwig Robertſon in dieſer Sache als ein unverwerflicher Zeuge anzuſehen."

„Die Richter ſind daher einſtimmig der Meinung, daß gegen Euch geſetzmäßig verfahren und Ihr der Schuld rechtsgültig überwieſen ſeid. Wir haben für gut befunden, Euch dieſen Ausſpruch unverzüglich bekannt zu machen, damit Ihr Euch auf die am Ende der Seſſion zu gewartenden Folgen vorbereiten könnet."

Dr. Dodd antwortete hierauf nur Folgendes:

„Mylord!"

„Ich danke Ihnen und den übrigen gelehrten Richtern demüthigſt, daß Sie dem Einwurf meiner Advocaten, an jenem ſchrecklichen Tage meines Verhörs, ſo viel Aufmerkſamkeit zu bezeigen geruhet haben. Ihre Kenntniſſe und Gerechtigkeitsliebe ſind mir Bürge, daß Ihr Ausſpruch nicht anders als dem Rechte gemäß ſein kann."

Nach vierzehn Tagen ward er von neuem vor Gericht gebracht, um ſein Urtheil zu empfangen. Auf die gewöhnliche Frage: Ob er noch etwas vorzuwenden hätte, daß das Urtheil nicht geſprochen werden ſollte? redete er die Richter folgendermaßen an:

„Mylords!"

„Sie haben an mir ein ſchreckliches Beiſpiel menſchlicher Schwachheit vor Augen. Meiner Talente wegen von Jugend auf geſchmeichelt, bekam ich früh eine allzu hohe Meinung von mir ſelbſt. Vermöge dieſer hielt ich mich beim Eintritt in die große Welt zu den feurigſten Erwartungen berechtigt und glaubte, daß durch meine Beförderung zum Predigtamt dem Anſehen und der Würde des geiſtlichen Standes wohl eben nicht Eintrag

*) Und ob folglich, im gegenwärtigen Falle, Robertſon Euer Mitſchuldiger ſei, oder nicht; ob deshalb ferner auf ihn inquirirt werden müſſe oder nicht: — das iſt der ſpecielle Sinn dieſer allgemeinen Aſſertion.

geſchehen ſei. Auch war ich weder ein müßiger noch ein unnützer Arbeiter. Ich lehrte die Wahrheiten des Chriſtenthums mit dem Nachdruck, den das Bewußtſein, daß wir es gut meinen, dem Vortrage mitzutheilen pflegt. Mit Freuden ſah ich, daß meine Bemühungen nicht ohne Beifall blieben; meine Predigten wurden häufig beſucht, und ich glaube nicht ohne Grund, daß manche von meinen Zuhörern dadurch vor Sünden und Laſtern bewahrt, andere aber davon zurückgeführt worden ſind. Wenn dieſe Umſtände auf der einen Seite mein Verbrechen um deſto ſchwerer machen; ſo können Sie wohl denken, Mylords, daß mir auf der andern die Strafe auch in eben dem Maaße um ſo viel empfindlicher werden muß. Durch das Zutrauen der Menſchen verleitet, traute ich mir ſelbſt zu viel. Ich glaubte das wirklich zu ſein, wofür andre mich hielten, „von Herzen rechtſchaffen," und dieſe Rechtſchaffenheit gegründet und geſtärkt durch Religion; dafür hielt ich ſie, ohne zu erwägen, wie groß die Gefahr der Eitelkeit, und überhaupt welch ein betrügliches Ding das Herz des Menſchen iſt. Der Tag des Kampfes kam, und ich war nicht ſtark genug, der Verſuchung zu widerſtehen. Stündlich, ja jeden Augenblick hält mir mein Gewiſſen das Verbrechen, deſſen ich mich ſchuldig gemacht habe, in ſeiner ganzen Schädlichkeit und Bosheit vor. Doch, wie manche haben der Verſuchung unterlegen, die jetzt mit dem Bußfertigen im Himmel ſind!"

„Ich unterſtehe mich nicht einer Handlung, der gleich jetzt die rächende Gerechtigkeit das Urtheil ſprechen wird, den beſſern Theil meines Lebens, einen Zeitraum von beinahe dreißig Jahren, entgegenzuſtellen, welchen ich in Beförderung und Ausübung chriſtlicher Liebeswerke, in Linderung ähnlichen Elendes, als ich ſelbſt jetzt fühlen muß, in Darreichung des Troſtes, deſſen ich ſelbſt jetzt bedarf, zugebracht habe. Ich will auch ſonſt auf keine Weiſe meine Schuld zu verringern ſuchen; nur ſo viel muß und will ich betheuern, es war nicht meine Endabſicht irgend jemand zu betrügen. Das ergibt ſich aus allen Umſtänden, und davon werden auch die Mehreſten unter ihnen wohl bei ſich ſelbſt überzeugt ſein. Wenn es mir zukäme, meine Strafe ſelbſt abzumeſſen, ſo würde ich geſtehen müſſen, daß ich jetzt ſchon nicht viel weniger als ich verdient, gelitten zu haben glaube."

„Mein guter Ruf, der mich vorſichtig, und Glücksum-

ſtände, die mich zufriedener hätten machen ſollen, ſind dahin. — Ich bin auf einmal in Armuth und Verachtung geſunken. — Mein Name und mein Verbrechen ſind zu einem Volksliede*) geworden, womit auf allen Gaſſen der Leichtſinnige Kurzweil, mit dem der Boshafte ſeinen Spott treibt."

„Es kann ſonderbar ſcheinen, Mylords, daß, wenn ich bedenke, was ich ehedem, ja unlängſt erſt geweſen — daß ich da noch wünſchen ſollte zu bleiben, was ich jetzt bin. Allein, Verachtung des Todes mag unter heidniſchen Tugenden noch ſo ſehr glänzen; mit chriſtlicher Reue hat ſie nichts gemein. Viele Beweggründe machen es mir zur Pflicht, Sie, Mylords, um die Friſtung meines Lebens demüthigſt anzuflehen. Nicht blos, weil ich ſo gut als jedes andre Geſchöpf vor einem gewaltſamen Tode Abſcheu fühle; nicht blos, weil jene allgemeine Furcht vor einer zu frühen Auflöſung ſich auch in meinen Adern regt: ſondern vornehmlich, um den Schaden, den ich der Geiſtlichkeit, der Welt und der Religion zugefügt habe, zu erſtatten und das Ärgerniß, welches ich gegeben, durch das Beiſpiel meiner Buße abzuwiſchen — deshalb vornehmlich begehre ich noch zu leben. Vor allen Dingen aber wünſchte ich mit mehr geſammeltem Gemüth, nach einer ruhigeren Vorbereitung, erſt zu

*) Dieſe elenden Gaſſenhauer, die zur Schande der engliſchen Nation in ganz London geſungen oder vielmehr erbärmlich und unerträglich geheult werden, verdienen nicht mehr den Namen Balladen. So kernig, gefühlvoll, und dabei ganz ungenirt als die ehemaligen Romanzen waren, die der Nachwelt unter dem Namen Balladen ſchätzbar geworden ſind, werden jetzt keine mehr gemacht. Heut zu Tage iſt es in England das elendeſte abgedroſchenſte Zeug, das je erdacht werden kann, und die Muſik dazu iſt, wo möglich, noch elender als der Text. Nationalmuſik haben die Engländer, meines Erachtens, gar nicht. Ich glaube vielmehr, daß es in ganz Europa kein Land gibt, wo das gemeine Volk weniger muſikaliſch iſt, als hier. Leuten von Stande hingegen kann ich einen guten und richtigen Geſchmack in der Tonkunſt keineswegs abſprechen; das beweiſet unter andern die hohe Achtung, in welcher unſer Hendel bei ihnen ſteht. In Schottland haben ſich, ſeit David Rizzi's Zeiten, einige ſehr ſimple aber ſanfte und äußerſt gefühlvolle Melodien bis auf den heutigen Tag erhalten. Man erkennt in denſelben jene Simplicität, welche den Charakter der damaligen italieniſchen Muſik ausmachte, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß Rizzi dieſelben aus ſeinem Vaterlande mitgebracht hatte. Daß ſie den Schotten nicht eigen ſein können, iſt, dünkt mich, auch daraus abzunehmen, daß ſeitdem keine neue Lieder dieſer Art mehr componirt worden.

ſterben. Die Schrecken des finſtern Kerkers, die Aengſtlichkeit des Verhörs, die beſtändige Unruhe, in welcher ſich die Seele bei der Ungewißheit unſers Schickſals befindet: alles das macht eine ſtete Ebbe und Fluth von Gemüthsbewegungen aus, wobei der Geiſt unmöglich zu der Faſſung gelangen kann, die zu den heiligen Uebungen des Gebets, und zur ſtillen Prüfung des Herzens erfordert wird. — Man verſage mir daher nicht eine Friſt, die ich zu keinem andern Behuf fordre, als daß ich durch Nachdenken und Reue vorbereitet werde, vor dem Richterſtuhle des Allmächtigen zu erſcheinen, und die Gegenwart des Richters zu ertragen, der einem jeden thun wird nach ſeinen Werken; der den bußfertigen Sünder annehmen und ihm verzeihen wird, und bei dem auch die, welche hier Barmherzigkeit geübt haben, Erbarmung ſuchen und finden werden."

„Um dieſer Urſachen willen, Mylords, wünſche ich, ſelbſt unter Elend und Schande, noch zu leben, und flehe demüthigſt, daß Sie mich der Gnade des Königs empfehlen mögen."

Dieſe Rede konnten die Mehreſten von den Anweſenden nicht ohne die äußerſte Rührung mit anhören. So viel Wahres und Wahrſcheinliches aber auch darin angebracht ſein mochte, ſo ſieht man doch wohl, daß ſein Geſtändniß noch immer nicht ſo ganz aufrichtig war. Er berührte ſeinen laſterhaften Wandel nur von fern, um in den Augen ſeiner Richter der Gnade, die er von ihnen zu erlangen wünſchte, nicht ganz unwerth zu ſcheinen. Ein rechtſchaffener deutſcher Prediger, der ihn verſchiedentlich im Gefängniſſe beſuchte, hat mir erzählt, daß er öfters mit der größten Begierde, mit unglaublicher Heftigkeit, zu leben gewünſcht. Er wollte aber nicht blos Zeit haben ſich zum Tode vorzubereiten, und ſein vergangenes Leben zu bereuen; ſondern er wollte leben um des Lebens willen. Freilich konnte es ihm in ſeinen beſten Jahren nicht anders als ſchwer ankommen, die Annehmlichkeiten dieſer Welt zu verlaſſen, zumal da er bisher wohl noch nie dergleichen Unannehmlichkeiten erfahren haben mochte, die uns das Leben gleichgültig oder gar zuwider machen können. Wie mächtig, wie allgewaltig iſt der Trieb zur Selbſterhaltung! Wie erbebt unſre ganze Natur vor einem allzufrühen Tode! wie ſchaudert ſie bei dem Gedanken der Ewigkeit als vor dem Rande eines Abgrunds zurück! Wie finſter, wie ſchreckenvoll iſt oft ſelbſt dem Chriſten die Zukunft jenſeit des Grabes! Wo iſt die Tugend, die uns vor dieſem erſchütternden Gefühle

ſchützen könnte? Der Weiſe*) mag ſich in ſtoiſche Gleichgültigkeit hüllen, oder mit dem Gedanken einer völligen Vernichtung wiegen; der Chriſt mit der feurigſten Andacht die Belohnung ſeiner Tugenden, oder vielmehr die überſchwengliche Gnade ſeines Gottes in einem zukünftigen glückſeligen Leben erwarten: — ſo lange Beide ihres Lebens ſicher ſind, ſteht der Glaube eines jeden feſt, er ſei auf Sand oder auf Felſen gebauet. Plötzlich erſcheint die Gefahr. Wie ein fürchterliches Erdbeben fährt der dunkle Gedanke des Todes durch ihre Gebeine; der Flugſand ſchwindet unter dem Fuß, der Felſen wankt hin und her, es ſtürzen die hohen ſtolzen Gipfel herab! — — — — — —

Doch wenn der erſte ſchauderhafte Eindruck des Todesgedanken vorüber iſt; dann beruhigt uns die holde Tröſterin, die Religion. Auf ſie geſtützt kann das Aeußere, Unweſentliche erſchüttert, ja zertrümmert werden; die Grundfeſte bleibt dennoch unbeweglich feſt ſtehen.

Als Dr. Dodd ſeine Rede geendigt hatte, erfolgte ein allgemeines Stillſchweigen von einigen Minuten, worauf der Stadtſchreiber von London, Herr Glynn, in folgenden Worten das Urtheil ſprach:

„Doctor Wilhelm Dodd!“

„Ihr ſeid des Verbrechens überwieſen worden, eine falſche nachgemachte Verſchreibung ausgeſtellt zu haben, von der Ihr wußtet, daß ſie falſch und nachgemacht wäre, und Ihr ſeid des Vortheils theilhaftig geworden, den die Geſetze dieſes Landes jedermann zugeſtehen, nämlich, Ihr habt ein billiges, unparteiiſches und aufmerkſames Verhör gehabt.“

„Die Geſchwornen, an deren Gerechtigkeit Ihr Euch gewendet, haben Euch ſchuldig erfunden. Ihr Ausſpruch iſt von den gelehrten Richtern in Erwägung gezogen, und gegen die Billigkeit deſſelben nichts einzuwenden gefunden worden. Ihr ſelbſt habt die Gerechtigkeit dieſes Ausſpruches anerkannt, und ſo bleibt mir nur noch die ſehr ſchmerzliche Pflicht übrig, welche unſere Landesgeſetze den Richtern auflegen: dieſe nämlich, das Urtheil über Euch zu ſprechen.“

---

*) Man nennt die Herren, wie ſie ſich ſelbſt nennen; Schade, daß dadurch die Worte Weiſer, Philoſoph u. ſ. w. jetzt beinahe ohne Ausnahme in malam partem gedeutet werden, ungefähr ſo wie Pedant, und wie bei den Franzoſen der Name Allemand.

„Ihr ſcheint von der Größe Eures begangenen Verbrechens ſehr richtig und lebhaft überzeugt zu ſein. Ihr ſcheint auch in bußfertiger Gemüthsfaſſung zu ſtehen, und werdet Zweifelsohne wohl überdacht haben, um wie viel mehr die Schädlichkeit Eures Verbrechens durch den Einfluß des Beiſpiels vermehrt wird, da es von einem Manne begangen worden, der, ſo wie Ihr, in einem öffentlichen heilig geachteten Lehramte geſtanden hat. Dies ſind, dem Anſehen nach, Eure eignen Gedanken. Ich wünſchte ſie näher zu entwickeln; allein das würde zu Betrachtungen Anlaß geben, die ich einem Manne in Euren Umſtänden zu erſparen wünſche."

„Mit Eurem Anliegen um Gnade müßt Ihr Euch nicht an uns wenden. Es wäre grauſam, wenn Euch die Richter mit Hoffnung ſchmeicheln wollten. Nicht ſie, ein Andrer hat Macht zu begnadigen; an den richtet Euer Flehen. Bei Euren Kenntniſſen, und bei der Reue die Ihr bezeigt, werdet Ihr es ſelbſt für Eure Pflicht erkennen, den Einfluß des Beiſpiels zu vermindern, und Ihr werdet einſehen, daß dies nicht wirkſamer als durch Bekanntmachung Eures herzlichen und aufrichtigen Abſcheues vor der That, deren man Euch überführt hat, geſchehen kann. Ihr werdet folglich auch nicht ſuchen ſie zu bemänteln oder zu verringern. Wenn ein Mann von Eurem Charakter und Euren Fähigkeiten das thun wollte; wozu könnte ſich dann der minder erleuchtete Haufen nicht berechtigt halten! Ihr ſehet ſelbſt, auf was für Abwege das leiten würde; ich brauche Euch alſo wohl nicht davor zu warnen. Und nun habe ich Euch nichts als noch das Urtheil des Geſetzes bekannt zu machen. Es lautet dahin: daß Ihr, Doctor Wilhelm Dodd, von hier, an den Ort, von dem man Euch heraufgebracht, zurückgeführt werden ſollt; daß Ihr von da nach dem Hinrichtungsorte gebracht, und daſelbſt beim Halſe gehängt werden ſollt, bis Ihr todt ſeid."

Die Einleitung wodurch Herr Glynn, mit wahrhaft menſchenfreundlicher Schonung, den unglücklichen Verbrecher allmälig auf dies ſchreckliche Urtheil vorzubereiten, und den Schlag zu mildern wünſchte, gereicht dem Herzen dieſes Mannes gewiß zur größten Ehre. Allein dieſer ſanften Anrede und auch deſſen ungeachtet, daß Dodd ſeit dem Ausſpruche der Geſchwornen geraume Zeit gehabt, ſich hierauf gefaßt zu machen, ſank er bei Anhörung des Urtheils dennoch in Ohnmacht. In den noch

übrigen Tagen ſeines Verhaftes ließ er alle Kennzeichen der aufrichtigſten Reue blicken, beſchäftigte ſich mit allerhand bußfertigen Uebungen, und ſuchte auch das ewige Heil ſeiner Mitgefangenen werkthätig zu befördern.

Freunde und Bekannte arbeiteten indeſſen noch immer daran, ihm Begnadigung zu verſchaffen, und ſeine ehemaligen Amtsbrüder empfahlen ihn gar von der Kanzel herab dem Mitleid und der Vorſprache ihrer Zuhörer. Unter andern hatte es ein Geiſtlicher, Namens Topladi, ſeiner Gemeinde ſo dringend vorgetragen, daß ſich bei Endigung des Gottesdienſtes an fünfhundert Perſonen vor ſeiner Hausthüre verſammelten, um eine Vorſtellung zu unterzeichnen, die er ihnen zu dieſem Behuf aufſetzen mußte.

Die geſammte Bürgerſchaft von London ließ durch den Grafen Percy eine ähnliche Supplik an den König gelangen, von welcher man ſich, um der Menge der Supplikanten willen, gute Wirkung verſprach. Sie war nämlich von nicht weniger als 23000 Perſonen unterſchrieben, und in folgenden Worten abgefaßt:

„Ungeachtet wir, die Einwohner von London und Weſtminſter, völlig überzeugt ſind, daß der wider den Doctor Wilhelm Dodd ergangene Urtheilsſpruch der Gerechtigkeit und den Landesgeſetzen vollkommen gemäß iſt, ſo wiſſen wir doch auch, daß Ewr. Majeſtät das glorreiche Vorrecht haben, die Strenge der Geſetze, vornehmlich in gewiſſen Fällen, mildern zu dürfen, und können uns daher nicht entbrechen, bei gegenwärtigem, Ewr. Königl. Majeſtät folgende Umſtände zur Erwägung vorzutragen."

„Der unglückliche Dr. Dodd iſt, ſeit ſeinem Eintritt in das Lehramt, ein eifriger, beredter und überzeugender Prediger geweſen."

„Wie ſehr er ſich die Beförderung des allgemeinen Beſten und die Unterſtützung der leidenden Menſchheit hat angelegen ſein laſſen, das beweiſen unter andern zwei gemeinnützige Geſellſchaften, deren wohlthätige Wirkungen von weitem Umfange ſind. Er iſt der Stifter derſelben; und hat durch ſie dem Staate ſo manches Mitglied erhalten, das ſonſt verloren gegangen wäre. Dieſe, durch ihn geretteten Mitbürger geſellen ſich zu unſern Bitten, und flehen Ewr. Majeſtät für das Leben ihres Wohlthäters mit thränenden Augen an."

„Zu allen Zeiten hat man bei einzelnen Fehltritten eines Mannes zugleich auf ſeinen moraliſchen Charakter im Ganzen geſehen, und dieſen mit in Anſchlag gebracht. Wer der bürgerlichen Geſellſchaft weſentliche Vortheile verſchaffte, der durfte dagegen immer auf Mitleid und Vergebung rechnen, wenn er ſo unglücklich war, ſie in der Folge auf eine oder die andere Weiſe wieder zu beeinträchtigen."

„Bis auf den Augenblick, da Dr. Dodd ſich des jetzigen Verbrechens ſchuldig gemacht hat, verdiente er aber unſtreitig als ein Mann von Talenten, von tugendhaftem Wandel und von allgemeiner Nützlichkeit, Ehrerbietung und Dank."

„Würde nicht überdies durch die öffentliche Hinrichtung eines Lehrers der Religion, der ſich in ſeiner Amtsführung ſo durchgängig Achtung und Liebe zu erwerben gewußt, bei dem großen Haufen das Anſehen des geiſtlichen Standes gar ſehr leiden? und würde die Verachtung deſſelben nicht den Sitten, ja der Religion ſelbſt, nachtheilig werden können?"

„Der Fall, in welchem ſich der Dr. Dodd befindet, iſt mit ganz beſondern Umſtänden verknüpft, die ihn der Gnade Ewr. Majeſtät werth machen, ja dieſelbe ausdrücklich zu heiſchen ſcheinen."

„Dieſer Gnade und Milde Ewr. Majeſtät empfehlen wir ihn hiemit. Schenken Sie ihm das Leben! Er wird es forthin in Reue und in guten Werken zubringen, die ſeinen Fehltritt gewiß nachdrücklicher auslöſchen, und dem Volke zu einem weit lehrreicheren Beiſpiele dienen werden, als der ſchimpfliche Tod, den man ihm zuerkannt hat."

Der König hielt die Sache in aller Abſicht für wichtig genug, um das Gutachten ſeines geheimen Staatsrathes darüber zu vernehmen. Allein auch da waren die Mehreſten der Meinung, daß Dodd nicht begnadigt werden müſſe. Man ſtellte nämlich dem Könige vor, daß in einem Handlung treibenden Lande die Sicherheit des Eigenthums, als einer der weſentlichſten Vortheile, nicht ſtrenge genug geſchützt werden könne; daß (beſonders in England) dieſe Sicherheit mit zur Grundfeſte der Staatsverfaſſung gehöre; daß, da die Schulden der Nation ſo beträchlich, ihr Reichthum aber größtentheils idealiſch wäre (weil er nur in Banko-Zetteln oder andern Papieren beſteht), der Wohlſtand der ganzen Nation von dem Anſehen und dem Credit dieſer Papiere abbinge, daß alle handſchriftliche Verſchreibun-

gen in gewiſſer Art mit zu denſelben gerechnet und folglich aller Unterſchleif, der mit jenen oder mit dieſen getrieben würde, für gleich nachtheilig und gleich ſtraffällig angeſehen werden müſſe; daß dergleichen Verfälſchungen ſeit Kurzem ſehr überhand näh= men, indem erſt kürzlich für 30,000 Pfund Sterling falſche Banko=Zettel entdeckt worden wären, welche die Bank gleichwohl unweigerlich habe bezahlen müſſen, damit nur das Zutrauen des Publikums zu der Gültigkeit ſolcher Papiere überhaupt nicht abnehmen möchte; daß es nicht zu rechtfertigen ſein würde, wenn Dodd begnadigt werden ſollte, indeß die Gebrüder Perreau un= längſt einer ähnlichen Betrügerei wegen zum Tode verurtheilt worden, ungeachtet es auch damals an Fürbitten nicht gefehlt habe; daß Dodd's Vorgeben, als habe er den Betrug wieder gut machen wollen, für gar nichts zu rechnen ſei, weil dieſes, in gleichem Fall, ein jeder zur Entſchuldigung nehmen könne, und unfehlbar nehmen würde, wenn er ſehen ſollte, daß Dodd ſich damit gerettet; endlich, daß auch Dodd's übrige gute Eigen= ſchaften und Verdienſte nicht gegen ſein Verbrechen gleichſam aufgewogen werden könnten, weil dieſes, ſo wenig den Grund= ſätzen des Rechts, als der Religion nach, commenſurable Quan= titäten wären.

Man wird ſich wohl nicht wundern, daß der König ſo triftigen und einleuchtenden Gründen Gehör gab, und das To= desurtheil beſtätigte. Dodd's Freunde hatten ſich indeſſen noch immer mit dem Gegentheil geſchmeichelt, und aus übelverſtande= ner Zärtlichkeit ihre nichtige Hoffnung dem unglücklichen Gefan= genen als ſo wahrſcheinlich vorgeſtellt, daß dieſer nun noch in den letzten Tagen ſeines Verhaftes ſich zu eben dieſem Wahne verleiten ließ. Der ſchriftliche Glückwunſch eines Unbeſonnenen, der das voreilige Gerücht, als ob er auf Vorbitten des Prinzen von Wallis begnadigt worden ſei, ohne Unterſuchung für wahr angenommen hatte, beſtärkte ihn in jenem angenehmen Traum, und machte ihm die Nachricht vom Gegentheile deſto ſchmerzli= cher. So behutſam man ihm dieſelbe auch beizubringen ſuchte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten die bitterſten Thränen dar= über zu vergießen. Er ermannte ſich jedoch bald wieder, und verſicherte, daß er zwar von jeher begnadigt zu werden gewünſcht, aber nicht eher als ſeit den letzten drei Tagen, auf das Zure= den ſeiner Freunde, es wirklich gehofft habe. Da er jetzt mehr als je Zuſpruch nöthig hatte, ſo leiſteten ihm ſeine Freunde

beſtändig Geſellſchaft, und der Gefängnißprediger, Herr Villette, verdoppelte ſeine Beſuche.

Als dieſer am letzten Sonntage vor ſeiner Hinrichtung zu ihm kam, lag Dodd auf dem Bette, und klagte über Seitenſtiche. Villette fragte ihn, wovon die Schmerzen wohl herrühren könnten? Ach! antwortete er, mit einem Seufzer, „es iſt der Pfeil des Todes, den ich ſchon in mir fühle!“ Am Abend vor der Execution kam eben dieſer Herr Villette nebſt noch einem andern Freunde zum Dr. Dodd. Sie fürchteten, ihn kleinmüthig zu finden; er rief ihnen aber beim Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nun iſt die Bitterkeit des Todes vorüber; ich bin bereit.“ Darauf erzählte er, daß er von ſeinen Freunden und auch von ſeiner Frau Abſchied genommen. „Ich fürchtete mich, ſetzte er hinzu, vor dieſer Scene, fand ſie aber leichter, als ich mir vorgeſtellt; denn meine Frau betrug ſich ſtandhafter, als ich es erwartet hätte. Wir ſchieden von einander als Leute, die einſt wieder vereinigt zu werden hoffen.“ Er konnte es wohl im eigentlichſten Verſtande eine Wiedervereinigung nennen; denn hier auf Erden war ihre Trennung ſo weit gegangen, daß er und ſie in den letzten Jahren zwei ganz verſchiedene Häuſer bewohnten. Als die Geſellſchaft derer, die von ihm Abſchied nehmen wollten, noch durch einige neu Hinzugekommene vermehrt war, ſagte er: „Ich habe noch eine Bitte an Sie, meine Freunde. Es könnte ſein, daß nach meinem Tode einige von denen, die mir wohlwollen und die meine Begnadigung ſo ernſtlich, aber umſonſt, geſucht haben, den König und ſeine Räthe für grauſam ausgeben, und im Affekt ſich vielleicht nicht behutſam genug hierüber ausdrücken möchten. Machen Sie daher bekannt, daß ſich dieſe Geſinnungen keineswegs von mir herſchreiben. Ich liebe und ehre den König, ich bin überzeugt, daß er ein menſchenfreundliches, mitleidiges Herz hat, daß er und ſeine Räthe nach den Rechten mit mir verfahren, und daß Se. Majeſtät mich vermuthlich blos um deswillen nicht begnadigt haben, weil ſolches dem allgemeinen Beſten nicht zuträglich geweſen ſein möchte.“ Er betete darauf mit aufgehobenen Händen, aus vollem Herzen: „Allmächtiger, der du die Welt und ihre Beherrſcher regiereſt, ſegne unſern gnädigſten König! unterſtütze und ſtärke ihn! befeſtige ſeinen Thron durch Rechtſchaffenheit, gib Frieden in ſeinen Tagen! O Herr! mache allem Zwiſt ein Ende, und verkürze die Dauer des gegenwärtigen wi-

dernatürlichen Krieges! — Auch den Räthen des Königs gieb Weisheit, und ſegne ſie!"

An dem zur Hinrichtung beſtimmten Morgen (es war der 27. Juni) kam ſein unermüdeter Gefährte, der Gefängnißprediger Herr Villette, ganz früh, um ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Durch dieſen Liebesdienſt ward er ein Augenzeuge von den letzten Stunden des unglücklichen Dodd; und da er ſelbſt dem Publikum eine Erzählung davon mitgetheilt hat, ſo will ich ihn hier, an meiner Stelle reden laſſen.

„Dodd ſchien," ſagt Herr Villette, „ſehr ruhig zu ſein, als ich am Morgen ſeines Sterbetages zu ihm kam. Er verſicherte mich und Herrn Dobey, (den Prediger des Magdalenen-Hoſpitals, den er ebenfalls gebeten, ihn auf ſeinem letzten Gange zu begleiten) er habe gut geſchlafen und fühle ſich dadurch, auch körperlicher Weiſe, ſo geſtärkt, daß er ſeine letzten Pflichten deſto beſſer zu erfüllen hoffe. Wir gingen hierauf nach der Capelle des Gefängniſſes, um dort mit einander zu beten. In der Sakriſtei hatten ſich noch mehrere Geiſtliche und verſchiedene andere Freunde des Doktors verſammelt, die ihr Gebet mit dem ſeinigen vereinigen wollten. Unter denſelben befand ſich auch der andre Verurtheilte, Namens Joſeph Harris, ein junger Menſch, der eines begangenen Straßenraubes wegen jetzt ebenfalls hingerichtet werden ſollte. Dieſer hatte noch wenige Tage zuvor verſucht, ſich im Gefängniß ſelbſt ums Leben zu bringen, war aber von dem dazu gekommenen Kerkermeiſter verhindert worden. Dodd nahm daher Anlaß, dieſen Jüngling zu einer ruhigern, chriſtlichern Gemüthsfaſſung zu bringen. Er ſtellte ihm vor, wie nöthig es ſei, daß ſie beiderſeits die wenigen noch übrigen Augenblicke ihres irdiſchen Daſeins in Erkenntniß und Bereuung ihrer mannigfaltigen Fehltritte zubrächten. Dieſe Anrede war ſo rührend, daß nicht nur der unglückliche Jüngling, der bisher bei allen Gelegenheiten das verſtockteſte Herz gezeigt hatte, ſondern auch alle übrige Anweſende, in Thränen zerfloſſen. Er ſchloß ſie mit folgendem Ausruf: „Erbarme, liebreicher Vater der Menſchen, erbarme du dich unſer! gieb, o! gieb, mir und meinem Mitſchuldigen, daß, ſo wie wir zuſammen leiden, wir auch zuſammen in die ewige Glückſeligkeit eingehen mögen, die du allen Bußfertigen verheißen haſt!" Wir mußten eine ganze Weile auf die Gerichtsbedienten warten. Darüber ward ihm die Zeit lang, und er fragte, wie viel Uhr es wäre. Als

man ihm antwortete, es ſei ſchon über halb neun, erwiederte er, ich wünſchte, ſie wären da; mich verlangt zu gehen. Endlich wurden wir in den äußern Vorhof des Gefängniſſes gerufen. Hier erblickte er zwei Gefangene, die am Fenſter ſtanden, um ihn zu betrachten. Auf dieſe ging er zu, und ermahnte ſie in ſo nachdrücklichen Worten, daß beide heftig zu weinen anfingen. Seine umſtehenden Freunde beſorgten, daß es ihm empfindlich fallen würde, ſich, dem eingeführten Gebrauche nach, mit dem Stricke, woran er aufgeknüpft werden ſollte, die Arme binden zu laſſen; ſie ſuchten ihn alſo darauf vorzubereiten, und ſagten, daß er ſich noch vor ſeinem Austritt aus dem Gefängnißhofe einer Ceremonie würde unterwerfen müſſen. „Worin wird die beſtehen?" antwortete er. Man wird Sie binden, hieß es. Er ſah gen Himmel, und erwiederte: „Immerhin! ich bin dennoch frei; meine Freiheit iſt droben." Die Gerichtsſchergen ſelbſt waren betreten, als ſie ihn binden ſollten; ſie entſchuldigten ſich ausdrücklich mit dem Zuſatze, daß ihr Amt es ſo mit ſich brächte. „Wohl denn, verſetzte er; ich danke euch für eure Zuneigung; aber laßt euch dadurch nicht abhalten, eure Schuldigkeit zu thun." Ich bot ihm hierauf meinen Arm, um ihn durch den Hof nach dem Wagen zu führen; er ſchlug es aber aus, und ſagte mit heiterer Miene: Nein, ich bin feſt wie ein Fels! Auf dem Hofe war eine Menge Menſchen verſammelt, die ihn, gleich den anweſenden Gefangenen, während des Durchgehens laut beweinten und beklagten. Dies rührte ihn ungemein, und er betete um Segen für ſie alle". — So weit Herr Villette.

Es war neun Uhr, als er außerhalb des Gefängniſſes in die Trauerkutſche ſtieg, die ihn nach dem Richtplatze bringen ſollte. Drei Geiſtliche, Herr Villette, Dr. Dobey und Dr. Buttler, ſetzten ſich zu ihm. Ein Trupp Gerichtsbediente ging zu Fuß, und der Criminalrichter, an dem die Reihe war, fuhr in ſeinem Wagen vorauf, dann folgte die Trauerkutſche, worin ſich Dodd befand, noch etliche Andere mit guten Freunden, die ihn ebenfalls begleiteten, und zuletzt ein Karren, auf welchem der Gefährte ſeiner Todesſtrafe, Joſeph Harris, neben dem Henker ſaß. Vom Gefängniſſe bis nach Tyburn (dem Executionsorte), welches eine Strecke von einer halben deutſchen Meile ausmacht, waren die Straßen durchgehends mit einer unbeſchreiblichen Menge Zuſchauer beſetzt, unter denen er faſt überall weinende Geſichter erblickte. Bei der Ankunft am Hochgerichte mußte er

auf den Karren ſteigen, der mit dem andern Verbrecher unter dem Galgen ſtill hielt. Er umarmte denſelben, und ermunterte ihn mit den Worten: „Sei getroſt, mein Bruder! Jetzt ſind wir den Menſchen ein Schauſpiel und Spott, aber bald werden wir ein Schauſpiel und die Freude der Engel ſein.“ Hierauf betete er mit den anweſenden Geiſtlichen eine ganze Zeitlang im Stillen, und mochte dies Gebet vielleicht mit in der Abſicht ausdehnen, daß, wenn er allenfalls noch begnadigt werden ſollte, der Bote des Pardons Zeit haben möchte, anzukommen. Dieſe Augenblicke, wo er den Kampf des Lebens mit dem Tode ſo vorſetzlich verlängerte, mögen ihm wohl unter allen die bitterſten geweſen ſein. Für den Jüngling Harris waren ſie gewiſſermaßen noch quälender, weil dieſer, ohne alle Hoffnung zum Leben, den Ort und die Anſtalten zu ſeiner Hinrichtung ſo lange vor Augen haben mußte. Dodd hatte noch eine Anrede an das Publikum aufgeſetzt, und ſie Herrn Villette übergeben, der ſolche, an ſeiner Statt, vor der Execution ableſen ſollte. Da aber das Getümmel zu groß war, ſo unterblieb dies; und Herr Villette machte ſie erſt nachher durch den Druck bekannt. Sie enthält das aufrichtigſte Geſtändniß ohne alle Ausflüchte, und lautet folgendermaßen:

„Da die letzten Worte der Sterbenden faſt überall Aufmerkſamkeit zu erregen und Eingang zu finden pflegen, ſo hoffe ich, daß auch den meinigen ein Gleiches widerfahren werde. Ich bin hieher gekommen, für eine Betrügerei zu büßen, deren ich mich, mit aller Beſchämung die mein vergangenes Leben nur immer verdient, ſchuldig erkenne, und die ich ſo aufrichtig und ſchmerzlich bereue, daß es von dem, der unſer aller Herzen prüft, hoffentlich nicht ungeachtet bleiben wird. Ich bereue, daß ich die Geſetze, wodurch Sicherheit und Zutrauen unter den Menſchen aufrecht erhalten werden, beleidigt habe; ich bereue, daß ich es verſucht, meine Mitmenſchen zu bevortheilen; ich bereue endlich, daß ich meinen Stand befleckt, Freunden und Feinden der Religion ein Aergerniß gegeben habe. Von meinen übrigen Verbrechen und Fehlern, womit ich gegen Gott geſündigt, kann und darf ich hier nur ſo viel ſagen, daß ſie ohne Namen und Zahl ſind, weshalb ich ſie auch nur überhaupt genommen, hier öffentlich bekenne und herzlich bereue. — Gieb, barmherziger Gott, um Jeſu Chriſti willen, daß meine Buße, ſo ſpät und ſo unvollkommen ſie iſt, dennoch nicht vergeblich ſein möge.“

„Das einzige Gute, das ich jetzt noch ſtiften kann, beſteht, darin, Andre gegen die Verſuchungen zu warnen, denen ich ſelbſt unterlegen habe. Ich habe allemal gegen meine eigne Ueberzeugung geſündigt; meine Grundſätze ſind nie erſchüttert worden. Ich habe die chriſtliche Religion allezeit für eine Offenbarung von Gott, und ihren göttlichen Stifter für den Erlöſer der Welt gehalten. Allein wenn ich gleich die Geſetze Gottes nie verläugnet, ſo habe ich ſie doch oft vergeſſen. Durch die Liebe zur Pracht und durch den Hang zur Wolluſt habe ich mich von der Sittſamkeit und Enthaltſamkeit, welche mein Amt ſo vorzüglich von mir forderte, ableiten laſſen. Ich habe mich nicht genug um Sparſamkeit bekümmert, und bin in meiner Haushaltung nie auf Einſchränkung bedacht geweſen. Eitelkeit und Vergnügen, worin ich mich vertiefte, erforderten Koſten, zu denen meine Einnahme nicht hinreichte. Dieſe Ausgaben verſetzten mich in Noth; und Noth, dringende Noth trieb mich zum Betruge *)."

„Für dieſen Betrug muß ich ſterben, und ich ſterbe unter der feierlichen Betheurung, daß, ſo ſehr ich ſelbſt von meinen Lehren gewichen bin, ich dennoch Andere, nach meiner beſten Erkenntniß und mit aller Aufrichtigkeit, den Weg zur ewigen Glückſeligkeit gelehret habe. Mein Wandel iſt, beſonders in den letzten Jahren, überaus ſträflich, aber meine Lehre iſt jederzeit lauter und rein geweſen. Ich habe beſtändig geglaubt, und verlaſſe jetzt die Welt mit der feierlichen Betheurung, daß ich überzeugt bin, wie unter dem Himmel kein andrer Name iſt, in dem wir können ſelig werden, denn allein der Name unſers Herrn Jeſu, und ich bitte alle die hier zugegen ſind, ſich mit mir in meiner letzten Bitte zu vereinigen, daß, um des Herrn Jeſu Chriſti willen, mir meine Sünden vergeben und meine Seele in ſein ewiges Reich aufgenommen werden möge."

Den 27. Juni 1777.

„Wilhelm Dodd."

Als Dodd endlich ſah, daß alle menſchliche Hülfe ausblieb, nahm er eine Mütze aus der Taſche, ſetzte ſich dieſelbe auf, und zog ſie bis aufs Kinn über das Geſicht herab. Darauf legte ihm der Henker den Strick um den Hals, befeſtigte dieſen an

*) To temporary fraud — das iſt, zu einem Betruge, der nur eine Zeitlang dauern ſollte.

dem Querbalken des Galgens, und ließ, auf das vom Scherif gegebene Signal, den Karren wegrücken. Dodd ſtreckte die Hände gen Himmel, ſeinem Richter und Erbarmer entgegen, und gab nach wenigen Minuten kein Zeichen des Lebens mehr von ſich.

Seine Anverwandten hatten ſich den Leichnam ausgebeten, und brachten ihn in einer ſchon bereit ſtehenden Poſtchaiſe auf das eilfertigſte nach dem Hauſe eines ſogenannten Undertaker's*), welches aber, um der neugierigen Menge auszuweichen, durch einen großen Umweg geſchehen mußte. In dieſem Hauſe waren ſchon etliche Aerzte und Chirurgen beſtellt, die alle zu Rettung der Erſtickten vorgeſchlagene Mittel anwendeten, um dem entſeelten Leichnam wieder einen Odem einzuhauchen. — Allein, ihre Bemühungen kamen zu ſpät, und blieben ohne Erfolg. Der todte Körper ward alſo in der Nacht aus der Stadt gebracht und fern von London auf einem Dorfkirchhofe ganz in der Stille zur Erde beſtattet *).

So endigte ſich das Leben eines Mannes, deſſen Fähigkeiten ihm ein beſſeres Schickſal zu verſprechen ſchienen; den ſeine Umſtände und viele Freunde hätten glücklich machen können; von

---

*) Undertakers ſind Leute, die alle zum Begräbniß erforderliche Anſtalten übernehmen, als womit ſich in England Niemand ſelbſt abgibt. Bei einem Sterbefalle ſchicken die Verwandten oder Freunde zu einem ſolchen Undertaker, und beſtimmen die Summe, welche ſie an das Begräbniß zu wenden gedenken; darnach richtet denn der Undertaker, ohne daß ſie weiter die geringſte Mühe davon haben, das Leichenbegängniß, entweder groß oder klein, ein. Er nimmt auch wohl, wenn es verlangt wird, die Leiche ſogleich zu ſich in ſeine Wohnung, beſtellt die Trauerkleider, und miethet oftmals gar ein ganzes Gefolge fremder Perſonen, die, in Mäntel und Flor gehüllt, nachtreten und, mit weißen Schnupftüchern in der Hand, für Geld weinen (oder wenigſtens ſo thun), indeß die eigentlichen Anverwandten, wären es auch nur lachende Erben, zu Hauſe ſitzen und des beſchwerlichen Gepränges gänzlich überhoben ſind. Von Trauermahlen weiß man in England nichts.

*) Dodd hinterläßt keine Kinder; ſeine Stelle iſt, auf Vermittlung des Grafen Cheſterfield, ſeinem Bruder zu Theil geworden, und ſeine Frau lebt bei einer Verwandten auf dem Lande, von einem Wittwengehalt ungefähr von 200 Pfund Sterling (1200 Thaler), welche ihr Dodd zu der Zeit, als er noch in guten Umſtänden war, in einer Wittwenkaſſe ausgemacht hatte. — Uebrigens haftet die Schande einer öffentlichen Hinrichtung in England nicht auf des Hingerichteten Familie, und gereicht derſelben nie zum Vorwurf. Eine billige Denkungsart, die Nachahmung verdient.

dem man wohl nicht vermuthet haben ſollte, daß er die Gebote ſeiner Religion je überſchreiten würde, da er ſie Andern täglich mit dem größten Eifer und, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, aus vollkommenſter Ueberzeugung ans Herz legte; den endlich die innere Würde ſeines Standes und Amts hätte vor dem Laſter bewahren ſollen.

Lerne denn, Jüngling, lerne an dieſem warnenden Beiſpiel, daß weder Fähigkeiten noch Kenntniſſe vor dem Laſter ſchützen, und daß man, ſelbſt bei vielen andern guten Eigenſchaften des Herzens, auf Abwege gerathen kann, die gerade zum Verderben führen. Es gibt nur ein Mittel ihm zu entfliehen; und das iſt Ehrerbietung für die Religion, nebſt gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit auf die Lauterkeit aller deiner Geſinnungen nnd Handlungen, ſelbſt der geringſten und der verborgenſten!

Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigſt, noch thueſt wider ſein Gebot!

Cook der Entdecker.

Nullius in Verba.

Zuerſt gedruckt vor der Ueberſetzung von Cook's dritter Reiſe (1776—1780.) Berlin 1787.

Der Name des Weltumſeglers Cook iſt zu allgemein bekannt, und ſeine Seereiſen haben ihm die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen in einem viel zu hohen Grad erworben, als daß noch Jemand fragen könnte: wer war Cook, und was that er? Vielmehr wirkt ſchon dasjenige, was ein Jeder ſich auf dieſe Fragen ſelbſt zu antworten weiß, wie eine Zauberformel, um ein ſtets wachſendes Theilnehmen an jeder neuen Nachricht von ſeinen Entdeckungen zu erregen. Hätten dieſe Blätter, die ich ſeinem Andenken weihe, den Reiz der Neuheit, ſo würde ich alſo um ihr Schickſal unbekümmert ſein können. Wenn ich mir aber ein Verhältniß zwiſchen dem Leſer und dem Schriftſteller denke, welches Beiden rühmlicher iſt, miſcht ſich eine ſchüchterne Beſorgniß in meinen Wunſch, der Wißbegierde und den übrigen Forderungen eines aufgeklärten Publikums Genüge zu leiſten. Dazu kommt noch, daß es nicht die Lebensgeſchichte dieſes außerordentlichen Mannes iſt, welche mich hier beſchäftigen ſoll; denn dies wäre wenigſtens ein überflüſſiges und mißliches Unternehmen, da bereits eine deutſche Meiſterhand *) die Hauptzüge eines ſolchen

*) Im Götting. Magazin 1. Jahrg. 2. Stück, S. 234. ſtehen „einige Lebensumſtände vom Capitain Jacob Cook, größtentheils aus ſchriftlichen Nachrichten einiger ſeiner Bekannten gezogen von G. C. Lichtenberg.“ Neue, noch ungenutzte Materialien zu dieſer Biographie gibt es nicht.

Gemäldes entworfen hat. Indeß gibt es allerdings noch einen Geſichtspunkt, der Cook's Thaten und ſeinen Geiſt in einem neuen Lichte zeigen kann. Ihre blendende Größe hat man lange genug blos angeſtaunt, wie etwa ein glänzendes Meteor. Entfaltete man aber ihre Beziehungen auf die Summe unſeres Wiſſens, und berechnete man ihren gegenwärtigen und dereinſt zu hoffenden Nutzen, dann erſt würde ſich Cook's ganzer Werth für die Menſchheit unparteiiſch abwägen laſſen; dann würde jene gaffende Bewunderung, die auch die Dummheit unſerm Helden zollt, bei Denkenden in dankbare Verehrung übergehen. Wer nun im Stande iſt, die Verhältniſſe unſerer Gattung mit feſtem, allumfaſſendem Blick zu durchſchauen, Plan und Abſicht, nach einem beſtimmten Ziele ſtrebende Entwicklung, und ſichern Fortgang zur Vollendung aus dem verworren ſcheinenden Chaos ihrer Schickſale herauszufinden: der entwerfe jene vollſtändige beziehende Darſtellung von Cook's Verdienſten, und lehre uns, wie weit er ſein Jahrhundert in Erkenntniß und Aufklärung fortgeführt, welchen Zuwachs die menſchliche Glückſeligkeit durch ſein Beſtreben gewonnen, und welche neue Ausſichten in die goldene Zukunft einer allgemein vollendeten Bildung ſein Genius uns eröffnet habe. Der Dank der Edlen unſerer Zeit und jener beſſern Nachkommenſchaft verſpricht dem Menſchenfreunde, der ſich auf dieſe Art an Cook's Verdienſten Antheil erwerben würde, unſterblichen Lohn. Aber es wäre Vermeſſenheit, ſich mit blöden Augen in jene ſteile Höhe hinaufzuwagen, wo ſolch ein Ueberblick erſt möglich wird. Ohne daher bei der gegenwärtigen Veranlaſſung ſo tief in die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts dringen zu wollen, laſſen ſich gleichwohl die näher am Tage liegenden Verkettungen ſo angeben, wie ſie auf unſerm niedrigeren Standpunkte erſcheinen; wenigſtens laſſen ſich kleine Gebiete, Theile des Ganzen, wenn auch nur in ſchwachen Umriſſen, nachbilden, um künftigen Weltweiſen vorzuarbeiten. Mit andern Worten: Cook's Entdeckungen zuſammenzufaſſen, ihre Grenzen abzuſtecken, ihrer geſchickten Anordnung und Verbindung, ſo wie manchen ihrer wichtigen Folgen nachzuſpüren, und auf die Art nicht blos dem Seemann und Entdecker, ſondern auch dem Menſchen, ein geringes Denkmal zu ſtiften; dies wäre ein Verſuch, den Cook's Reiſegefährte vielleicht ohne Anmaßung und ohne Furcht vor Wiederholungen, dem Urtheil deutſcher Leſer unterwerfen dürfte.

Ehe wir weiter gehen, verdient es eine vorläufige Unterſuchung, aus welchem Geſichtspunkte der ſittliche Werth der Entdeckungen beurtheilt werden müſſe. Läßt ſich im Allgemeinen über dieſen Punkt Etwas als wahr feſtſetzen, ſo wird es uns hernach, in der weiteren Anwendung auf Cook, zum bequemen Maßſtabe dienen. Wie aber, wenn der beredte Mann Recht hätte, welcher von einer blos phyſiſchen Beſtimmung des Menſchen, als der einzig wahren, ſprach, und Wiſſenſchaft die Quelle alles menſchlichen Elends nannte? Wäre es alsdann nicht um den vermeintlichen Ruhm aller Entdecker geſchehen? Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dieſes Paradoxon über manche ſchwache Einwendung ſiegte, und daß man Blößen gab, wenn man ſich gegen die Evidenz der darin behaupteten Thatſachen ſträubte. Wer könnte auch im Ernſte die Zerrüttungen leugnen, die von der Entwicklung verſchiedner Fähigkeiten im Menſchen unzertrennlich ſind? Allein, wenn man dieſe Unzertrennlichkeit zugibt, ſo bleibt noch unerwieſen, daß die Ausbildung des Menſchengeſchlechts einen andern Gang hätte nehmen können, als ſie wirklich genommen hat; und ehe man dies beweiſet, ruft man uns vergebens in die Wälder zurück. Der untergeſchobene Begriff, die Perfectibilität als ein der Natur entgegengeſetztes Extrem zu betrachten, mußte freilich den Geſichtspunkt verwirren und eine Täuſchung zuwege bringen, welche nur eine conſequentere Philoſophie wieder aufheben kann. Dieſe wird in Allem, was geſchieht, eine Kette von Verhältniſſen gewahr, welche nothwendig, wie Urſach und Wirkung in einander greifen, und die Möglichkeit vernichten, daß ein Stäubchen ſich anders bewegt haben könnte, als es ſich bewegt hat. Wie das Unendliche ans Endliche, ſo iſt, über alle Grenzen menſchlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiemit zwiſchen dem innigen Bewußtſein des kühnſten Denkers, daß ſeinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus Nichts entſtehen kann, ein ewiger Kampf erregt.

Wenn alſo die Verhältniſſe des Menſchen, wodurch dieſe oder jene Fähigkeit in ihm ſich entwickelt, nicht von ihm ſelbſt abhängig ſind, ſo iſt es auch dieſe Entwicklung nicht; folglich gehört die wiſſenſchaftliche Ausbildung, nebſt allen ihren Folgen, ohne Widerrede zu den beſtimmten Einrichtungen der Natur; und der vermeinte Contraſt zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Beſtimmung des Menſchen beruhet auf einer Abſtraktion die

nicht im Reiche der Wirklichkeit, ſondern in unſerer Vorſtellungsart liegt. Fähigkeiten, welche nur den Stoß eines äußern Verhältniſſes erwarten, um ſich nothwendig und unaufhaltſam zu entwickeln, ſind berechnete Anlagen der Natur; und das Weſen, in welchem ſich dieſe Entwicklung vollendet, iſt nicht minder ihr Eigenthum, erfüllt nicht minder ihre Abſicht, als das, in welchem ſie anfängt. Es gibt folglich keine blos phyſiſche, oder, mit einem andern Wort, blos thieriſche Beſtimmung des Menſchen, ſondern ſein Charakter iſt, wie der Philoſoph der Menſchheit unwiderſtehlich dargethan hat, Sittlichkeit, die zwar unzählige Schattirungen und Stufen hat, aber das einzige iſt, wodurch er ſich vom Thier unterſcheidet. Mit Anlagen, die einander zu widerſprechen ſcheinen, macht übrigens der Menſch keine Ausnahme in der Oekonomie der Natur; denn nach unſerer Art zu reden, gibt es überall ſtreitende Verhältniſſe und Widerſprüche, weil wir überall Abſichten annehmen, wo wir Beziehungen bemerken. Soll, zum Beiſpiel, das Hanfkorn zur Pflanze keimen, ſo darf es der Hänfling nicht verzehren, dem es gleichwohl zur Nahrung angewieſen iſt. Uns ſcheinen dieſe Verhältniſſe allerdings widerſprechend; wüßten wir uns aber an die Stelle der Natur zu ſetzen, ſo würden wir bald einſehen, daß jedes Einzelne gerade die Beſtimmung hat, die es wirklich erreicht. So wie jedes Wachsthum Zerſtörung vorausſetzt und ſich wieder in Zerſtörung endigt, ſo iſt auch die Entwicklung einer Anlage Unterdrückung einer andern. In einer Welt, wo die größte Mannigfaltigkeit der Geſtalten nur durch das Vermögen einander zu verdrängen, bewirkt wird, hieße es in der That die einzige Bedingung ihres Daſeins aufheben, wenn man dieſen immerwährenden Krieg und dieſe anſcheinende Unordnung abgeſtellt wiſſen wollte. Hat nicht dem ungeachtet alles in der Natur ſeine Geſetze? Sind nicht die größeren Bewegungen mit bewundernswürdiger Genauigkeit abgemeſſen? Sollte ſich alſo nicht vermuthen laſſen, daß auch die äußerſten Punkte, zwiſchen welchen jede partielle Kraft ſchwanken und ihren Nachbarinnen Abbruch thun oder ſie verſchlingen darf, ihre unabänderlichen Grenzen haben? Man nenne dieſes Schwanken zwiſchen Extremen, wenn man will, einen Puls der Natur, der bald ſchneller, bald langſamer ſchlägt, und ſchlagen wird, bis etwa Büffon's Epoche der Erſtarrung eintritt, oder das Machtwort einer Gottheit drein redet; — ſo lange das jetzige Schema der Er-

ſcheinungen beſteht, müſſen auch dieſe Oſcillationen fortdauern. Das Mittel zwiſchen den Extremen, welches manche Philoſophen ſo eifrig ſuchten, und oft zu finden wähnten, das vollkommene Gleichgewicht der Kräfte, iſt Ruhe, aber Ruhe des Todes.

Der Trieb der Selbſterhaltung und der Geſellſchaftstrieb äußern ihre Wirkungen im Thiere ohne ein beſonnenes Bewußtſein. Erinnerungen und Erfahrungen können dieſe Triebe leiten, und das Vermögen, Vorſtellungen mit einander zu verbinden, kann ſelbſt thieriſchen Handlungen den Schein der Ueberlegung verleihen. Zur Vernunft, zur Wahrnehmung der Verhältniſſe und Abſonderung der Begriffe, gehört das Bewußtſein eines abſtrakten Ich; und dieſes war das ausſchließende Geſchenk unſerer menſchlichen Organiſation. In dieſer einzigen Fähigkeit, in einer ſo geringen, faſt unmerklichen Abſchattung, liegt der incommenſurable Unterſchied zwiſchen der Natur des Menſchen, und der vernunftloſen Thiere. Aus ihr allein entwickeln ſich alle Erſcheinungen der ſogenannten Perfectibilität, welche man die angewandte Beſonnenheit nennen könnte. Hier aber, wie allerwärts in der Natur, iſt es Wirkung und Gegenwirkung, was die ſchlafenden Kräfte offenbart. Wenn das Bedürfniß eine Sprache ſchuf und eben dadurch das Bewußtſein weckte, ſo übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bei einem überwundenen Widerſtande Begriffe von Können und Wollen entſtanden, ſo folgte bald ein Wollen aus Vorſatz und mit Bewußtſein. Brachten endlich erſchütternde Erfahrungen den Menſchen auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit, und lehrten ſie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; ſo führte eben dieſer Druck der äußern Verhältniſſe zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Lokalumſtänden verſchieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung ſind. Wo die Natur ihre Schätze reichlich ausgeſpendet hatte, neigten ſich die Affekten bald zum gütlichen Vergleich. Ruhiger Genuß der ſanfteren ſinnlichen Eindrücke begründete die Rechte des Hausvaters, und Gewohnheit erzeugte dann den Deſpoten. In rauhen Zonen hingegen, erlangte der ungezähmte Wille eine Stärke und Unbiegſamkeit, wodurch er noch lange das Uebergewicht behielt, und allen Zwang verſchmähte. Zuweilen beugte wohl Gewalt auf einen Augenblick den wilden Nacken; allein der bloße

Zwang lehrt keine Verbindlichkeit zu gehorchen. Folglich dauerte der Kampf der Ungebundenheit ſo lange, bis allgemeine Rechte des Menſchen anerkannt wurden, und mit dieſen die Begriffe der Sicherheit, der Freiheit, des Eigenthums, der gegenſeitigen Pflicht, und einer durch heilſame Einſchränkung bewirkten Glückſeligkeit entſtanden. Der Wille ſchien nunmehr auf einmal wieder ſo viel Feld zu gewinnen, als er auf einer Seite verlor. Nicht handeln dürfen, wie man will, ja vollends nach der Vorſchrift eines Andern handeln müſſen, war allerdings gleichſam eine Vernichtung des eigenen Willens. Allein bei dieſem unvermeidlichen, ſowohl negativen als poſitiven Zwange, hatte die Vernunft einen Schritt vorwärts gethan, und der Menſch fühlte ſeine Würde nun nicht mehr in körperlicher Stärke, ſondern im Erkennen und Auswählen deſſen, was recht und gut iſt. Hier entſtanden Geſetzgebung und bürgerliche Verfaſſung; künſtliche, zerbrechliche Maſchinen, die aber der höheren Kultur den Weg bahnten, und deſto mehr Kräfte zur Entwicklung brachten, je gewaltſamer und ſchneller ſich ihre Räder durch einander wälzten. Unzählige Nüancen der Organiſation und der äußern Verhältniſſe erzeugten verſchiedene Miſchungen des Charakters. Durch Erziehung, Beiſpiel und Gewohnheit hervorgerufene und beſtimmte Leidenſchaften, Einſichten und Fertigkeiten, ſetzten ihr Spiel mit einander fort, und wirkten unaufhörlich auf einander, ſo wie aufs Ganze zurück. Wie dieſer Wirbel jeden anders modificirten Menſchen faßte und mit ſich riß, ſo vollendete er dann ſeinen wohlthätigen oder zerſtörenden Lauf. Der Wechſel der Verhältniſſe, der Zuſammenſtoß ſtreitender Kräfte, der Contraſt entgegengeſetzter Ereigniſſe — die hin und her ſtrömende Fluth im Ocean der Menſchheit läutert und beſtimmt überall die Begriffe, und gibt ihnen auch Einfluß auf Handlungen. Tugend und Laſter ſind daher überall gleichzeitige Erſcheinungen; denn auch die Tugend wird nur durch Widerſtreben möglich; wo weder Feind noch Gefahr vorhanden iſt, da gibt es weder Kampf noch Sieg.

Der Gang ſo vieler Revolutionen, die ſich immer ähnlich ſind, ſo Manches auch die Verhältniſſe des Orts und der Zeit darin ändern, zertrümmert alſo offenbar jene idealiſchen Syſteme, die auf eine grundloſe Hypotheſe erbauet ſind. Was in Aſien vor etlichen Jahrtauſenden, in Peru und Mexico vor wenigen Jahrhunderten geſchah, was in den Inſeln des Südmeeres noch

vor unſern Augen geſchieht, würde unter ähnlichen Umſtänden, ſo oft auch das Menſchengeſchlecht in den angeblichen Stand der Natur zurück träte, immer wieder geſchehen. Die erſten Kriege, ſelbſt der Wilden, enthalten einen Keim der Kultur; denn indem der Eroberer ſeines Sieges genießt, vermehren ſich ſeine Bedürfniſſe. Luxus, Kunſt und Wiſſenſchaft, die Kinder Einer Geburt, vermählen ſich mit einander und bringen eine neue Brut — Ungeheuer und Genien — zur Welt. Wer über dieſen Kreislauf der Begebenheiten unmuthig werden kann, der klage über Winterſchnee und Sommerhitze, oder über den Wechſel der Nacht mit dem Tage; er klage über Alles in der ganzen Natur, was dem Wechſel unterworfen iſt, und — vergeſſe, daß nur durch dieſen unaufhörlichen Wechſel Alles beſteht. Die relative Moralität gewinnt freilich nicht immer durch die Entwicklung der Fähigkeiten; dieſelbe Sonne, die das Wachs erweicht und ſchmelzt, härtet hingegen den Thon. Wenn aber Jemand darum lieber die Sonne ganz entbehren möchte, ſo dürften wir aus mehr als einem Grunde vermuthen, daß er vielleicht für jede andre Welt, nur nicht für dieſe wirkliche, geſchaffen ſei. Daher eilt das Zeitalter auf ſeiner Bahn weiter, ohne auf die Wehklagen eines Hypochondriſten zu hören, der von ſolchen Hirngeſpinſten ausgeht, und das Menſchengeſchlecht nach Idealen mißt.

Wer den ſtrengen Optimismus nicht billigen mag, ſollte wenigſtens, um unparteiiſch zu ſein, die Dinge ſo nehmen wie ſie ſind. Die Abwechſelung der Jahreszeiten kann, in moraliſcher Beziehung, in der That nicht gleichgültiger ſein, als jene Revolutionen, (ſo wichtig ſie übrigens für ſubjective Bildung ſein mögen) wodurch ruhende Kräfte wirkſam werden müſſen, und die Grenzen der Erkenntniß durch den Drang der innern und äußern Verhältniſſe ſich nothwendig erweitern. Der Zeitpunkt kam, wo ein heller Kopf den Gedanken hatte, die runde Erde müſſe ſich umſchiffen laſſen; er fand einen König, der in der Hoffnung zu einem Gewinnſte einen Verſuch wohl der Mühe werth hielt, — und Amerika ward entdeckt. Unſere Sophiſten wiſſen jetzt mit einem ekelhaften Gepränge von arithmetiſcher Genauigkeit zu beſtimmen, wie viele Tropfen Negerſchweiß auf ein Loth Zucker gehen; ſie können die Anzahl der Patienten, die durch Fieberrinde genaſen, gegen die Schlachtopfer des Venusgifts verrechnen, und zwiſchen Vortheil und Nachtheil der

Entdeckung die kaufmänniſche Bilanz ziehen, wie ihr Maulwurfsauge ſie überſieht. Ob ſie aber die Quelle des Böſen verſtopfen können, ohne daß zugleich die Quelle des Guten verſiegt? Man müßte nicht wiſſen, daß beides im Menſchen einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat, wenn man dies für möglich halten wollte. Auf jeder Stufe der Kultur, welche das Menſchengeſchlecht erreicht hat oder noch erſteigen kann, ſind Bedürfniſſe und Leidenſchaften die Triebfedern aller erhaltenden, aber auch aller zerſtörenden Thätigkeit. Verſchiedene Grade der Erkenntniß ändern nur die Intenſion und äußere Form derſelben; aber das Gute und Große wird überall nur durch ſein Gegentheil offenbar.

Mißbrauch kann den Werth der Dinge nicht ſchmälern; und doch ſollte er es, ſobald von Vernunft die Rede iſt? Es ſollte nun doch des Lichtes Schuld ſein, daß ein Hohlſpiegel ſeine Strahlen gebrochen zurückwirft? Nur das Heer der Mühſeligkeiten ſollte aus Pandorens Büchſe hervorgeſtiegen ſein, damit der Allbegabte ihre Neugier ewig beweinte? Die griechiſche Fabel iſt wenigſtens conſequent; denn ſie heiſcht den Glauben an heimtückiſche, ſchadenfrohe Götter, die das prometheiſche Geſchöpf verderben, aber nicht beglücken konnten. Fürwahr, eine troſtloſe Lehre! Wer bebt nicht vor ihr zurück, und ſieht umher nach einer beſſern Ueberzeugung, die ſeiner Seele den Frieden wieder geben kann? Wer ſieht nicht lieber in Allem, was die Nerven zur Thätigkeit ſpannt, weiſe Vorſorge der Natur, die allmälig jede Kraft zur Entwicklung reif macht, während daß ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltſam fortſchreitet? Wer ſchließt nicht vielmehr ſo: da jene Entwicklung eine weſentliche Bedingung unſeres Daſeins iſt, ſo iſt es ein Verdienſt um die Menſchheit, ihrer Betriebſamkeit einen neuen Schauplatz zu öffnen.

So rufe ich denn: Segen über Euch, Ihr Beförderer der ſittlichen Bildung, denen das Schickſal eine empfängliche Organiſation verlieh, denen es Gaben ſchenkte, die in tauſend Jahren nur einmal die Welt beglücken! Gern gehorche ich dem allgemeinen Gefühl, dieſer heiligen Stimme der Menſchheit, die Euch, als wohlthätige Genien oder Halbgötter, dankbar verehrt. Du unbekannter erſter Hirte auf den Höhen des Kaukaſus oder Altai, warſt vielleicht unter tauſenden Deiner Brüder allein ſo organiſirt, daß Du am fröhlichen Hüpfen Deiner gezähmten Lämmer um Dich her mehr Vergnügen fandeſt, als am Röcheln des

erwürgten Wildes! Welcher ganz andere, gewiß nicht minder ſeltene, Zuſammenklang innerer Empfänglichkeit mit äußern Eindrücken bildete Dich, kühner Bändiger des muthigen Roſſes und des wilden Stiers? War es nicht eine Göttin, weiſer Triptolem, die Dich lehrte, das Zelt an eine feſte Stätte zu binden, und goldne Saaten zu ernten, ſo war es der göttliche Funke des Genius in Dir; dieſer Funke, der die Lippen des erſten Geſetzgebers mit Ueberredung begeiſterte, als er Menſchen durch Bande des wechſelſeitigen Vortheils in den engen Bezirk einer Stadt zuſammen zog; eben derſelbe, der den Keim des Handels pflegte, bis er als ein mächtiger Baum, den Nationen unter ſeinem Schatten ſüße Früchte trug; eben derſelbe, der bei jeder glücklichen Anſtrengung der Geiſteskräfte ſo ſichtbar hervorleuchtet: der auf Gama, Columbus, Magellan und Cook geruhet hat!

Wahrheit war die Botſchaft, die alle große Männer an die Menſchheit zu verkündigen hatten; Wahrheit, Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns. Sie entledigten ſich getreu ihres Auftrages, und brachten uns Wahrheit, das Kleinod dem Weiſen, das Schwert in eines Narren Hand. Doch, Nutzen und Mißbrauch haben ihre Grenzen: die Aufklärung aber ſchreitet von Erfahrung zu Erfahrung ins Unbegrenzte fort. „Vielleicht erſchöpft ſie einſt alle Verhältniſſe des Menſchen, und bringt dann den Frieden des goldnen Zeitalters zurück?“ Dieſe harmloſe Hoffnung, ein Stein der Weiſen unſeres Jahrhunderts, verdient wenigſtens keinen Spott, ſo lange ſie das aufgeſteckte Ziel bleibt, welches ſo viele Kräfte für das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks in Bewegung erhält, und einen Jeden anfeuert, in ſeiner Laufbahn nach der Vollkommenheit zu ſtreben, die ihm erreichbar iſt. Wenn die Verwegenheit, in eine Zukunft zu ſchauen, die unſern Augen gefliſſentlich entzogen ward, und Beſtimmungen voraus zu ſagen, welche ſich aus den Prämiſſen der Erfahrung nicht folgern laſſen, mit Irrthum beſtraft werden muß, ſo konnte wenigſtens keine Strafe unſchädlicher, und keine zugleich wohlthätiger ſein, als diejenige, welche die Bilder der Phantaſie benutzt, um den Menſchen an ein reelles Ziel zu geleiten. Ein ſolches Ziel iſt die ſubjective Vervollkommnung, welche nur durch eine vollkommnere Erkenntniß der Wahrheit bewirkt werden kann; und ſo wäre denn das Verdienſt des Entdeckers für Gegenwart und Zukunft entſchieden; und es iſt um deſto wichtiger, je größer der Zuwachs iſt, den die Maſſe menſch-

licher Kenntniſſe durch ihn erhält. In welchem Grade nun insbeſondere Cook auf dieſes Verdienſt Anſpruch machen kann, muß die bloße Aufzählung ſeiner Entdeckungen darthun.

---

1. Geographiſche Ueberſicht.

Wenn wir den Werth ſolcher Erfindungen und Entdeckungen anerkennen, die keine nähere Beziehung auf das menſchliche Leben zu haben ſcheinen, blos weil ſie die Sphäre unſeres Wiſſens erweitern, und dem Menſchen einen größeren Reichthum von Vorſtellungen geben, ſo können wir um ſo viel weniger jenen Entdeckungen unſern Beifall verſagen, die den letztern Endzweck eben ſo gut erreichen, deren Anwendung aber uns zugleich ſo viel näher liegt. Wie ſchmeichelhaft iſt, für Jeden der es faſſen kann, das Gefühl von der Würde des menſchlichen Geiſtes, bei jeder großen und glücklichen Anſtrengung ſeiner Kräfte! Wer fühlt ſich nicht groß, wenn er mit den Sternkundigen die ungemeſſenen Räume des Weltalls auf Flügeln der Gedanken durchirrt! In der That, wie bewundernswürdig iſt nicht der menſchliche Verſtand, wenn er Mittel erſinnt, die Entfernung und Größe der Sonne genau zu beſtimmen, wenn er neue Planeten und Kometen entdeckt, die dem bloßen Auge unerreichbar ſind, und dennoch ihre Bahnen berechnet, als wären ſie ſichtbar! In welchem erhabenen Lichte erſcheint nicht jene ſtolze Wiſſenſchaft, welche aus dem Wenigen, was ſie von der Erfahrung entlehnt, die wichtigſten Folgerungen zieht, wenn eine bemerkte Verſchiedenheit in dem Abſtande gewiſſer Firſterne von einander die gleichwohl kaum in Jahrtauſenden dem bloßen Auge auffallend werden könnte, dem Scharfſinn des Meßkünſtlers hinreichend iſt, um eine progreſſive Bewegung des ganzen Sonnenſyſtems daraus nicht blos zu muthmaßen, ſondern darzuthun, und dann tauſend neue Welten in jenen entfernten Nebelpünktchen des allumfaſſenden Aethers zu erblicken! Doch wir mögen nun mit Newton die Geſchwindigkeit des Lichts meſſen, und das Geſetz des allgemeinen Zuſammenhangs unterſuchen, oder mit Herſchel die Heere des Himmels zählen, von denen wir nicht mehr als ihr bloßes Daſein erfahren können: ſo lange wir den Planeten, den wir bewohnen, nicht in allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen erforſcht haben, ſo lange rühmen wir uns umſonſt

des grenzenloſen Umfangs unſerer Erkenntniß. Dieſer Punkt im Unermeßlichen iſt immer noch eine Welt für uns; ſeine Theile, ſeine Verhältniſſe, ſeine Veränderungen, können, weil ſie allen unſern Sinnen offen liegen, für jene fernen Gegenſtände, welche nur das Auge wahrnimmt, zum ſicherſten Maaßſtabe der Beurtheilung dienen, und haben, welches ungleich wichtiger iſt, eine unmittelbare Beziehung auf uns, und auf die Art unſerer Exiſtenz. Denn vorausgeſetzt, das Ziel der Aufklärung, welches die Natur geſteckt hat, läge jenſeits der Grenzen unſerer Erfahrung, und die ſubjective Bildung beſtände hier zunächſt in einer verſtärkten Intenſion der Kräfte, deren Wirkſamkeit dann die Verhältniſſe eines andern Schauplatzes beſtimmten; ſo geht doch dieſe nothwendige Vervollkommnung in der Stille und unvermerkt ihren Gang, indeſſen das gegenwärtige Verhältniß unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Auf derjenigen Stufe der Kultur, die der Europäer insbeſondere nun einmal erſtiegen hat, iſt die Kenntniß der eigenthümlichen Beſchaffenheit aller Gegenden der Erde ſo in ſein Bedürfniß verwebt, daß eine nähere Unterſuchung nothwendig wird, um ſeiner Betriebſamkeit Luft zu machen. Je dringender unſere wahren und erkünſtelten Bedürfniſſe den Verkehr mit entfernten Welttheilen fordern, je emſiger der kaufmänniſche Geiſt von der Unerſättlichkeit des Zeitalters ſeinen Vortheil zieht, indem er ihr Nahrung verſchafft; deſto ſtärker wächſt das politiſche Intereſſe der Staaten, an der Erweiterung geographiſcher und anderer Erfahrungskenntniſſe, und deſto mehr ſucht es alle jene Triebfedern im Gange zu erhalten. Großbritannien, deſſen Handel von ſo ungeheurem Umfange iſt, hat folglich auch in dieſer Rückſicht den Nationen das Schauſpiel von Entdeckungsreiſen gegeben, wodurch die vorher unbekannte Hälfte der Erdkugel ausgekundſchaftet worden iſt. Ich ſage, die Hälfte der Erdkugel, und man wird finden, daß dieſer Ausdruck nicht zu viel ſagt, wenn man einen Blick auf die Geographie vor Cook's Entdeckungen wirft.

Unter den Vorgängern unſeres Seemannes unterſcheiden ſich Columbus und Magellan, deren unſterbliche Verdienſte einer Auszeichnung werth ſind. Man ſage immerhin, daß Gewinnſucht und Emporſtreben nach dem was Glück zu heißen pflegt, die Triebfedern waren, die auch dieſe beiden großen Männer in Bewegung ſetzten. Wo und wann geſchah etwas Großes, wozu

nicht irgend eine mächtige Leidenſchaft den erſten Stoß gab? Auch Menſchen, deren innere Kraft kein gemeiner Geiſt faſſen kann, bedurften des Antriebs der Leidenſchaften, um jene ſchlafende Kraft zu wecken und in Thaten zu äußern. Wenn es tief in der Seele des Edlen lag, daß ein neuer Welttheil ſeiner warte; wenn er allein den großen Gedanken denken konnte: dort weſtwärts, über die Grenze hinaus, die der furchtſame Küſtenbefahrer nie zu überſchreiten wagt, dort liegt für mich der Weg zu Ehre, Glück und Ruhm; — wie dürft ihr ihn verdammen, ihr Splitterrichter, bei denen eben dieſer Antrieb nur kleine Plane zu unbedeutenden Handlungen erzeugen konnte! Ihr wähnt vielleicht, es bringe dieſe Männer bis zu euch herab, wenn ihr ſpöttelnd fragt, ob ihre Größe in dem Ehrgeiz ein Grande zu werden, oder in der Rache gegen einen blödſinnigen König zu ſuchen ſei? Wer nicht, wie Columbus und Magellan, auf unbetretenen Pfaden der Ehre ſolche Endzwecke erreichen kann, läuft Gefahr, ein Böſewicht zu werden, ſobald er ſich über den Staub erhebt, für den er geboren iſt. Jener entdeckte einen Welttheil, und dieſer ſteuerte ſein Geſchwader durch den ungeheuerſten der unbekannten Oceane. Jener hatte die Vorurtheile ſeiner Zeit, und die gefährliche Ungelehrigkeit ſeiner zaghaften Reiſegefährten zu bekämpfen; dieſer vollbrachte, was ſeitdem nur Cook's eiſerner Beharrlichkeit möglich geworden iſt: er blieb von der Meerenge, die ſeinen Namen trägt, bis an die Philippiniſchen Inſeln beinah vier Monate lang unterwegs, ohne irgend ein wichtiges Land zu ſehen, ohne Erfriſchungen für ſein Volk zu erhalten, ohne ſich durch die Länge des noch nie zuvor beſchifften Weges abſchrecken zu laſſen. Am Ende ward aber ſein großer Plan, die Gewürzinſeln für Spanien zu entdecken, glücklich erfüllt, ob er gleich ſelbſt, als ein Opfer ſeines unzeitigen Bekehrungseifers, auf der Inſel Matan das Leben verlor.

Von dem Jahr 1521 an, bis 1768, in einem Zeitraum von drittehalbhundert Jahren, wurden viele Reiſen durch eben dieſen Ocean gethan, den Magellan zuerſt beſchiffte. Bald trieb Begierde nach Reichthümern, welche in Peru und Mexico ihren höchſten Grad erſtiegen hatte, und nicht befriedigt worden war, Cortez's und Pizarro's Gefährten zu Schiffe; bald ſuchten Engländer und Holländer ſich entweder durch den Schleichhandel zu bereichern, oder den Eroberern der neuen Welt ihre Schätze mit Gewalt zu entreißen; endlich führte auch die Hoffnung, im un-

bekannten Schooße des Südmeeres ein reiches Land zu entdecken, Seefahrer aus allen Nationen in Magellan's Fußtapfen *). Allein die Menge der Reiſerouten, auf welchen man das Südmeer in dieſer Abſicht durchkreuzte, dient zum augenſcheinlichſten Beweiſe, wie wenig die Triebfeder allein zur Sache thut, wenn nicht Fähigkeit des Entdeckers hinzukommt. Ohne hier von den Plünderern der Spanier zu reden, eilten auch Leute, deren Endzweck Entdeckung war, mit Aengſtlichkeit nach dem Bezirk innerhalb der Wendekreiſe, um einer gemächlichen und ſichern Fahrt in jenem ſtillen Meere zu genießen, welches ſeinen Namen mit ſo großem Rechte führt. Unter den Spaniern entdeckten Mendaña und Quiros in drei verſchiedenen Reiſen einige Inſeln, um deren Lage man ſich bis auf Cook's Zeiten geſtritten hat. So unbeträchtlich dieſe Entdeckungen waren, ſo ſuchten gleichwohl beide Anführer durch überſpannte Nachrichten von den daſelbſt vorhandenen Schätzen, den ſpaniſchen Hof zu reizen, daß er ſie in Beſitz nehmen und Pflanzſtädte daſelbſt anlegen ſollte. Ihre Salomonsinſeln und ihre Tierra Auſtral del Espiritu Santo blieben lange Zeit das Eldorado der Südſee, wo die Natur Perlen und edle Metalle, nebſt andern Koſtbarkeiten, verſchwendet haben ſollte. Die Holländer ließen ſich durch dieſe Vorſpiegelungen zu einer Entdeckungsreiſe unter Le Maire und Schouten verleiten, welche, wie die ſpätere unter Roggewein, ihre Abſicht gänzlich verfehlte. Dieſe Weltumſegler konnten es freilich nicht wiſſen, daß die Inſeln, welche ſie ohnweit Neuguinea entdeckten, in der That die Salomonsinſeln der Spanier waren; ſo wenig wie Bougainville es ahnete, daß ſeine Cycladen das Land des Quiros ſein könnten. Spanien ſelbſt fand nicht für gut von dieſen Entdeckungen Gebrauch zu machen, oder andere Abentheurer aufzumuntern ſie weiter fortzuſetzen und genauer zu beſtimmen. Seine amerikaniſchen Beſitzungen waren zu ungeheuer und zu reich an Gold und Silber, um den Wunſch nach mehreren rege zu machen. Außer den Küſtenfahrern und dem einzigen Gallionſchiffe, welches jährlich zwiſchen Akapulko und Manila die Waaren Aſiens gegen amerikaniſches Metall vertauſchte, ließ ſich kein ſpaniſches Schiff auf dieſem Ocean erblicken. Mich dünkt, die äußerſte Gleichgültigkeit gegen Alles, was Ent-

*) Ein Verzeichniß der Reiſen um die Welt findet man in meiner Einleitung zu der von mir beſchriebenen zweiten Cookiſchen Reiſe.

deckung heißt, kann ſich nicht ſtärker zeigen, als durch eben dieſes Schiff, welches in einem Zeitraum von 200 Jahren jährlich genau denſelben Strich hält, und vierhundertmal an der ſchönen Gruppe der Sandwichsinſeln vorübergeſegelt iſt, ohne je ſoweit von ſeiner gewöhnlichen Bahn abzukommen, daß es ſie wirklich entdeckt hätte.

Die Entdeckungsverſuche der Spanier aus den früheſten Zeiten dieſer Periode hatten die nachtheilige Folge, daß die Geographen an das Daſein eines großen feſten Landes glaubten, welches den ganzen Südpol umgäbe, und ſich bis innerhalb des Wendekreiſes erſtreckte. Quiros war in der Uebertreibung wirklich ſoweit gegangen, daß er die von ihm entdeckte Inſel Mallikollo für einen Theil dieſes feſten Landes ausgegeben hatte; und faſt ein jeder, der nach ihm es wagte, ſich weiter als die Küſtenbefahrer, von Amerika zu entfernen, verſicherte, wenn er auch kein Land geſehen haben wollte, dennoch Anzeigen eines nahen Continents bemerkt zu haben. Der einzige Seefahrer des vorigen Jahrhunderts, der den Namen eines Entdeckers verdient, der Holländer, Abel Taſman, beſtärkte durch die Entdeckung von Neuſeeland jedermann in dieſer Meinung. Er fuhr im Jahre 1642 von der Inſel Mauritius (jetzt Iſle de France) ſüdoſtwärts, bis er die Südſpitze von Neuholland entdeckte, welche er nach ſeinem Gönner, dem Generalgouverneur vom holländiſchen Indien, Van Diemen, benannte. Von hier ſetzte er ſeinen Lauf oſtwärts fort, entdeckte das von ihm zuerſt ſo benannte Neuſeeland, befuhr deſſen weſtliche Küſte bis zur nördlichſten Spitze, und kehrte dann nordwärts, wo er die Freundſchaftsinſeln fand, über Neuguinea, nach Batavia zurück. Ob nun gleich Neuſeeland von 1643 bis 1768 ohne Widerrede für einen Theil des feſten Südlandes galt, ſo blieb dennoch in dieſem ganzen Zeitraume Taſman's Entdeckung ohne Folgen; denn auch die drei engliſchen Weltumſchiffungen unter Byron's, Wallis' und Carteret's Anführung, nebſt der franzöſiſchen unter Bougainville, zeichnen ſich durch wenig mehr als dieſen leeren Namen, und ihre wiſſenſchaftliche Abſicht, von den gemeinen Südſeefahrten ihrer Vorgänger aus. Wie dieſe, hielten ſie ſich, ſobald ſie Magellan's Meerenge verlaſſen hatten, an die Küſte von Amerika, bis in die Gegend der unbewohnten Inſeln von Juan Fernandez; eilten dann, innerhalb des Wendekreiſes das friedliche Meer, das keine Stürme kennt, zu durchſchiffen, und

durch die Inſelgruppen Indiens nach Hauſe zu kommen. Wallis und Bougainville trafen wenige Monate nach einander auf die Inſel O-Taheiti; der erſtere fand die Kokosinſel des Le Maire und Schouten wieder, und letzterer berührte die neuen Cycladen, die ehedem Quiros für das feſte Südland ausgegeben hatte. Von der durch Quiros' Reiſegefährten, Torres, entdeckten Durchfahrt zwiſchen Neuguinea und Neuholland, wußte er aber ſo wenig, daß er lieber Gefahr lief, mit ſeiner ganzen Mannſchaft Hungers zu ſterben, als daß er ſich durch dieſen kurzen Weg in die Gewäſſer Indiens begeben hätte. So wenig war Alles, was jene Abentheurer unternahmen, bekannt, beſtimmt und in der Anwendung brauchbar geworden. Carteret, der einen etwas andern Strich hielt, als die übrigen engliſchen Weltumſegler, berichtigte die Lage der Inſel Santa Cruz, einer Entdeckung des Mendaña, der er den neuen Namen der Königin Charlotte gab. Was dieſe neueren Reiſen vor den früheren voraus hatten, lag in den Fortſchritten, welche die Schifffahrtskunde ſeit der Zeit gethan hatte. Dadurch, daß man mit beſſern aſtronomiſchen Werkzeugen verſehen war, gewann die Geographie wenigſtens ſo viel, daß die Lagen der Oerter genauer beſtimmt wurden; und Frankreich gab durch Bougainville's Ausrüſtung das erſte Beiſpiel von einer zu wiſſenſchaftlichen Endzwecken gehörig eingerichteten Entdeckungsreiſe, indem es dieſem tapfern Officier einen Naturforſcher, Commerſon, und einen Aſtronomen, Verron, zugeſellte. Mit Talenten, welche in einer Schlachtordnung glänzen konnten, verbanden aber weder die engliſchen Officiere, noch der franzöſiſche, den Geiſt der Entdeckung, der vielleicht wirklich auf dem erſten engliſchen Weltumſegler Drake, und auf dem wackern Freibeuter Dampier in reichlicherem Maaße geruhet hatte. Jener entdeckte auf ſeiner im Jahre 1577 unternommenen Reiſe die Küſte Neualbion, nordweſtwärts über Californien bis zum 40. Grade der Breite; dieſer beſchloß ſeine Laufbahn 1698 mit einer Entdeckungsreiſe, auf welcher er, mit wahrem Eifer für die Wiſſenſchaft, einen Theil von Neuholland und Neuguinea, nebſt Neubritannien, den berühmten Salomonsinſeln des Mendaña, für die damalige Zeit ziemlich genau unterſuchte.

Die Summe aller Entdeckungen, die man ſeit Magellan's Zeiten im Südmeere gemacht hatte, war indeß nichts weniger als beträchtlich. Mehr als 30 Reiſerouten hatten dieſen Ocean,

den größten unter allen, durchſchnitten, ohne mehr als die Lage einiger verlornen Inſelpünktchen zwiſchen den Wendekreiſen dürftig zu beſtimmen; ja die früheren hatten größtentheils, wie die dunkeln Tagebücher der Anführer, dieſe Denkmäler ihrer Unkunde und geringen Fähigkeit, beweiſen, mehr Ungewißheit als Licht über jene Weltgegend verbreitet. Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt; und welche Traumgeſtalten ſchwebten nicht in ihr umher, die den leichtgläubigen Geographen täuſchten, und ſelbſt den vernünftigen Forſcher verwirrten; ſcheinbare Muthmaßungen ſpekulativer Köpfe, müßige auf mißverſtandene Ueberlieferung gegründete Mährchen, und dreiſte Erdichtungen vorſätzlicher Betrüger! Rund um den Südpol, bis zum 50. Grad der Breite, war Alles, die einzige Spitze von Südamerika ausgenommen, unbekannt. La Roche und Dúclos Gúyot, zwei franzöſiſche Seefahrer, hatten zwar in den Jahren 1675 und 1756 im ſüdatlantiſchen Meere auf 54 Graden der Breite eine Inſel entdeckt, und Bouvet, ihr Landsmann, wollte 1738 in eben der Breite, weiter oſtwärts, Land geſehen haben; allein auch dieſe wirklichen oder angeblichen Entdeckungen beſtärkten nur den Glauben an ein feſtes Südland, welches nunmehr auf allen Karten erſchien. Seine Küſten zeichnete man keck in einer mit Chili faſt parallel zum Wendekreiſe hinablaufenden Linie, ließ ſie an einigen Orten bis zum 20. Grade der Breite in den heißen Erdgürtel ſich verlängern, und dann wieder ſüdweſtwärts nach Neuſeeland ſteigen. Neuholland, welches das Südmeer gegen Abend vom indiſchen Ocean trennt, und an Flächeninhalt Europa beinahe gleichkommt, blieb gegen Oſten hin noch gänzlich unerforſcht, und in der Nähe des Aequators verlor es ſich auf mancher Karte in das von ſeinen ſchwarzen Einwohnern benannte Neuguinea.

Unſere nördliche Halbkugel lag von der Seite des großen Weltmeeres in ein ähnliches Dunkel gehüllt. Rußland kannte die natürlichen Grenzen ſeiner aſiatiſchen Beſitzungen noch nicht, und die amerikaniſchen Geſtade jenſeits des 44. Grades waren noch unberührt. Hatte man ſich gegen Süden von neuen Welttheilen und feſten Ländern träumen laſſen, ſo erſtattete wenigſtens die Einbildungskraft der Erdbeſchreiber dem Ocean am entgegengeſetzten Ende der Welt den Raum, den ſie ihm abgenommen hatte, und trug ſich mit umſtändlichen Erzählungen von durchſchifften Meeren, Meerengen und nordöſtlichen ſowohl

als nordweſtlichen Durchfahrten. Ein Admiral de Fonte, der niemals exiſtirt hat, ein griechiſcher Lootſe Juan de Fuca, der mit einer aus der Luft gegriffenen Erzählung ſein Glück machen wollte, eine Straße Anian, von der ſich niemand einfallen ließ, daß es die Hudſonsenge ſein könnte *), und andere ähnliche Verwirrungen veranlaßten gelehrte Kriege und erdichtete Landkarten; und ſo wie im Süden jede Entdeckung zur Beſtätigung des ſo hartnäckig behaupteten Südlandes gemißbraucht wurde, ſo mußten auch der verdienſtvollen Männer, Behring und Tſchirikof's Berichtigungen verſchiedener Punkte des amerikaniſchen Continents, unter den Händen der Geographen die in ihrem Studirzimmer reiſeten, das Daſein der offenen See im Nordweſten beweiſen. Selbſt der berühmte Pauw, deſſen Prüfungsgeiſt ſo manchen Wahn in Abſicht auf Amerika vernichtete, war nicht vermögend, aus dieſem Chaos von grundloſen Meinungen die Wahrheit hervorzuziehen; vielmehr glaubte er annehmen zu müſſen, daß ein Meer von 800 Meilen den alten Welttheil von Amerika trenne.

Dies war die Lage der Geographie, als Cook erſchien, dem es vorbehalten war, in kurzer Zeit die Kenntniß der Erde in das hellſte Licht zu ſetzen. Der Geiſt der Entdeckung beſeelte ihn ganz, und ſeine Eigenſchaften waren dem Geſchäfte, wozu ihn das Schickſal auserkohr, ſo angemeſſen, daß er allein mehr als alle ſeine Vorgänger zuſammen genommen leiſtete, und als Seemann und Entdecker, unerreichbar und einzig, der Stolz ſeines Jahrhunderts bleibt.

Um uns einen Begriff von ſeiner Thätigkeit zu machen, bleiben wir zuerſt bei der Länge des Weges ſtehen, den er in etwas mehr als zehn Jahren zurückgelegt hat. Die verſchiedenen Bahnen ſeiner großen Reiſe, ſind zuſammen mehr als ſiebenmal dem Umkreis unſerer Erdkugel gleich. Welcher Seefahrer kann ſich rühmen, in ſo kurzer Zeit den ungeheuern Raum von beinah 40,000 Meilen durchſchifft zu haben? Man denke ſich eine gerade Linie von eben der Ausdehnung, ſo fehlt ihr nur ein Viertel ihrer Länge, um die Entfernung von der Erde bis an ihren Trabanten, den Mond, auszufüllen. Doch das Rieſenmäßige in Cook's Unternehmungen verdient erſt alsdann unſere

*) Man leſe die Geſchichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden, von Joh. Reinhold Forſter, Frankf. 1784. 8. S. 525 u. f. Ein Werk, welches über dieſen Gegenſtand alles Wiſſenswerthe enthält.

höchſte Bewunderung, wenn wir es in Verbindung mit ſeinen übrigen Thaten betrachten. Der Mann, der zweimal die ganze Erde umſchifft hatte, und im Begriffe ſtand, es zum drittenmal zu thun, der Mann, der kreuz und quer durch alle Oceane des Norden und Süden den langen Weg zurückgelegt hatte, war nun auch mit dem ganzen Erdball ſo genau bekannt geworden, als trüge er ihn, wie den Reichsapfel, in der Hand. Er hatte, zumal im Südmeer nicht nur alle wichtigen Entdeckungen früherer Reiſen beſucht und berichtigt, ſondern auch mehr neue Küſten und Inſeln befahren, als je ein Seemann der älteren und neueren Zeit vor ihm. Unzählige aſtronomiſche Beobachtungen, die er größtentheils ſelbſt anſtellen half, beſtimmten die Lage aller dieſer Länder. Mit einer faſt noch bewundernswürdigeren Beharrlichkeit führte er überall das Senkblei, nahm die Küſten, die Buchten, die Häfen, die Sandbänke, die Riefe, die verborgenen und ſichtbaren Klippen auf, und entwarf die vortrefflichſten Karten und Portulane. Kaum können wir uns rühmen, ſo zuverläſſige, und bis auf die kleinſten Gegenſtände genau detaillirte Karten von unſeren europäiſchen Meeren zu beſitzen, als Cook von den Meeren der entgegengeſetzten Halbkugel zurückgebracht hat. Aeltere Südſeefahrer ſcheuten gleichſam den Anblick des Landes; wo ſie Küſten fanden, eilten ſie ſchnell vorüber, oftmals ohne nur den Fuß darauf zu ſetzen, ohne den Umfang, die Geſtalt und den Zuſammenhang ihrer Entdeckungen zu unterſuchen. Landeten ſie auch irgendwo, ſo nahmen ſie ſich ſelten Zeit, den Endzweck einer Landung zu erreichen, und von den vorgefundenen Produkten einigen Vortheil zu ziehen. Ihr Betragen gegen die Eingebornen machte gewöhnlich einen ſchleunigen Abzug nöthig, ehe ſie noch die Beſchaffenheit der Gegend und ihrer Erzeugniſſe erforſchen, und mit den Eigenthümlichkeiten der dortigen Menſchengattung bekannt werden konnten. Daher fehlte es ihren Berichten ſo oft an allem Intereſſe; und weit entfernt, den Forderungen des Phyſikers und des Weltweiſen ein Genüge zu leiſten, oder zur Sicherheit künftiger Seefahrer, und zum glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen beizutragen, wußten ſie nicht einmal die müßige Neugier des großen Haufens zu befriedigen.

Cook war auch hier das Gegentheil ſeiner Vorgänger. Sein Geiſt, der keinen Müſſiggang kannte, ſann ſtets auf Mittel, ſeinem Volke die Mühſeligkeiten ihrer harten Lebensart zu

erleichtern, dadurch zugleich die Dauer ſeiner Reiſe zu verlängern, ſeinen Entdeckungen einen weitern Umkreis zu geben, und unſere Kenntniſſe vom Reich der Wahrheit durch neue Bemerkungen der Natur, im Menſchen ſowohl als in Thieren, Pflanzen und lebloſen Körpern, zu bereichern. So weit es alſo mit dem ihm vorgeſchriebenen Reiſeplan beſtand, oder zu deſſen vollſtändiger Ausführung dienen konnte, hielt er ſich bei ſeinen neu entdeckten Ländern auf, und ſtellte theils in eigner Perſon, theils mit Hülfe ſeiner Reiſegefährten, jene ſorgfältigen Unterſuchungen an, welche man, ſo lange die Buchdruckerkunſt Gedanken verewigt, als Quellen des brauchbarſten, zuverläſſigſten und angenehmſten Unterrichts, mit Theilnehmen und Bewunderung leſen wird. Die reichhaltigen Tagebücher ſeiner Reiſen füllen allein ſechs ſtarke Quartbände; zwei andere enthalten die aſtronomiſchen Beobachtungen, und noch ein Paar andre liefern Nachrichten von merkwürdigen Gegenſtänden der allgemeinen Phyſik, und Beſchreibungen einiger Naturkörper, obgleich bis jetzt noch das Allerwenigſte von den Entdeckungen der beſondern Naturgeſchichte im Druck erſchienen iſt, und Solander's Nachlaß allein mehr als 2000 Beſchreibungen enthält. Sehen wir aber auf den wichtigſten Gegenſtand unſeres Forſchens, auf unſere Gattung ſelbſt; wie viele Völker, die wir zuvor auch nicht dem Namen nach kannten, ſind nicht durch die unvergeßlichen Bemühungen dieſes großen Mannes bis auf die kleinſten Züge geſchildert worden! Ihre körperliche Verſchiedenheit, ihre Gemüthsart, ihre Sitten, ihre Lebensart und Kleidung, ihre Regierungsform, ihre Religion, ihre wiſſenſchaftlichen Begriffe und Kunſtarbeiten, kurz Alles ſammelte Cook für die Zeitgenoſſen und die Nachwelt, mit Treue und unermüdetem Fleiß.

Niemand kannte alſo den Werth des vorübereilenden Augenblicks beſſer, und Niemand benutzte ihn ſo gewiſſenhaft, als er. In einem gleichen Zeitraum hat Niemand je die Grenzen unſeres Wiſſens in gleichem Maße erweitert. Seine unmittelbaren Vorgänger glaubten allen Forderungen der Nachwelt ein Genüge gethan zu haben, wenn ſie innerhalb 22 Monaten die Erde umſchifften; denn dieſe Umſchiffung allein ſchien ihnen verdienſtlich genug. Carteret blieb zwar etwas länger aus, weil er einen Monſun verſäumte *); doch brachte er dieſe Zeit in Häfen

*) Monſun iſt ein Wind, der in den indiſchen Gewäſſern ein hal-

zu, die Europäern gehörten. Cook hingegen irrte auf ſeiner erſten Reiſe beinah drei Jahre umher. Die zweite umfaßte einen noch längern Zeitraum; und die dritte, deren Ende er nicht erlebte, die er aber, ſelbſt nach ſeinem Tode, noch zu lenken ſchien, dauerte mehr als vier Jahre! Doch es iſt Zeit, ſeine Laufbahn und die Entdeckungen, welche dieſe drei unnachahmlichen Fahrten bezeichnen, dem Auge näher zu rücken.

Der wichtige Zeitpunkt, wo die Venus zum zweitenmal im gegenwärtigen Jahrhundert vor der Sonnenſcheibe vorübergehen ſollte, gab die Veranlaſſung zu Cook's erſter Reiſe in die Südſee. Von der Beobachtung dieſes Phänomens, an entgegengeſetzten Enden der Erde, hing die Beſtimmung der Sonnenparallaxe, folglich der Entfernung und Größe dieſes ungeheuren Weltkörpers ſelbſt, vorzüglich ab. Die gelehrten Geſellſchaften wetteiferten bei dieſer Gelegenheit miteinander in Anſtalten, um den merkwürdigen Augenblick in ſeinem ganzen Umfange zu benutzen. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſandte daher den Abbé Chappe nach Californien, und die königliche Societät in London beſchloß Herrn Green ins ſtille Meer zu ſchicken. Ihr damaliger Präſident, Lord Morton, wußte die Bittſchrift der Geſellſchaft und die gute Sache der Sternkunde mit ſo großem Nachdruck zu unterſtützen, daß König Georg III. die Ausrüſtung eines kleinen Schiffs zu dieſem Vorhaben bewilligte. Cook beſtieg dieſes Fahrzeug, Endeavour oder das Beſtreben, als commandirender Lieutenant. Herr Banks, ein bemittelter Privatmann und Dr. Solander, ein gelehrter Schüler des verewigten Linné begleiteten ihn als Liebhaber der Botanik und Freunde der Naturkunde überhaupt. Im Jahr 1768, den 26. Auguſt verließen ſie die Rhede von Plymouth.

Anſtatt wie Byron, Wallis und Bougainville durch die magellaniſche Meerenge zu gehen, umſchiffte Cook das Cap Horn, welches ſeit Anſon's Reiſe das Schrecken der Seefahrer geblieben war. Es iſt bekannt, mit welcher unumſchränkten Macht die Vorurtheile den gemeinen Seemann, er ſei von welchem

---

des Jahr hindurch beſtändig herrſcht. Im folgenden halben Jahre wehet er aus dem entgegengeſetzten Punkt. Ich kann nicht umhin bei dieſer Gelegenheit zu erinnern, daß Carteret, ob er gleich wenig entdeckte, doch unſägliches Elend in einem zu einer ſolchen Reiſe ganz untauglichen Schiffe ausgeſtanden und von Magellan's Meerenge bis nach Macaſſar gegen ſechs Monate unterwegs geweſen iſt.

Range er wolle, beherrſchen. Ein Sturm, der zur Unzeit einen Schiffer auf einer wenig beſuchten Fahrt etwas unſanft bewillkommt, kann andern Seefahrern zuweilen auf ein halbes Jahrhundert die Luſt zu neuen Verſuchen benehmen. So glaubten einſt die Portugieſen, man könne oder dürfe das Cap Non in Afrika nicht umſchiffen, bis Don Heinrich's Genius dieſen Wahn beſiegte und den Weg zur Entdeckung Indiens bahnte. Cook fuhr nicht nur ſicher und ohne irgend einen widrigen Zufall um jene ſüdlichſte Spitze von Südamerika, ſondern voll des kühnen Forſchungsgeiſtes, der ihn auf der zweiten Reiſe ſo oft jenſeits der Grenzen des antarktiſchen Polkreiſes trieb, näherte er ſich zugleich dem furchtbaren Südpol, von deſſen völliger Unterſuchung ihn aber für dieſesmal der Endzweck ſeiner Reiſe abhielt. Es kam jetzt alles darauf an, die Inſel, welche zur Beobachtung des Durchgangs auserſehen war, zu rechter Zeit zu erreichen. Zufrieden alſo, gezeigt zu haben, wie leer die Furcht vor jenen antarktiſchen Wogen und jenen mehr als kimmeriſchen Finſterniſſen ſei, die Anſon's Hiſtoriograph ſo ſehr ins Schwarze malt, hielt er vor dem Punkt, wo er den 60. Grad der ſüdlichen Breite durchſchnitt, einen Lauf, der geradesweges auf ſein Ziel gerichtet war. Dieſe Richtung iſt in doppelter Rückſicht merkwürdig. Sie zeichnet ſich vor allen früheren Fahrten dadurch aus, daß ſie weit von der amerikaniſchen Küſte ins unerforſchte Südmeer geht und jenen wohlbekannten Weg verläßt, den ſo viele Seefahrer, die doch auch zu den Entdeckern gezählt ſein wollen, einander blindlings nachgegangen ſind. Zugleich aber gebührt ihr das Verdienſt, den Ocean auf einem großen Strich, den ihm die Geographen eigenmächtig abgeſprochen und dem Kinde ihrer Phantaſie, dem feſten Südlande, zuerkannt hatten, wieder in ſein altes Recht eingeſetzt und auf ewige Zeiten darin beſtätigt zu haben. In der That ſegelte Cook weſtwärts hinter der Stelle weg, wo Juan Fernandez und Jacob l'Hermite das feſte Land geſehen und hinter einer andern, wo es Quiros nur gewittert haben wollte.

Zwiſchen vielen flachen Inſeln hin, welche innerhalb des Steinbockskreiſes liegen und aus Korallenbänken beſtehen, gelangte er nach O-Taheiti, der berühmt gewordenen Inſel, die Wallis kurz zuvor entdeckt hatte. Der Hauptgegenſtand der ganzen Reiſe, die Beobachtung des merkwürdigen Durchgangs der Venus und die dazu erforderlichen Vorbereitungen, verzöger-

ten ſeinen Aufenthalt daſelbſt. Für die Naturgeſchichte und Aſtronomie war dieſe Zeit nicht verloren; doch auch ſelbſt die Geographie hatte den Vortheil davon, daß Cook die ganze Inſel, die etwa 30 Meilen im Umkreiſe hat, in ſeinem Boot umſchiffte und ſich von ihren Diſtrikten, ihren Ebenen und Flüſſen, ihren umgebenden Riefen und bequemen Ankerplätzen die genaueſte Kenntniß verſchaffte. Auch die Entdeckung der ganzen nah gelegenen Gruppe der Societätsinſeln war eine Frucht von dem freundſchaftlichen Verkehr mit den Einwohnern von Taheiti, und insbeſondere von dem Entſchluſſe des Tupaia, eines angeſehenen Mannes aus jener Weltgegend, mit Cook zu Schiffe zu gehen. Außer den bereits entdeckten Inſeln Taheiti, Mäatea und Tabuamanu lernte man nun auch Huaheine, O-Raietea, O-Tahah, Bolabola und Maurua kennen.

Der Entdecker eilte nunmehr, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, gegen Süden, um das hochgeprieſene Südland aufzuſuchen, welches in dieſer Gegend, der Mitte des großen Weltmeeres, nicht weit vom Wendekreiſe liegen ſollte. Allein er ſetzte ſeinen Lauf bis zum 40. Grad der Breite in gerader Linie ungehindert fort, ohne nur eine Spur von nahem Lande wahrzunehmen. Weiter in den Ocean vorzudringen, verwehrte ihm diesmal die Schwäche des Schiffes. Er wandte ſich alſo weſtwärts und ſuchte die Küſten von Neuſeeland auf, die ſeit ihres erſten Entdeckers, Tasman's, Zeiten nicht wieder beſucht worden waren. Man wußte von dieſem Lande überhaupt wenig mehr, als daß es vorhanden ſei und ſtreitbare Einwohner habe; denn Tasman's kurzer Aufenthalt hatte ihm nicht erlaubt, genauere Nachrichten einzuziehen und richtige Karten, die künftigen Seefahrern zu Wegweiſern hätten dienen können, zu entwerfen. Cook entdeckte das Land am 6. October 1769, von der Oſtſeite her, umſchiffte es ganz und verließ es endlich am 31. März des folgenden Jahres. Man hatte es bisher für einen Theil des feſten Südlandes gehalten; Cook fand aber, daß es zwei Inſeln von anſehnlicher Größe waren, im 41. Grad der Breite durch eine Meerenge getrennt, die zum Gedächtniß des Entdeckers Cooksſtraße heißt. Von dieſem Punkt aus erſtreckt ſich die ſüdliche Inſel ſüdweſtwärts bis gegen den 48., und die nördliche nordweſtwärts bis zum 34. Grad der Breite. Ihre Seeküſten, welche Cook in Zeit von ſechs Monaten mit unermüdetem Eifer unterſuchte, können leicht 800 Seemeilen betragen, und ihr Flä-

cheninhalt dürfte dem von England nicht viel nachſtehen. Die Anzahl der bequemen und ſichern Häfen, der Inſelchen und Klippen, welche um die beiden großen Inſeln hergeſtreuet liegen, muß jeden Sachkundigen, der ihre Entdeckung und genaue Beſtimmung als das Werk eines einzigen Mannes in einem ſo kurzen Zeitraum betrachtet, mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllen. Wenn man aber die beſcheidene Erzählung dieſer Thaten in Cook's einfacher Sprache lieſt wenn man erfährt, mit welchen unvermeidlichen Gefahren der kühne Argonaute, der ſein Werk nicht unvollendet laſſen will, in jenen ſtürmiſchen und unbekannten Meeren zu kämpfen hat; wie ihm dort eine verborgene Klippe, auf die ſein Schiff ganz unverſehens ſtößt, den Untergang droht; wie mitten im Sommer im 35. Grad der Breite, der ſtärkſte Sturm, den er bis dahin noch erlebt, drei Wochen lang wüthet; wie eine wirbelnde Flut ihn unaufhaltſam gegen einen ſteilen Felſen ſchleudert, und nur ein Ankerwurf in die ungeheure Tiefe von 75 Faden ihn noch rettet; wie endlich am ſüdlichſten Ende des Landes, ſechs volle Meilen weit von der Küſte, eine Felſenbank *), gleichſam zur Falle aufgeſtellt iſt, und dem unbeſorgten Seemann in der Nacht auflauert; — wenn man dieſe ſchnell aufeinander folgenden Begebenheiten aufmerkſam erwägt, ſo wird man auch empfinden müſſen, um welchen Preis ſich Cook einen Namen im Tempel des Ruhms erkauft hat. Mehr als einmal befand er ſich nebſt ſeinen Reiſegefährten in augenſcheinlicher Lebensgefahr, indem er auch am Lande ſelbſt ſeine Unterſuchungen fortſetzte; ein unerklärliches Etwas, welches man dem Ungefähr oder einem Deus ex machina zuſchreibt, wenn man die Verkettung der Urſachen und Wirkungen vergißt, rettete ihn oft aus den Händen der barbariſchen Einwohner. Demungeachtet gelang es ihm, die Produkte dieſer merkwürdigen Inſeln, und ſelbſt das wilde Volk, das hier vom Fiſchfang lebt, genau zu erforſchen. Seine Nachrichten beweiſen zur Genüge, daß zumal die nördliche Inſel, wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewäſſerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsſtrichs, ihrer herrlichen Wälder vom beſten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fiſchreichen Geſtade, dereinſt für unternehmende Europäer eine höchſt wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten frucht-

*) The Traps.

baren Boden jenes Landes würden alle Arten von europäiſchem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Anſiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit Allem, was zum Ueberfluß gehört, verſehen. Ein Sommer, wie in England, deſſen Hitze nie beſchwerlich fällt, und ein Winter, wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter iſt, machen das dortige Klima zum angenehmſten Aufenthalt. Für den weit um ſich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter ſein als dieſe, welche zwiſchen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke ſich in Neuſeeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfaſſung, und es wird die Königin der ſüdlichen Welt.

Der März war ſchon verfloſſen, der Winter des antarktiſchen Himmels nahte mit ſeinen Stürmen heran, und noch berathſchlagte man, ob der Rückweg nach England über Oſtindien, oder durch das große Südmeer und um Cap Horn gehen ſollte? Cook's Wünſche neigten ſich auf dieſe letzte Seite; allein ſein gebrechliches Fahrzeug gab zum zweitenmale den Ausſchlag wider ihn, und ſein Verlangen, jetzt ein für allemal die Frage vom Daſein eines Südlandes zu entſcheiden, mußte der Vorſorge für die Sicherheit und Erhaltung der ihm anvertrauten Mannſchaft weichen. Vielleicht — ſo kurzſichtig ſind der Menſchen Entwürfe! — vielleicht wäre indeſſen die Fahrt durch das Südmeer mit Hülfe günſtiger Weſtwinde kürzer und ſicherer geweſen, als die andre, die man an ihrer Stelle wählte; vielleicht hätte Cook alsdann alle ſeine Reiſegefährten geſund nach Europa zurückgebracht, anſtatt daß auf dem Wege, der ihnen weniger gefährlich ſchien, die verpeſtete Luft von Batavia den vierten Theil der ganzen Reiſegeſellſchaft hinwegraffte! Allein der unermüdete Seemann ſollte noch die ganze Oſtküſte von Neuholland entdecken. Dieſes Land, welches man entweder die größte Inſel, oder ein drittes Continent nennen kann, ward an der Weſtſeite zuerſt im Jahre 1616 entdeckt. Von dieſer Zeit an befuhr man nach und nach immer mehr davon, bis Tasman, wie ich ſchon vorhin erwähnte, die ſüdliche Spitze im Jahr 1642 zu ſehen bekam. Indeß verurſachte die niedrige Lage jener Küſte, daß man ſich ihr nicht dreiſt zu nahen wagte und daß alſo blos ihr ungefährer Umriß bekannt werden konnte. Die Seite gegen das ſtille Meer oder gegen Morgen hin, hatte noch kein Seefahrer berührt, als Cook ſie auf einer Strecke von 600 Seemeilen befuhr. Sie iſt

höher als die andere, aber eben ſo von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau gewiſſer polypenartigen Thierchen, umringt. Ihre kalkigen Wurmgehäuſe wachſen am unergründlichen Boden des Meeres feſt und werden, ſo wie das Thier in den unterſten Stämmen abſtirbt, zu wahren Felſenmauern von Korall, welche oberwärts immer neue Aeſte treiben und ſich zuletzt, je näher ſie der Oberfläche des Meeres kommen, nach allen Richtungen ausbreiten. Solche Korallenmauern ſind es, an denen die hohe Woge des vom beſtändigen Oſt=Paſſatwind erregten Meeres ſich ſchäumend brandet, und die der Seemann Riefe nennt. Oft erſtrecken ſie ſich rund um Inſeln her; oft ziehen ſie ſich mehrere hundert Meilen, wie hier bei Neuholland, in paralleler Richtung mit den Küſten; oft ſtehen auch mehrere dergleichen Riefe hintereinander. Zwiſchen ihnen und dem Lande iſt ein ruhiges Meer; denn die hereinrollende See bricht ſich an der Schutzmauer, die ein Wurm ihrem Ungeſtüm entgegen zu ſetzen vermochte, und fließt entkräftet über ſie hin, oder kommt durch enge Brüche und Oeffnungen hinein, welche zugleich den Schiffen zur Ein= und Ausfahrt dienen. Allein in dieſem gleichſam abgedämmten Zwiſchenraume häuft ſich der Sand, den die Flut zwar hinein, doch nicht die Ebbe wieder hinweg ſpülen kann, zu großen Sandbänken und Untiefen, welche der Schifffahrt neue Hinderniſſe und Gefahren bereiten. Kommt nun noch der Umſtand dazu, daß anſtatt eines zuſammenhängenden Riefs nur eine Menge kleiner zerſtreuter Wurmrepubliken ihren Zellenbau führen, wovon der eine mehr, der andere weniger gediehen iſt; ſo geht das Schreckliche einer ſolchen Meeresgegend über alle Beſchreibung. Die Wachſamkeit des Seemannes vermag faſt Nichts gegen jene plötzlichen Abwechſelungen der Tiefe, die er zitternd durch das Senkblei erfährt. Bald ergründet er ſie nicht mit mehr als hundert Klaftern; bald ſchwebt er über Korallenzinken hin, die wie Thürme und Ruinen ihre ſchroffen Spitzen in die Höhe ſtrecken und beinahe den Boden ſeines Schiffs berühren. Mit Angſt und Entſetzen ſucht er einen Ausweg, durch den er wieder in die offene See gelangen und ſich von furchtbaren Syrten entfernen könne, wo ihn der Tod in tauſend Geſtalten umringt. Nicht alſo Cook, der Entdecker! Fünf Monate lang blieb er an dieſer Küſte, folgte allen ihren Krümmungen, nahm ihre Häfen und Baien auf, beſtimmte die Lage vieler hundert Untiefen und Klippen, und verließ ſie nicht eher, als

bis er ſie vom 38. bis zum 10. Grade ſüdlicher Breite durchaus entdeckt und endlich zwiſchen ihrer Nordſpitze und den Inſeln von Neuguinea die Durchfahrt gefunden hatte, welche von ſeinem Schiffe, den Namen Endeavourſtraße erhielt. Faſt ſollte man auf den Gedanken gerathen, daß auch der verwegenſte Schwung einer romanhaften Einbildungskraft noch nicht an die wirklichen Thaten reicht, die hier dem hartnäckigen Ausharren, der unerreichbaren Kunſt und vor Allem, dem innern edlen Antrieb einer brennenden Ruhmbegierde möglich waren. Man muß die Geſchichte dieſer Fahrt ſelbſt leſen, wenn man ſich von den Schwierigkeiten, die Cook hier überwand, den Gefahren, die ihm drohten und dem ſtandhaften Muth, womit er ſich, das Senkblei in der Hand, zwiſchen den Felſenwänden, Ketten und Klippen durchtaſtete, einen vollſtändigen Begriff machen will. Alle ſeine Behutſamkeit konnte es jedoch nicht verhindern, daß ſein Schiff auf einen verborgenen Felſen ſtieß, wo es 24 Stunden lang hangen blieb, indeſſen Jedermann dem ſchrecklichen Augenblick ſeines Untergangs entgegen ſah. Nur die glücklichen Umſtände, daß der gewöhnliche Seewind ſtill war und keine hohen Wellen erregte, daß ein Stück des Felſens in dem Schiffe ſtecken blieb und die Wunde, die er ihm geriſſen hatte, beinahe ganz ausfüllte, daß einem Officier ein ſonderbares Mittel den Leck zu verſtopfen gelang, und endlich, daß ſich ein zur Ausbeſſerung bequemer Hafen in der Nähe fand, bewirkten diesmal eine unerwartete Rettung.

Cook und ſeine gelehrten Mitreiſenden benutzten den Aufenthalt in Neuholland, um deſſen Naturprodukte und andere Merkwürdigkeiten, von denen man bis dahin wenig wußte, genau zu erforſchen. An einem Orte, den man zum Andenken Botany-Bai genannt hat, erhielt die Kräuterkunde einen Zuwachs von beinahe 400 neuen Arten. Das Innere dieſes Landes verſpricht noch eine reichere Ernte von unbekannten Gegenſtänden, da theils die Lage und das Klima, theils die anſehnliche Größe deſſelben dieſe Erwartung begünſtigen *). Doch wir kehren zu den für die Geographie errungenen Vortheilen zurück, welche hier eigentlich in Betracht kommen müſſen. Dieſe Oſtſeite von Neuholland, mit den vorhin beſchifften neuſeeländiſchen Geſtaden zuſammengerechnet, würde in der That, wenn man ſie

*) S. Neuholland und die brittiſche Kolonie in Botany-Bai.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ſich in einem fortlaufend dächte, eine weit längere Küſte bilden, als die, welche Amerigo Vespucci zwar befahren, aber bei weitem nicht unterſucht, vielweniger in Karten genau entworfen hat. Gleichwohl war dies der einzige Grund, der die Benennung der neuen Welt nach dieſem flüchtigen Entdecker noch einigermaßen rechtfertigen konnte. Aber Columbus und Cook ſind Namen, die auch ohne einen ſolchen Tribut (welcher doch nur ihnen gebührte), der Vergänglichkeit trotzen. Mit dem Bewußtſein, mehr geleiſtet zu haben, als je die Pflicht auferlegen kann, mit dieſem unverwelklichen Lohne, der die Flamme des Genius nährt, verließ nunmehr unſer großer Seemann den Schauplatz ſeiner Entdeckungen und ging über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück.

Cook wurde bald nach ſeiner Rückkunft zur Führung einer zweiten Entdeckungsreiſe ernannt. Hatte ein Phänomen des Himmels ſeine erſte Ausrüſtung veranlaßt, ſo war es nunmehr der glückliche Erfolg, womit er ſich ſeines vorigen Auftrags entledigt hatte, der ſelbſt bei ſeinen Obern einen Grad von Enthuſiasmus für die Erweiterung der Erfahrungswiſſenſchaften erweckte. So umſtrahlt der Glanz des wahren Verdienſtes auch den, der es zu ehren weiß; ſo darf ein ganzes Volk auf ſeine großen Männer ſtolz ſein, daß es ſie ihrer würdig beſchäftigt.

Nach einem Zwiſchenraum von wenig mehr als einem Jahre ging Cook am 13. Julius 1772 mit zwei Schiffen wieder in See, und ward von Sternkundigen, Naturforſchern und Zeichnern begleitet, die man auf öffentliche Koſten unterhielt. Dadurch ward auch meinem Vater und mir das Glück zu Theil, die Welt von Weſten nach Oſten zu umſchiffen. An dem Plan zu dieſer Reiſe hatte Cook ſelbſt, der dabei zu Rathe gezogen ward, unſtreitig den wichtigſten Antheil. Alle ſeine bisherigen Entdeckungen hatten den Glauben an ein feſtes Südland bei ſpekulativen Geographen noch nicht wankend gemacht. Der feſte Punkt von dem ſie ausgingen, war jenes nothwendige Gleichgewicht zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Hälfte der Erdkugel, welches ſie als eine ewige Wahrheit vorauszuſetzen beliebten. Dies erforderte nun durchaus ein großes Land im Süden, um, ich weiß nicht welch ein Ueberſchlagen unſeres Planeten zu verhüten, wovon ſie ſelbſt wohl keine deutlichen Begriffe hatten. Was half es alſo Cook, daß er Neuſeeland umſchifft und des Lootſen Juan Fernandez vorgebliche Entdeckung abgeſchnitten hatte,

daß er auf 40 Grade ſüdlicher Breite mitten ins Südmeer vorgedrungen war; wenn jenſeits ſeiner Bahnen noch ein beträchtlicher Strich des Oceans unbefahren blieb, wohin der Glaube flüchten konnte? Er hatte zwar einen großen Sieg für die Wahrheit errungen; allein um die Unwiſſenheit und die Unvernunft ganz aus dem Felde zu ſchlagen, mußte er noch einmal das Ruder ergreifen. Er that es und wählte ſich einen kühnen Weg um den Südpol, der auch die letzte Spur jener erdichteten Länder vertilgte. Drei Sommer nach einander brachte er mit dieſer Umſchiffung größtentheils jenſeits des 60. Grades der Breite und mehrmals innerhalb des ſüdlichen Polkreiſes zu. Die dazwiſchen fallenden Winterzeiten, wo eine ſechsmonatliche Nacht nebſt der Kälte und den Stürmen jenes unfreundlichen Meeres die fernere Entdeckungsfahrt unterbrachen, wußte er auf eine doppelte Art, zur Erholung ſeiner Mannſchaft und zur ferneren Berichtigung aller innerhalb des Steinbockkreiſes liegenden Inſelgruppen zu benutzen. Auf einer viermonatlichen Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neuſeeland, ging er zuerſt über den Polkreis, dann hinab in den ſüdlichen Theil des indiſchen Meeres bis zum 48. Grade ſüdlicher Breite, und blieb endlich wieder auf einer Strecke von 600 Seemeilen in der Nähe des 60. Grades. In Neuſeeland vereinigte ſich mit der Reſolution, dem Schiffe, welches Cook ſelbſt führte, die Adventure, die ſich in einem dreitägigen Nebel von ihm verloren hatte. Ihr Befehlshaber, Furneaux, hatte die Zeit der Trennung benutzt, um Van Diemens-Land zu beſuchen und deſſen Zuſammenhang mit der Oſtküſte Neuhollands außer Zweifel zu ſetzen. Nach dieſer Vereinigung begab ſich Cook zu ſeinen Freunden, den gutmüthigen Bewohnern der Societätsinſeln, und eilte dann 500 Seemeilen weiter nach Weſten, um die Lage der Inſeln Amſterdam und Middelburg, die Tasman, als er von Neuſeeland kam, entdeckt hatte, genau zu beſtimmen. Schon nach dem Hinwege nach O-Taheiti hielt er ſeinen Lauf zwiſchen 40 und 50 Graden der Breite bis in die Mitte des Südmeers, ohne es ſich anfechten zu laſſen, daß damals der Winter in jener Halbkugel herrſchte. Er gewann dadurch einen anſehnlichen Theil des für den künftigen Sommer aufgehobenen Schauplatzes ſeiner Unterſuchungen und konnte nun, nachdem er von Amſterdameiland nach Neuſeeland zurückgegangen war, ſeinen Weg ſogleich viel ſüdlicher nehmen. Demungeachtet blieb die Ausdehnung des noch

unberührten ſüdlichen Eismeeres fürwahr ungeheuer, und würde jeden andern als Cook zurückgeſchreckt haben. Ein Sturm hatte die Adventure zum zweitenmal von ihm verſchlagen, und er ſah ſich genöthigt, mit ſeinem einzelnen Schiffe den Gefahren zweier kommenden Jahre entgegenzugehen. Mit welchem Ungemach der Seefahrer in jenen hohen ſüdlichen Breiten zu kämpfen habe, wie ungeſtüm die See, wie trübe und kalt die Luft, wie zahlreich und gefährlich die ſchwimmenden Eisberge und feſten Eisfelder dort wären, dies alles hatte ſeine erſte Fahrt vom Cap ihn ſchon gelehrt. Doch eben die Erfahrung von überſtandenen Mühſeligkeiten war für ihn ein Antrieb mehr, die Vollendung eines Reiſeplans zu wagen, der beinahe zur Hälfte ſchon gelungen war. Ueber Londons Antipoden hinaus ging alſo die zweite Sommerfahrt dem Südpol entgegen; allein um keine beträchtliche Meeresgegend unerforſcht zu laſſen, machte Cook, nachdem er mehr als 500 Seemeilen in der Nähe des antarktiſchen Kreiſes fortgeſegelt war, eine bogenförmige Excurſion gegen Norden, bis zum 50. Grade ſüdlicher Breite, und kehrte erſt alsdann zur Unterſuchung des Süden mit dem feſten Entſchluſſe zurück, nun noch zum letztenmal ſo weit als möglich vorzudringen. Das Eis, welches bisher ſeinem unbezwingbaren Forſchungsgeiſte bald im 55., bald im 64., bald erſt im 67. Grade der Breite eine Mauer entgegengeſtellt hatte, ſchien dieſesmal den Vorſatz des Entdeckers weit mehr zu begünſtigen. Er erreichte den 62. Grad ohne eine Eisſcholle anzutreffen, und überſchritt den 70., ohne ein Hinderniß vor ſich zu ſehen. Schon ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung eben ſo weit gegen Süden zu kommen, wie andere Seefahrer gegen Norden, als endlich am 30. Januar 1774 ein Eisfeld von unabſehlicher Größe dieſer ſüdlichen Fahrt in der Breite von 71 Graden 10 Minuten das Ziel ſteckte.

Ich werfe hier einen Blick auf die Länge des zurückgelegten Weges und erſtaune ſelbſt über eine Reiſe, die ich mitgemacht habe, die mir aber nach 13 Jahren, wie eine Traumbegebenheit, wunderbar vorkommt. Ohne die vielen Abweichungen von der geraden Route, oder auch den Weg von Neuſeeland nach O-Taheiti und wieder zurück, der allein mehr als drittehalbtauſend Seemeilen beträgt, in Anſchlag zu bringen, hatten wir bisher in 18 Monaten mehr als zwei Drittel von der ganzen Erde umſchifft, und überall bis zum 60. Grade, ja oft weit jenſeits deſſelben, vergebens das Südland geſucht. Es iſt wahr,

der Mangel des Landes trug zur Beſchleunigung unſerer Fahrt nicht wenig bei; allein es gehörte wahrlich Cook's ganze Feſtigkeit des Charakters dazu, um ſie unter den Umſtänden, worin wir uns befanden, ſo ſehr in die Länge zu ziehen. Denn zu geſchweigen, daß die Schifffahrt in hohen Breiten, ſelbſt der nördlichen Halbkugel, wegen der veränderlichen und ungeſtümen Winde an ſich ſchon höchſt beſchwerlich iſt, ſo ward hier die Gefahr noch durch eine Menge zuſammentreffender Schwierigkeiten vermehrt. Insgemein wechſelten Nebel und Stürme mit einander ab; oft ſtürmte es auch ſogar bei finſterm Nebelwetter; oft ſahen wir die Sonne zu 14 Tagen und drei Wochen nicht. Umringt von unzähligen Eismaſſen, die wie ſchwimmende Inſeln aus dem Meere hervorragten, und nur deſto gefährlicher waren, weil ſie ihre Stelle verändern konnten, ſahen wir ſie oft nicht eher, als bis es faſt zu ſpät war, das Schiff umzulenken; und wie viel Mal mögen wir nicht, ohne es zu wiſſen, in der Dunkelheit dem Untergange nur eben entronnen ſein! Wie oft haben wir nicht neben uns das Brauſen der Woge, die ſich an Eisfelſen brach, mit Schrecken gehört, ohne mit dem Auge den nahen Gegenſtand unſerer Beſorgniſſe erreichen zu können! Es war der Sommer, den wir in dieſer beeiſten Weltgegend verlebten; aber ein Sommer, wo es als eine Seltenheit ausgezeichnet ward, wenn das Thermometer einen Grad über dem Gefrierpunkte ſtand! Bei weitem die längſte Zeit blieb es unter dieſem Punkte; das Tau- und Takelwerk des Schiffs war mit Eiszapfen behangen, mit Rinden von Eis überzogen; Schnee, Schloßen und Hagelwetter wechſelten mit kalten Regenſchauern ab. Dieſe Witterung, die das Schiff in ſeinen Segeln und Stricken ſo heftig angriff, daß ſie vor der Zeit morſch wurden und zerriſſen, äußerte auch bei der unabläſſigen Anſtrengung, und einer viermonatlichen Schiffskoſt von veraltetem Pöckelfleiſch und ſchimmligen Zwieback, ſeine nachtheilige Wirkung auf die ſonſt eiſerne Geſundheit der Mannſchaft. Cook hatte zwar das Glück, durch ſorgfältige Anwendung der bewährteſten Vorkehrungsmittel den Ausbruch des Scharbocks unter ſeinen Leuten zu verhüten; allein Entkräftung war bei einem ſo langwierigen Mangel an allen Erfriſchungen unvermeidlich. Er ſelbſt, von Jugend auf zu dieſer harten Lebensart gewöhnt, und in dem Vorſatz unerſchütterlich, als Anführer einer Entdeckungsreiſe durch ſein Beiſpiel auch im Genuß

ihrer Speiſen den Muth und Eifer ſeines Volks aufrecht zu halten, erlag endlich unter dem ſo vielfältig auf ihn losſtürmenden Ungemach. Als auf unſerer Rückkehr von jenem ſüdlichſten Punkte unſerer Laufbahn die Kälte den völligen Ausbruch des Gallenfiebers nicht länger zurückhielt, ſahen wir ſchon den Augenblick, wo alle Hoffnungen, ein ſo theures Leben zu retten, verſchwand. Allein bis der Entdecker alle Lücken der Erdkunde ausgefüllt haben würde, gab ihn ſein Genius nicht zum Opfer hin.

Von dem Orte, wo Cook das Eis zum letztenmal verließ, bis zu den Marquiſeninſeln des Mendaña, beträgt die Entfernung 61 Grade der Breite. Des Umwegs ungeachtet, den er über Roggewein's dürre Oſterinſel nahm, legte er dieſen Weg von mehr als anderthalbtauſend Seemeilen in zwei Monaten zurück, und befand ſich dadurch plötzlich aus einem Extrem ins andere, von antarktiſcher Kälte in die ſtärkſte Hitze verſetzt. Der Einfluß der erquickenden Landluft, die Früchte und Wurzeln des heißen Erdſtrichs, und das friſche Fleiſch, welches er hier und auf einem zweiten Beſuch in O-Taheiti von den Einwohnern erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihm und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu ſchenken. Da Neuſeeland im vorigen Jahre ſein erſter Erfriſchungsplatz geweſen war, ſo hatte er zum Aufenthalt im heißen Erdgürtel nur einen kurzen Zeitraum erübrigt. Jetzt, da er ſeinen Unterſuchungen ſechs volle Monate widmen konnte, beſchloß er die ganze Breite des ſtillen Meeres nach Weſten hin noch einmal zu durchſchiffen. Von den Inſeln, die Taſman geſehen hatte, ward nunmehr zuerſt Rotterdam beſucht, und ihr zweiter Entdecker gab der ganzen Gruppe den Namen der Freundſchaftlichen Inſeln, den ihre Bewohner an uns ſo wohl verdienten. Ich übergehe die einzelnen Inſeln, die er auf der Fahrt von den Societätsinſeln dorthin, und weiter jenſeits entdeckte. Noch lag unerforſcht in Weſten ein Land, welches Quiros dem heiligen Geiſte zugeeignet hatte. Auch Bougainville war unverhofft darauf zugekommen, doch nicht um es genauer zu erforſchen, ſondern um ihm einen neuen Namen zu geben. Cook ſteuerte von den freundſchaftlichen Inſeln hin, und entdeckte daſelbſt einen Archipelagus von mehr als 20 großen und kleinen fruchtbaren Inſeln, die zwiſchen dem 14. und 20. Grade der Breite liegen. Er umſchiffte ſie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit der ihm eigenen Genauigkeit auf, und erwarb ſich dadurch das Recht, ſie

unter der Benennung der neuen Hebriden bekannt zu machen. Kaum hatte er ſie verlaſſen, ſo gerieth er am 4. September an eine ganz neue, und nie zuvor geſehene Inſel von beträchtlichem Umfang, die den Namen Neucaledonien erhielt. Sie erſtreckt ſich zwiſchen dem 20. und 23. Grade der Breite ungefähr 70 bis 80 Seemeilen von Nordweſten nach Südoſten, als ein langer ſchmaler Streifen Landes, das in ſeiner Gebirgsart und Produkten mit Neuholland viel Aehnliches haben ſoll. Von dieſer Entdeckung eilte Cook, nachdem er noch ein kleines Eiland auf ſeinem Wege gefunden hatte, zum drittenmal nach Neuſeeland, dem Entſtehungspunkte ſeiner ſüdlichen Expeditionen, zurück. Drei Wochen waren ihm eine hinreichende Erholungszeit, in welcher das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von neuem in Stand geſetzt, und die Mannſchaft mit Fiſchen und blutreinigenden Kräutern reichlich erquickt werden konnte. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die weſtlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit 1500 Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres, an die Küſten des Feuerlandes in Amerika; und ſo vollendete Cook die Unterſuchung jenes großen vor ihm noch unbekannten Oceans durch eine neue Fahrt, die zwiſchen ſeinen vorigen gleichſam die Mitte hielt. Zum zweitenmal in ſeinem Leben umſchiffte er dann das Vorgebirge Horn, diesmal von Weſten nach Oſten, und in ſo geringer Entfernung, daß ſeine Lage nun endlich genau beſtimmt werden konnte. Die von La Roche und Dúclos Gúyot berührte Inſel, entdeckte auch Cook zum drittenmale, und nannte ſie Georgien. Auf ihren Gebirgen, und bis in ihre Thäler hinab liegt das ganze Jahr hindurch ewiges Eis. Als er von hier aus den letzten Verſuch machten wollte, ſich dem Südpol zu nähern, hemmten Eisfelder bereits im 60. Grade ſeinen Lauf; da fand er auf dem Rückwege noch eine beeiſte hohe Gebirgsmaſſe, das Sandwichsland, womit er die lange Reihe ſeiner Entdeckungen für dieſesmal beſchloß, und über die Meeresgegend, wo Bouvet eine Wolke oder einen Eisberg für Land angeſehen hatte, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurückkehrte. Zwei Jahre und vier Monate waren verfloſſen, ſeit er den dortigen Hafen verließ; und in dieſem ganzen Zwiſchenraume hatte er keine einzige Beſitzung der europäiſchen Nationen berührt. Rechnet man aber die einzelnen Tage zuſammen, die er vor Anker zugebracht, ſo füllen ſie kaum den vierten Theil dieſer Periode aus; mehr als 20 Mo-

nate hatten wir alſo in unbekannten Meeren, ohne Land zu ſehen, umhergekreuzt. Doch das größte Wunder dieſer Reiſe bleibt noch zu erwähnen übrig. Am 30. Juli 1775 brachte Cook ſein Schiff nach England zurück, und von 119 Perſonen, die ſeiner Führung und väterlichen Vorſorge genoſſen, hatte er trotz aller überſtandenen Gefahren und Mühſeligkeiten, nur drei durch Zufall, und nur Einen durch Krankheit verloren.

Wenn es noch nöthig ſein ſollte, ein Wort zum Zeugniß für unſern großen Seemann herzuſetzen, ſo ſei es dies, daß ſeit dieſer Reiſe ganz Europa den Namen Cook mit Ehrfurcht und Bewunderung nennt. Der Rang eines wirklichen Capitains in der königlichen Flotte, und eine ehrenvolle Stelle beim Hoſpital zu Greenwich, waren Belohnungen, womit ſein Vaterland ihm gleichſam ſchon entgegen kam. Nach zweimaliger Umſchiffung der Erde, nach der Entdeckung und Beſtimmung der Lage ſo vieler neuen Länder, nach einer beiſpielloſen Fahrt durch die beeiſten Meere des Südpols, deren Kühnheit und Größe ein allgemeines Erſtaunen erregt, nach dem ſiegreichen Beweiſe vom Nichtſein eines feſten Südlandes, nach ſo vielen anderen wichtigen Zügen, wovon ein jeder einzeln das Siegel des wahren Verdienſtes trägt, konnte Cook nunmehr mit vollem Rechte ſeines theuer erkauften Ruhmes genießen, und auf ſeinen Lorbeern ruhen.

Allein ſeine Thaten hatten das Feuer des Entdeckungsgeiſtes im Buſen der Engländer wieder angezündet, und es brannte bei ſeiner zweiten Zurückkunft nur noch heller auf. Noch war ein großer Theil des Norden unbekannt; derſelbe Theil, wo von jeher der brittiſche Kaufmann ſich einen kürzeren Weg nach Japan, China und Oſtindien gedacht, wo Cabot, Frobiſcher, Davis, Hudſon, Baffin, James, Fox und viele andere ihn wirklich ſuchten und zu finden hofften. Zwar hatten Chriſtopher und Norton, die in den Jahren 1761 und 1762 zur See die Cheſterfield's-Bucht unterſuchten, und Hearne der zu Fuß, 1770 bis 1772, vom Churchill-Fluß in nordweſtlicher Richtung bis zum 72. Grade nördlicher Breite, und an die Küſte des großen nordiſchen Eismeeres gekommen war *), ſchon vollkommen bewie-

*) Schon Middelton's Reiſe im Jahre 1741 hatte es ſehr unwahrſcheinlich gemacht, daß Hudſonsbai eine Durchfahrt enthalte, und Moor und Smith, die 1746 ihm folgten, beſtätigten gleichſam ſeine Meinung. Indeß ſchickte doch die Hudſonsbai-Compagnie ſelbſt, im Jahr 1761 den

ſen, daß durch die Hudſons-, und die Baffinsbai die nordweſtliche Durchfahrt ſchlechterdings unmöglich ſei. Zwar hatte Phipps (jetziger Lord Mulgrave) im Jahre 1773 umſonſt verſucht, bei

---

Capitain Chriſtopher in der Schaluppe Churchill, aus, und geſellte ihm im folgenden Jahre noch Herrn Norton in einem Kutter, oder kleinen Fahrzeuge bei. Sie beſuchten blos die Buchten, von denen man noch allenfalls etwas vermuthen konnte, weil ſie nicht ganz erforſcht worden waren. Zuerſt die Cheſterfieldsbucht (inlet), welche ſich in einen See von friſchem Waſſer endigt, der ungefähr 21 Seemeilen lang, und zwiſchen fünf und zehn Seemeilen breit iſt, und gegen Weſten hin ein Flüßchen aufnimmt, das etwas weiter landeinwärts, in drei Fällen übereinander, herabſtürzt, jenſeits welchen es auch für einen Kahn nicht tief genug iſt. Dann auch Piſtolbai, wo neuere Schriftſteller noch eine Durchfahrt vermutheten, die aber nur drei oder vier engliſche Meilen landeinwärts geht.

Die Reiſe des Herrn Hearne zu Fuß, iſt ungleich merkwürdiger. Schon Dobbs ſprach viel von einem Copper-mine River, (Kupferbergwerksfluß) welcher ſich, laut der Ausſage der eingebornen Amerikaner, ins Meer ergießen ſollte. Er hielt es für ausgemacht, daß dieſes Meer nichts anders als die nordweſtliche Durchfahrt ſein könne, und baute viel darauf. Im Jahr 1770 ließ endlich die Hudſonsbai-Compagnie unterſuchen, was an der Sache wäre, und trug die Ausführung ihrem Gouverneur im Fort Prince of Wales auf, welches in 58° 50′ nördl. Breite am Churchill-Fluſſe liegt. Die Wahl fiel auf einen jungen Mann, Namens Hearne, der damals in Dienſten der Compagnie ſtand, ehedem aber Officier auf der Flotte geweſen war, und ſowohl Breite als Länge beobachten, und Karten aufnehmen konnte. Am 7. December 1770 reiſete er von dem obbenannten Poſten ab, und hielt ſich meiſtens immer nordweſtwärts, bis er im Juni 1771 einen Ort erreichte, der Conge-catha-wha-Chaga (etwa Condschi-catha-wha-Tachaga auszuſprechen?) heißt. Hier ſagt er, hatte er zwei gute Beobachtungen, beides vermittelſt der Mittagshöhe und correſpondirender Sonnenhöhen, wodurch er die Breite auf 68° 46′ beſtimmen konnte. Nach ſeiner Rechnung war er bereits 24° 2′ in Länge nach Weſten vom Churchill-Fluſſe gereiſet. Am 2. Juni verließ er dieſen Ort, und reiſete noch immer nordwärts, etwas weſtlich, bis er am 13. den Copper-mine River fand, der aber nicht, wie man vermuthet hatte, ſchiffbar iſt, ſondern kaum ein Kanot tragen kann, und überall mit Waſſerfällen, Sandbänken und Steinhaufen gleichſam abgedämmt iſt. Ohnweit der Mündung dieſes Fluſſes machten ſeine Begleiter, die nordiſchen Indianer, 21 Esquimaux nieder, die ſie in ihren Hütten überfallen hatten, um ſie auszuplündern, und insbeſondere, das Kupfer was ſie bei ſich hatten, mitzunehmen. Acht engliſche Meilen weit vor ſich erblickte er am 17. um 5 Uhr Morgens die See gegen Norden; und der Fluß ſo ſeicht wie oben, floß über eine dürre Fläche, welche die Küſte bildete. Es war Ebbe, die, nach dem Eiſe zu urtheilen, an deſſen Rändern er Merkmale wahrnahm, etwa 12 bis 14 Fuß fallen mochte. Die Fluth konnte nur eben die Mündung des Fluſſes er-

Spitzbergen weiter als zum 81 Grade der Breite gegen den Nordpol zu dringen. Aber von Cook war man gewohnt, daß er auch da, wo andere Schiffer von Unmöglichkeiten ſprachen,

---

reichen, folglich war das Waſſer in demſelben nicht im mindeſten geſalzen. Uebrigens bewies die Menge von Wallfiſchknochen und Seehundsfellen bei den Gezelten der Esquimaux, ſo wie die Robben ſelbſt, die in großer Anzahl auf dem Eiſe lagen, daß man hier wirklich am Meere ſei. Das Meer hatte, ſo weit man mit Ferngläſern ſehen konnte, viele Inſeln und Untiefen, und das Eis war nur drei Viertel engliſche Meilen vom Ufer und rund um die Inſeln und Sandbänke aufgethaut. Es war 1 Uhr Morgens am 18. Juni, als Herr Hearne mit dieſen Beobachtungen fertig wurde, (man weiß, daß die Sonne in hohen Breiten um dieſe Jahreszeit, immer ziemlich lange über dem Horizonte ſteht). Jetzt kam ein Nebelwetter mit feinem Regen, und Herr Hearne trat die Rückreiſe an, ohne auf gutes Wetter zur Beobachtung der Breite zu warten, indem er ſich auf die Beobachtungen in Conge-catha-wha-Chaga, und die ſeitdem zurückgelegte Länge und Richtung des Weges verlaſſen konnte, und gewiß war, daß die Breite von 72° die ſeine Karte angibt, nicht mehr als höchſtens ein Drittel eines Grades unrichtig ſein könne. Nach dieſer Karte, welche auch bei der zu Cook's letzter Reiſe entworfenen Generalkarte benutzt worden iſt, wo man Hearne's Reiſeroute nachſehen kann, liegt die Mündung des Copper-mine-Fluſſes 25° der Länge weſtlich von dem Poſten der Compagnie, von dem er zuerſt abgereiſet war, und wohin er erſt am 30. Juni 1772 zurückkam. Die Hudſonsbai-Compagnie hat ihn ſeitdem zum Gouverneur des Fort Prince of Walis ernannt, um ihm für die unſägliche Mühe und das Elend, welches er auf dieſer 19 Monat langen Reiſe ausgeſtanden hat, eine Belohnung zu geben. Sein Tagebuch wünſchte man gedruckt zu ſehen, denn es enthält eine ungeſchmückte Darſtellung der Lebensart der dortigen Wilden, ihrer kümmerlichen Nahrung, ihres außerordentlichen Elends, indem ſie, ohne eine ſtete Wohnung zu haben, die öden Wüſteneien durchirren, und auf den gefrorenen Seen jenes weitausgebreiteten Landes umherziehen, wo Herr Hearne gegen 1300 engliſche Meilen, bis ans Meer, gegangen iſt, und wo die Compagnie 500 engliſche Meilen landeinwärts, in 53° 0′ 32″ nördl. Breite und 106° 27′ 30″ weſtl. Länge einen Handelspoſten, Namens Hudſons-Haus, unterhält. Der Herausgeber von Cook's letzter Reiſe, Dr. Douglas, der dieſe Nachricht mittheilt, hat uns aus Hearne's Tagebuch einen Zug aufbewahrt, der zwar dieſe lange Anmerkung noch etwas verlängern wird, aber ſeine Stelle wohl werth iſt. „Auf dem Rückwege, am 11. Januar 1772, gingen die Indianer auf die Jagd. Einige fanden die Spur eines Schneeſchuhes, gingen ihr nach und kamen endlich in eine kleine Hütte, wo ein junges Weib einſam ſaß. Sie ſchleppten ſie nach ihren Gezelten, und erfuhren von ihr, daß ſie zu den weſtlichen Hunds-Rippen (Dog-Ribb'd) Indianern gehörte, und im Sommer 1770 von den Arathapeſcau-Indianern gefangen genommen wäre. Im Sommer 1771, hätten ſich die letztern dieſer Gegend genähert,

nicht lange ſpekulirte, ſondern mit erfahrnem Muth, mit Geſchicklichkeit und Beurtheilungskraft die Hand ans Werk legte, verſuchte und ausführte, was ſchwächeren Vorgängern unerreich-

---

da ſie denn von ihnen entlaufen wäre, in der Abſicht nach ihrem Lande zurückzugehen. Weil dies aber ſo weit entlegen, und ſie als Gefangene die ganze Strecke in Kähnen, über Flüſſe und Seen, die ſich verſchiedentlich krümmten, gekommen wäre, ſo hätte ſie den Weg vergeſſen, und vom Herbſte an in dieſer kleinen Hütte gewohnt. Nach der Zahl der Monden zu urtheilen, mußte ſie im Juli von den Arathapeſcaus entkommen ſein, und hatte ſeit der Zeit keinen Menſchen geſehen. Dem ungeachtet wußte ſie ſich ſehr gut zu verköſtigen, indem ſie Kaninchen, Rebhühner und Eichhörner in Schlingen fing, und war ſehr geſund und wohl beleibt. Von ächten nordamerikaniſchen Indianerinnen habe ich nicht leicht eine ſchönere geſehen. Ihre Schlingen machte ſie von zuſammengedrehten Sehnen der Kaninchenbeine, und das Fell dieſer Thiere diente ihr zu einem netten, warmen Winteranzug. Als ſie entlief, hatte ſie weiter nichts mitgenommen, als ein fünf Zoll langes Stück von einem eiſernen Tonnenbande, zum Meſſer, einen Stein, der ihr den Feuerſtahl erſetzte, nebſt andern harten Kieſeln, Zunder, und was zum Feueranmachen gehört; imgleichen ein anderthalb Zoll langes Stück vom Widerhaken eines Pfeils, woraus ſie ſich einen Pfriem gemacht hatte. Sie war noch nicht lange bei den Gezelten angekommen, ſo ſtellten etwa zehn Kerle ein Ringen an, um zu entſcheiden, weſſen Frau ſie werden ſollte. Sie erzählte auch, die Arathapeſcaus hätten ſich in der Nacht ihrer Gefangennehmung, an ihre Gezelte geſchlichen, und die ſämmtlichen Einwohner bis auf ſie und drei andere junge Weiber umgebracht. In demſelben Zelte mit ihr befand ſich ihr Vater, ihre Mutter und ihr Mann, die alle ums Leben kamen. Unentdeckt nahm ſie in der Nacht, als Gefangene, ihr Kind von fünf Monden, in ein Bündel ihrer Kleidung gewickelt, mit ſich. Allein bei Tagesanbruch kamen ihre Räuber mit ihr an den Ort, wo ſie ihre Weiber zurückgelaſſen hatten, die ſogleich über das Bündel herfielen, das Kind fanden, und es auf der Stelle erwürgten. So ſchauderhaft dieſe Scene ſelbſt in der Erzählung war, ſo lachten doch meine indianiſchen Begleiter nur darüber. Ihr Land, fuhr ſie fort, ſei ſo fern, daß ſie vor ihrer Gefangennehmung kein Eiſen geſehen hätte. Ihre Landsleute machen ſich Beile und Meißel aus Hirſch- (Elends-) Geweihen, und Meſſer aus Stein oder Knochen. Ihre Pfeile haben Spitzen von Schiefer, Knochen oder Horn, und zum Schnitzen in Holz brauchen ſie Biberzähne. Oft hätten ſie zwar gehört, daß die öſtlichen Völker beſſere Werkzeuge (von den Engländern) erhielten; ſie dürften ſich aber nicht zu dieſem Handel zudrängen, ſondern müßten ſich vielmehr, aus Furcht vor den Arathapeſcau-Indianern, die Winter und Sommer, Jahr aus Jahr ein, ſchreckliche Niederlagen unter ihnen anrichten, immer weiter zurückziehen." (Aus Herrn Hearne's Handſchrift.) Es verdient hier kaum noch angemerkt zu werden, daß das engliſche Admiralitätscollegium im Sommer 1776 den Lieutenant Pickersgill, und im folgenden Sommer den Lieute-

bar ſchien. Es fehlte überdies auch nicht an Zeugniſſen, daß mancher Wallfiſchjäger ehedem ungleich weiter als Phipps im Norden fortgekommen und ſelbſt dem Pol ſehr nah geweſen ſei. Wie natürlich alſo, daß mit ſo hoch geſpannten Erwartungen die längſt entſchlafenen Handelsideen und alle Hoffnungen, die Schätze Aſiens auf einem kürzeren Wege zu gewinnen, bei der geſetzgebenden Macht eines großen Handelsſtaates von neuem erwachten! Das brittiſche Parlament erneuerte eine Akte vom Jahr 1745, welche den Entdeckern einer Durchfahrt durch Hudſons=Bai eine Belohnung verhieß und dehnte ſie auf die königliche Flotte aus, die man damals ausgeſchloſſen hatte. Zwanzigtauſend Pfund Sterling (120,000 Rthlr.) ſollten den Entdeckern einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen ins ſtille Meer ausgezahlt werden und 5000 (30,000 Rthlr.) denen, die ſich zuerſt dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würden. Auch ward die Durchfahrt nicht, wie dazumal, auf die Hudſons=Bai eingeſchränkt, ſondern man überließ jetzt den Abenteurern die Wahl, auf welchem Wege ſie nach dem Preiſe ſtreben wollten. Auf den erſten Ruf ſeiner Obern verließ Cook den friedlichen Aufenthalt, wo ſein noch immer reger Geiſt nicht länger feiern mochte. Nichts konnte aber auch für einen Mann von edlem Selbſtgefühl wie Cook belohnender ſein, als dieſer Auftrag, der gleichſam ſeine Ueberlegenheit eingeſtand, und dies Bekenntniß einer Klaſſe von Menſchen abnöthigte, die ſelten mit guter Art ein Lob ertheilen. Man hatte tief gefühlt, daß Cook's Erfahrung und Geſchicklichkeit zur Ausführung eines ſo wichtigen als ſchweren Unternehmens unentbehrlich ſei.

Mit der Aufſuchung einer nördlichen Durchfahrt verband man noch die Zurückſendung Omai's, eines Mannes aus den Societätsinſeln, der mit dem Capitain Furneaux ein Jahr vor uns nach England gekommen war. Verſchwenderiſch, aber planlos, hatte man ihn mit Koſtbarkeiten, Spielwerken und den üppigen Thorheiten eines Volks, das auf der höchſten Stufe der Verfeinerung ſteht, zur Rückkehr in ſein Vaterland, deſſen Sitten noch ſo einfach ſind, ausgerüſtet. Ein glücklicher Gedanke,

---

nant Young, mit dem kleinen Fahrzeuge, Lion, (der Löwe) in die Baffinsbai ſchickte, um gewiſſermaßen Cook's Entdeckungen zu unterſtützen, oder ihm entgegen zu kommen. Allein keiner von beiden kam in die Baffinsbai, geſchweige weiter.

mit ihm zugleich die brauchbaren Hausthiere und einige Gewächſe des alten Welttheils ins Südmeer zu verpflanzen, befriedigte indeß die mäßigen Wünſche des Menſchenfreundes, dem das Glück ſeiner Brüder in jedem Erdenwinkel Freude machte. Dieſer Gegenſtand und die Wichtigkeit der Durchfahrt hatten die Gemüther ſo ſehr beſchäftigt, daß man bei einer Entdeckungsreiſe, wo Naturforſcher vielleicht brauchbarer als je geweſen wären, nicht daran dachte, einen Gelehrten in dieſer Abſicht mitgehen zu laſſen, obgleich ein Aſtronom und ein Maler mitgeſchickt wurden. In der That war es ſo ſehr auf die bloße Entdeckung der Durchfahrt in kaufmänniſcher Hinſicht abgeſehen, daß man in dem geheimen Verhaltungsbefehl, der Würde des Entdeckers uneingedenk, ihm ſogar ausdrücklich gebot, ſich, im Fall er neue Inſeln fände, mit ihrer Unterſuchung nicht aufzuhalten und an der Küſte von Amerika ſüdwärts vom 65. Grade der Breite keine Zeit zu verlieren. Ja, ſo brennend war die Begierde, dieſes Lieblingsprojekt nun endlich ausgeführt zu ſehen, daß man den Wunſch zu äußern wagte, Cook möchte binnen Jahresfriſt ſich in der Durchfahrt befinden *). Doch der Geiſt dieſes großen Mannes blieb ſich auf ſeiner letzten Reiſe gleich und ſeine Neigung, das Reich der menſchlichen Kenntniſſe zu erweitern, band ſich nicht an eine unedle Vorſchrift. Es war noch kein volles Jahr ſeit ſeiner Rückkehr von der zweiten Reiſe verfloſſen, als er am 12. Julius 1776 mit der Reſolution, ſeinem vorigen Schiffe, unter Segel ging. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtieß Clerke mit der Discovery zu ihm und nunmehr ging der Lauf oſtwärts durch das ſüdindiſche Meer, wo Kerguelen und Marion, zwei franzöſiſche Seefahrer, in den Jahren 1771 und 1772 zwiſchen 46 und 48 Graden ſüdlicher Breite einige wüſte, felſige Inſeln entdeckt hatten, die Cook jetzt wieder fand. Ueber Van Diemens-Land und Neuſeeland ſchiffte er dem ſtillen Meere zu, entdeckte einige neue Inſeln und kam zuerſt, da er Taheiti nicht erreichen konnte, ohne das Leben der dahin beſtimmten Thiere aufs Spiel zu ſetzen, nach der Gruppe der freundſchaftlichen Inſeln, die er jetzt noch weit genauer als zuvor kennen lernte, und von deren Einwohnern er die wichtigſten Bemerkungen für den Menſchenkenner ſammelte. Mit der Reiſe von dieſem Erfriſchungspunkte nach O-Taheiti, und mit dem

*) Man ſehe die geheimen Verhaltungsbefehle.

Aufenthalt daſelbſt und in den übrigen Societätsinſeln, wo er ſeinen Mündel Omai, im Beſitz aller ſeiner engliſchen Reichthümer zurückließ, ging das Jahr 1777 zu Ende. Noch im December ſegelte Cook über den Aequator, und bereits am 18. Januar des folgenden Jahres fand er die weſtlichen Inſeln einer neuen Gruppe, die unter dem nördlichen Wendekreiſe liegt und in der Folge den Namen der Sandwichsinſeln erhielt. Nachdem er dieſe Entdeckung berichtigt und ſeinen Waſſervorrath hier ergänzt hatte, eilte er an die Küſte von Neualbion (wie jener Theil von Nordamerika ſeit Drakens Schifffahrt heißt), die er im 45. Grad der Breite zuerſt erblickte. Nach vielen Stürmen fand er im 50. Grad einen Hafen, von den Eingebornen Nutka genannt, wohin er ſeine Zuflucht nahm. Sobald er wieder in See ging, hatte er mit neuen Stürmen zu kämpfen, die ſeine Schiffe bis zum 60. Grad der Breite vom Lande entfernt hielten. Hier ändert es endlich ſeine Richtung, bildet einen Buſen und geht ſtatt nordwärts, wie bisher, auf einmal weſtſüdweſtwärts fort. Cook folgte nun, mit ſeiner bekannten Unerſchrockenheit und ſeinem feſten Beharren, jeder Krümmung der Küſte. Unter vielen Baien und Häfen, die er entdeckte, zeichnen ſich an Umfang des Prinzen Wilhelm's Sund, und noch ein großer Buſen aus, der ſeines Entdeckers Namen bekam. Endlich umſchiffte er, nach einigen Augenblicken der kritiſchen Gefahr, wo ihm Nebel und Klippen zugleich den Untergang drohten, die lange Halbinſel Alaska und ging an der Inſel Unalaſchka, dem Handelsposten der ruſſiſchen Pelzhändler, vor Anker. Die Küſte von Amerika, welche in dieſer Gegend wieder nordwärts geht, und einen großen Meerbuſen im 64.° der Breite umgibt, verfolgte er mit der ihm eignen Kunſt, indem er oft Gefahr lief, auf den unzähligen Untiefen des dort ſehr ſeichten Meeres zu ſtranden. Am 9. Auguſt erreichte er die weſtliche Spitze des ganzen Amerika und nannte ſie das Vorgebirge des Prinzen von Wales. Sie liegt in 65° 46′ der nördlichen Breite und bildet zugleich die öſtliche Grenze einer Meerenge, welche die alte und neue Welt ſcheidet. Behring, ein würdiger Seeofficier in ruſſiſchen Dienſten, hatte dieſe Meerenge zuerſt erreicht und Cook zeichnete jetzt, um das Andenken dieſes braven Vorgängers zu verewigen, hier die Behringsſtraße in ſeine Karten. Die Durchfahrt war nunmehr zur Hälfte ſchon errungen und die Hoffnung, alle Schwierigkeiten vollends zu beſiegen, aufs höchſte ge-

ſpannt, als am 17. im 71. Grad der Breite das Eis, in Geſtalt eines undurchdringlichen Feldes allen weitern Fortgang nach Norden, ſowohl längs der amerikaniſchen als der aſiatiſchen Küſte vereitelte und überdies, da es beſtändig ſüdwärts fortrückte, die Schiffe mehr als einmal in die augenſcheinlichſte Gefahr brachte, an den ſeichten Ufern zu ſcheitern. Cook mußte alſo, wenigſtens für dieſes Jahr, dem Vorhaben hier durchzukommen, entſagen und ſich begnügen, die Küſten und Inſeln dieſer Gegend genauer aufzunehmen und den letzten Reſt geographiſcher Irrthümer, welche aus den verworrenen Nachrichten ruſſiſcher Matroſen und unkundiger Kaufleute entſtanden waren, vollends aus dem Wege zu räumen. Nachdem er dieſem Geſchäfte noch den Ueberreſt der herbſtlichen Jahreszeit gewidmet, und insbeſondere die ſo ſehr vervielfältigten aleutiſchen Inſeln auf ihre wahre Anzahl zurückgebracht hatte, fiel ſein raſtloſer Entdeckungstrieb darauf, mit der Unterſuchung der neu entdeckten Sandwichsinſeln den langen Zwiſchenraum von ſieben Wintermonaten auszufüllen, die nunmehr vorübergehen mußten, ehe er ſich dem Nordpol wieder nähern durfte. Wer an ſeiner Stelle hätte nicht lieber in Kamtſchatka von den Mühſeligkeiten der bisherigen Fahrt ausgeruhet? Aber wer, dürfen wir fragen, hätte nach allem, was wir bisher von Cook erzählt haben, auch nur vermuthen können, daß Er einer ſolchen Unthätigkeit fähig ſei? Selbſt gewöhnliche Menſchen verleugnen ihren Charakter nicht, wenn kein überwiegendes Intereſſe die andere Schale ſenkt: vielweniger der wirklich große Mann, deſſen Stolz und Beruhigung es iſt, in allen Fällen nach dem Antrieb ſeines Herzens zu handeln. Cook folgte dieſem innern Führer; aber zum letztenmal; denn die intereſſanteſte Entdeckung im Südmeer koſtete ſein unerſetzliches Leben.

Nach dem unglücklichen 14. Februar führte Clerke, wiewohl ſchon ſichtbarlich dem Tode nahe, die Entdeckungsreiſe von den Sandwichsinſeln zurück, noch einmal gegen Norden an. Vom Hafen St. Peter und Paul in Kamtſchatka, wo er anlegte, ging er durch die Behringsſtraße und verſuchte die nördliche Durchfahrt. Allein das Eis ſtellte ſich auch ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen und zwang ihn nach vielen vergeblichen Bemühungen zum Rückzug. Ehe er noch in Kamtſchatka wieder eintreffen konnte, ſtarb er mit dem heitern Bewußtſein einer getreuen Nachfolge in den Grundſätzen des gro-

ßen Befehlshabers, deſſen Zögling er geweſen war. Gore und King führten von Kamtſchatka die Schiffe über China und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 22. Auguſt 1780, nach einer Abweſenheit von mehr als vier Jahren zurück.

Außer den Berichtigungen im ſüdindiſchen und ſtillen Meere, welche keinesweges unbeträchtlich ſind, außer der Entdeckung mancher neuen Eilande zwiſchen den Societäts- und Freundſchaftsinſeln, wird dieſe Reiſe durch die wichtige Auffindung der Sandwichsinſeln und die Beſchiffung der Nordweſtküſten von Amerika in einer Strecke von mehr als 1200 Seemeilen jederzeit ihren Werth behaupten. Cook hatte während derſelben, wie auf ſeiner erſten Reiſe, wieder mehr Land entdeckt und aufgenommen, als je ein anderer vor ihm. Ich leugne nicht, daß ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe und die Vervollkommnung dieſer Wiſſenſchaft überhaupt, inſofern man ſie in unſern Zeiten auf die Schifffahrt anzuwenden gelernt hat, ihm das große Geſchäft erleichtern halfen; allein wie zahlreich, ja wie allgemein ſind die Beiſpiele nicht, wo der Seefahrer auch die Mittel, die er wirklich in Händen hatte, ungenutzt liegen ließ, weil es ihm an Fleiß, an Muth, an Geduld, an Vorſicht, an Gegenwart des Geiſtes und vor Allen, an der Haupteigenſchaft des Entdeckers, am innern Forſchungstriebe gebrach? Die Küſte, die nicht Gold und Silber zeigte, oder einen Reichthum ſeltner Naturprodukte darbot, blieb unerforſcht, wenn ſie auch oft befahren ward.

Cook's letzte Reiſe vollendete gleichſam die Kenntniß von Amerika, die bis dahin ſo unvollkommen geweſen war, und zu ſo vielen Träumen von ſchiffbaren Durchfahrten Anlaß gegeben hatte. Was jetzt im äußerſten Norden unbeſchifft iſt, möchte dem europäiſchen Durſt nach Kenntniſſen wohl noch lange verholen bleiben, weil es des Eiſes wegen nicht befahren werden kann. Allein wenn gleich die Hoffnung jenes kürzeren Weges nach Indien, den man durch's Eismeer finden wollte, nunmehr gänzlich verſchwunden iſt, ſo behält doch die Entdeckung der ganzen nordweſtlichen Gegend von Amerika, vom Nutka-Sunde bis zur Halbinſel Alaska, ſelbſt für den Handel die größte Wichtigkeit; weit mehr vielleicht, als wenn es unſerm Seemann gelungen wäre, ſich zwiſchen Eisfeldern und Sandbänken hindurch einen Rückweg aus dem kamtſchatkiſchen Meer ins Eismeer zu bahnen, auf welchem doch hernach kein Anderer es hätte wagen dürfen, nach Indien zu ſchiffen. Uebrigens iſt es für die Geo-

graphie ſo wichtig, als für Behring's Andenken rühmlich, daß Cook die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika gerade an der Stelle fand, wo jener ſie zuerſt angegeben hatte. Wie viele Schriftſteller, die ihren Lieblingsideen nachhingen, hatten nicht ſchon Behring's Entdeckungen verdächtig zu machen geſucht, und dem ruſſiſchen Reiche etwa 20 Grade der Länge von ſeinen öſtlichen Wüſteneien ſtreitig gemacht, um nur Raum genug zwiſchen beiden Welttheilen zu laſſen oder mit dem neuen nach Gutdünken ſchalten zu können! Einige der hitzigſten ließen ſich ſogar verlauten, daß man in Rußland durch erdichtete Nachrichten die Welt gefliſſentlich zu hintergehen ſuche, um deſto ungeſtörter gewiſſe politiſche Endzwecke erreichen zu können. Es herrſchte zwar in dieſer Aeußerung der Freiheitsgeiſt, der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geziemt; allein das edelſte Geſchenk einer republikaniſchen Erziehung, die Freimüthigkeit, wird entehrt, wenn Mangel an Beurtheilung oder kurzſichtiges Vorurtheil ſie begleitet. Jener Vorwurf konnte am wenigſten diejenigen treffen, die lediglich aus gar zu großer Bereitwilligkeit, die erſten Nachrichten vom neuen nordiſchen Archipelagus mitzutheilen, in der Lage dieſer Inſeln beinah um 10 Grade der Breite irrten. Spanien hätte ihn eher verdient, welches ſeine Reiſen ins ſtille Meer nach Taheiti, und längs der Küſte von Amerika über Californien hinaus, ſorgfältig verheimlicht. Indeß iſt ein Tagebuch von der letztern, unter Don Bruno de Heceta im Jahr 1775 veranſtalteten Reiſe in England ans Licht gekommen*), deſſen Verfaſſer, Don Franciſco Antonio Maurelle, ſich viel darauf zu gute thut, daß er bis zum 58. Grad der Breite gekommen iſt. Auf dieſer und einer noch früheren ſpaniſchen Fahrt wurden an der Küſte, die Cook der Stürme wegen vermied, einige Häfen entdeckt; und ſo ſcheint das kleine Fünkchen des Entdeckungsgeiſtes, welches die unſterblichen Bemühungen dieſes Mannes auch in jener in Lethargie verſunkenen Nation angezündet hatten, nicht ganz verloren gegangen zu ſein.

Wenn man ſeine drei großen Reiſen in Verbindung mit einander betrachtet, ſo machen ſie ein Ganzes aus, welches alle unbekannten Regionen der Geographie, ſo weit ſie Schiffen zu-

---

*) S. Barrington's Miscellanies, p. 508. Geſchichte der Entd. und Schiffahrten im Norden. S. 521. Von den ſpaniſchen Reiſen nach O-Taheiti folgt in dieſer Sammlung eine authentiſche Nachricht.

gänglich waren, in ſich begreift, und zuverläßige Entdeckungen, die ſich im Norden und Süden über den 70. Grad erſtrecken, an ihre Stelle ſetzt. Künftig können einzelne Inſelchen im ſtillen Meere entdeckt, die Lagen einiger früher geſehenen beſtimmt, und in Neuſeeland, Neuholland und Neualbion Plane von Häfen aufgenommen werden, die Cook entweder nicht beſucht, oder deren Eingang er nur angegeben hat; allein Entdeckungen von großem Umfang können nicht mehr Statt finden, und der Erdball iſt nunmehr von einem Ende zum andern bekannt. Wer einen Blick auf die Karte wirft und die Veränderung in der Erdkunde bemerkt, die Eines Mannes Forſchbegier bewirkte, wird der noch einen Augenblick zweifeln können, daß unſer Jahrhundert ſich in ſeiner Größe mit jedem Zeitalter meſſen darf?

---

2. Anordnung.

Es iſt an ſich ſchon ein großes Schauſpiel, wenn ein Mann von Cook's thätigem, durchdringendem Geiſte auftritt, und in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren die Kinder und die Erwachſenen des geſitteten und des rohen Welttheils ſeinen Namen mit Bewunderung nennen lehrt. Je mehr man ſich aber mit in das Ganze menſchlicher Angelegenheiten verwebt und dieſe mit ſich verbunden fühlt, je inniger man an den größeren Ereigniſſen Antheil nimmt, von denen man Einfluß auf die jetzt lebenden und künftigen Geſchlechter der Erde erwartet; deſto wichtiger und intereſſanter wird es, den Gang eines großen Geiſtes näher zu betrachten, inſofern die Urſache der Begebenheiten, die ſich nur durch ihn ereigneten, auch großentheils in ihm zu ſuchen iſt. Unternehmungen von ſo großem Umfange, wie Cook's Entdeckungsreiſen, deren genauer Zuſammenhang am Tage liegt und deren Begebenheiten ſich unmittelbar auf einander beziehen; Unternehmungen, wo ein Schritt den andern vorbereitete und jede Entdeckung ſogleich angewendet werden konnte, um neue darauf zu gründen, können ihren glücklichen Erfolg nur einem wohldurchdachten Plane verdanken. Ich rede nicht von einem Reiſeplan, wie ihn der Miniſter auf der Karte entwirft. Was iſt leichter, als dort die unerhörteſten Laufbahnen vorzuzeichnen, wo die goldne Reißfeder an keiner Klippe ſcheitern kann und der papierne Ocean keine Wellen ſchlägt! Wer einigermaßen merkt,

was zur zweckmäßigen Ausführung einer wahren Entdeckungsreiſe gehört, wird ſich bald von dieſem Zeichner wegwenden, um den Mann aufzuſuchen, der die Seele des ganzen Unternehmens iſt, der Alles ſelbſt thut und mit eigenen Augen ſieht, der die Zukunft durchdringt und Begebenheiten berechnet, der aber auch, mitten unter den zahlloſen Geſchäften, denen er ſeine Zeit und ſeine Denkkraft widmen muß, im prüfenden Augenblick der Entſcheidung, ſein ſelbſt ganz mächtig, mit feſter Hand das Ruder führt.

Man müßte ſelbſt ein zweiter Cook ſein, um die Anordnung einer Entdeckungsfahrt ſo nachzubilden, wie er ſie ſich dachte. Hier können alſo nur einige Elementarſtriche den richtigen Geſichtspunkt bezeichnen, aus welchem man den außerordentlichen Seefahrer beurtheilen muß, um den Werth desjenigen, was er geleiſtet hat, in ſeiner ganzen Größe zu erkennen und nicht, wie wohl zuweilen aus Uebereilung geſchah, mehr als die Billigkeit erlaubt, von ihm zu fordern. Schon Bougainville beklagte ſich, daß ihn ſeine Landsleute nicht blos mit müßigen Fragen unaufhörlich gequält und keine Antwort abgewartet, ſondern daß ſich auch Spötter gefunden hätten, denen es unbegreiflich vorgekommen wäre, wie man die Welt umſchifft haben könne, ohne in China geweſen zu ſein. Doch dieſen mißlungenen Spott verzeiht man einem Volke gern, das ſeine Fehler durch Witz wieder gut macht. Wir kennen ähnliche Beiſpiele von vorſchneller, doch unſchädlicher Fragſeligkeit, und haben ernſthaft geantwortet, wenn man uns ernſthaft fragte: „ob die Inſel O-Taheiti zum feſten Lande gehöre?“ und „auf welcher von ſeinen Reiſen Cook geſtorben ſei?“ Wir kennen aber auch eine Klaſſe von beiſſenden Fragen, welche ſich von den franzöſiſchen eben ſo unterſcheiden, wie unſere Ariſtarchen jenen an Vielwiſſerei überlegen ſind und ſich dünken laſſen, Horazens nil admirari ſei für ſie eine Vollmacht, alles Große verkleinern zu dürfen. Sie, die Weiſen unſers Jahrzehends, wiſſen Alles beſſer, denn ſie wiſſen Alles voraus, und ſpotten des Entdeckers, dem dieſe hehre Divinationsgabe fehlt. Sie hätten überall mehr Klarheit und Gewißheit verbreitet; von Allem hätte man durch ſie erfahren, was ſie — zuvor gewußt, und ſo wie ſie es verlangt, geſehen haben würden. Sie wären von ihren Entdeckungen nicht ſo frühzeitig hinweggeeilt, ſie hätten nicht ſo manche ſchöne Gelegenheit verſäumt, nicht ſo Vieles unergründet gelaſſen; ſie hät-

ten mehr und größere Dinge geleiſtet, mit einem Wort, es klüger gemacht, als der gute Cook. Bei dieſen und ähnlichen Verweiſen, welche die Philoſophie im Lehnſtuhl dem Entdecker ertheilt, muß er freilich betroffen ſchweigen, oder höchſtens dem Dichter ganz leiſe nachſprechen:

— ad haec ego naribus uti
formido.

Statt aller Antwort wollen wir unſere Leſer an Bord führen, um ſie dort mit einigen nautiſchen Verhältniſſen bekannt zu machen.

Die Wahl der Schiffe, die zu langen und gefährlichen Reiſen die tauglichſten ſind, iſt das erſte in der Reihe der Anſtalten, wodurch ein Mann wie Cook für den guten Ausgang ſeines Vorhabens ſorgt. Byron und Wallis, als wirkliche Capitaine in der Flotte, hätten es erniedrigend oder wenigſtens höchſt ungemächlich gefunden, ein geringeres Kriegsſchiff als von 40 Kanonen zu führen. Für den Entdecker ſind indeß die Schiffe von dieſem Range in mehr als einem Betracht ſehr unbequem. Ihre Beſatzung, die an 400 Mann ſtark ſein muß, richtet kaum ſo viel aus, als in einem kleineren Schiffe der vierte Theil und läßt ſich weder ſo ſchnell überſehen, noch ſo leicht regieren. Von den Erfriſchungsorten, die Cook zu ſeinen Abſichten vortrefflich, und ſeinem Schiffsvolke angemeſſen fand, wären die meiſten unzureichend für die Bedürfniſſe einer zahlreicheren Mannſchaft geweſen, und ſchon um dieſer einzigen Urſache willen hätte er in einem größeren Schiffe ſeinen Endzweck verfehlt. Selbſt der Mundvorrath, der von England mitgenommen wird, kann wegen der Bauart jener größeren Fahrzeuge, die zu ſchnellen Evolutionen, zum Angriff und andern Abſichten des Seekriegs eingerichtet ſind, nicht in gehöriger Menge geladen werden, um eine langwierige Fahrt zu geſtatten. Daher eilten Cook's Vorgänger, ihren Kreislauf um die Erde innerhalb zweier Jahre zu vollenden, anſtatt, wie Er, den Namen Entdecker verdienen zu wollen. Ihn aber hatte die Erfahrung zu dieſen Begriffen geleitet, die einem gewöhnlichen Seecapitain auf ſeiner Station, es ſei im Kriege oder Frieden, umſoweniger einfallen können, da ſeine Flotte jederzeit durch eigene Proviantſchiffe verſorgt werden muß. Die Fahrzeuge, welche in England zum Küſtenhandel und hauptſächlich zum Transport der Kohlen aus Northumber-

land nach London beſtimmt ſind, müſſen nicht nur ſehr geräumig ſein, um ihren Eigenthümern größern Vortheil zu bringen, ſondern auch wegen der ſtürmiſchen, mit Sandbänken ganz beſäeten Nordſee einen vorzüglich runden, oder vielmehr nach unterwärts platten Bau, und in der Zuſammenfügung große Stärke haben, um bei dem oft unvermeidlichen Stranden leicht und unbeſchädigt wieder flott werden zu können. Dieſe Art Schiffe, deren Vorzüge Cook am beſten kannte, weil er ſelbſt darin lange Zeit mit der mühſamen und gefährlichen Küſtenſchifffahrt, und mit dem Anblick von Schreckniſſen, die ſonſt der beherzteſte Seemann flieht, vertraut geworden war, ſuchte er ſich zu ſeinen großen Unternehmungen aus, weil er gewiß überzeugt war, daß man ſich in unbekannten Meeren ihnen ſicherer anvertrauen könne, als allen Kriegsſchiffen und Fregatten. Bei einer ſolchen Wahl genoß er überdies den weſentlichen Vortheil, ſo manche ſeichte Meeresgegend befahren und in manchem Hafen Schutz finden zu können, welche ein Schiff, das tiefer im Waſſer gegangen wäre, durchaus hätte vermeiden müſſen.

Cook ließ den Boden ſeiner Schiffe nicht mit Kupferplatten beſchlagen, womit man den Wurmfraß zu verhüten und den Gang des Schiffes zu beſchleunigen glaubt; denn man will bemerkt haben, daß die Fiſche ſich von ſolchen mit Kupfer beſchlagenen Schiffen entfernen; und Cook war es weit mehr darum zu thun, ſeinen Leuten keine Gelegenheit zu Erfriſchungen zu rauben, als ein paar tauſend Schritte mehr in einer Stunde zu laufen. Doch auch außer dieſer Bedenklichkeit, von der es noch nicht ausgemacht iſt, ob ſie wirklich gegründet ſei, bewog ihn eine wichtigere Urſache den Gebrauch des Kupfers zu vermeiden. Es iſt wahr, daß ſich auf einem kupfernen Boden kein Meergras, keine Eichelmuſcheln oder Seetulpen anſetzen, und alſo die glatte Oberfläche die Wellen leichter durchſchneidet und ein ſchnelleres Segeln bewirkt: allein allmälig frißt das Kupfer die eiſernen Ruderangeln an und bringt dadurch das Schiff in weſentliche Gefahr; denn ohne Ruder kann es nicht geſteuert werden, und doch läßt ſich in offener See der Schaden nicht ausbeſſern. Anſtatt des Kupfers bediente ſich Cook einer Art kleiner eiſerner Nägel, mit breiten Köpfen, welche er dicht neben einander in die Haut oder äußere Bedeckung des Schiffbodens einſchlagen ließ. In kurzer Zeit überzog der Roſt die kleinen Zwiſchenräume

zwiſchen den Nägeln und ſicherte das Schiff vor Würmern ſo vollkommen, als es Kupferplatten nur immer hätten thun können.

Die Ausrüſtung der Schiffe, und die Menge ſowohl als die Beſchaffenheit des Vorraths aller Art, beſchäftigten zunächſt die Aufmerkſamkeit des Capitains, ſo wenig auch dieſe Gegenſtände den gewöhnlichen Befehlshaber angehen, der ſein Schiff aus den Händen der Werft-Officianten völlig ausgerüſtet erhält, und es, wenigſtens in dieſem Falle für überflüßig hält, mehr als ſeine Pflicht zu thun. Als Anſon's Geſchwader im Jahr 1740 den Spaniern in Peru einen tödtlichen Streich verſetzen ſollte, mislang der große Anſchlag durch die Schuld der zweckloſen Ausrüſtung; und dieſe gerechte Klage rechtfertigte den Admiral. Wären Cook's Unternehmungen aus einem ähnlichen Grunde geſcheitert, ohne Zweifel hätte man ihn ebenfalls von aller Schuld völlig freigeſprochen; allein ſein Name wäre dann ſchwerlich auf die Nachwelt gekommen. Ich brauche wohl nicht erſt zu fragen, welches von beiden größer iſt: einen Vorwurf von ſich abwälzen, oder ſeine Maßregeln ſo ſicher nehmen, daß Alles gelingt und überhaupt kein Tadel ſtattfinden kann? In der That, wäre Cook nicht Kenner in dieſem Fache geweſen, hätte er nicht ſelbſt gewählt, und von jeder Art des Vorraths ſo viel als ihm nöthig dünkte, unter ſeinen Augen einſchiffen laſſen; wie hätte er auf drei- und mehrjährigen Reiſen, bei der Unmöglichkeit ſich wieder mit Anderm zu verſehen, ſo vielen Stürmen und Wettern Trotz bieten können? Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Vorräthe eines Schiffs, welches zur brittiſchen Flotte gehört, gewiſſen Officieren untergeben ſind. So hat der Equipagenmeiſter oder Lootſe (Master) die Oberaufſicht über die ganze Ladung. Der Oberbootsmann hat alles Tau- und Takelwerk, die Anker, die Segel und die Boote in Verwahrung; der Schiffszimmermann den Holzvorrath und das Eiſengeräth nebſt allem Zubehör; der Conſtabel die Kriegsmunition, der Wundarzt die Medicamente, endlich der Seckelmeiſter (purser), und deſſen Schreiber die Lebensmittel und die Kleidungsſtücke. Die Befehlshaber, welche auf Entdeckungsreiſen gingen, verwalteten gemeiniglich das einträgliche Seckelamt ſelbſt. Auch dieſes war eine der nothwendigſten Einrichtungen, wodurch der glückliche Erfolg der Reiſen geſichert ward, der ſonſt von den guten oder ſchlechten Anſtalten dieſes Beamten abgehangen hätte. Ein umſtändliches Verzeichniß von allen einzeln mitgenommenen Artikeln

würde uns zu weit führen, und ohne weitläuftigere Erläuterung zwecklos ſein. Hieher gehört nur noch die Bemerkung, daß in jedem Fache Cook's Erfahrung nicht nur über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der gewöhnlichen Vorräthe entſchied, ſondern auch mehrere Veränderungen veranlaßte und einige ganz neue, noch von keinem Schiffscapitain geführte Artikel in Gang brachte, welche ſeitdem zum Theil in der Flotte allgemein eingeführt worden ſind, zum Theil noch angenommen zu werden verdienten. Unter den beſondern Vorkehrungen aber, welche ganz ausſchließend für Entdeckungsreiſen gehören, verdient die folgende nicht ganz übergangen zu werden. Cook hatte auf ſeiner erſten Weltumſchiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als ſein Schiff, bei der Unterſuchung einer beträchtlichen, mit Untiefen umringten Seeküſte, geweſen wäre; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe ſo beſchädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denſelben zu mißlich ſein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge ſogar zur Rettung der geſammten Mannſchaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm, auf der zweiten und dritten Reiſe, in jedem Schiffe einen kleinen Schooner*) mitgegeben, deſſen Holzwerk ganz fertig gezimmert war, und erforderlichen Falls nur zuſammengefügt zu werden brauchte. Die Maſten, das Tauwerk und die Segel dieſer Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeſchifft worden; kurz, es fehlte nur an Gelegenheit, ſich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz dieſe Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müſſen, wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft ſind, daß auf dem Verdeck, zwiſchen dem großen und dem Fockmaſt, fünf große und kleine Boote ſtehen; daß die Seiten des Vordercaſtells mit ungeheuren Noth- und Buganker und anſehnlichen Strom- und Flußankern gleichſam bedeckt ſind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fäſſer iſt, wovon allein zuweilen 60 bis 70 mit Waſſer, eben ſo viel mit Sauerkraut und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind- und Schweinefleiſch, mit Mehl, Erbſen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt ſind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballaſt,

---

*) Ein Fahrzeug mit zwei Maſten, im gegenwärtigen Falle von 20 bis 30 Tonnen.

um das Schiff gehörig ins Waſſer zu ſenken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefſten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matroſenraume befindlich ſind: ſo erſtaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von 480 Tonnen, deren jede 44 Quadratfuß hält, noch 120 Menſchen Platz finden, oder, wenn dies begreiflich iſt, wie ſie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Koſt, bei ſteter Anſtrengung und allem Druck der härteſten Lebensart, geſund und gutes Muthes bleiben können? Vielleicht läßt ſich hier mit wenigen Worten zeigen, wie dieſe Beſatzung in dem ſchwimmenden Schloſſe vertheilt iſt.

Drei Maſten ruhen unmittelbar auf dem Kiele*) und ſtreben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelſte und vordere (Haupt- und Fockmaſt), jeder mit ſeinen zwei Verlängerungen (Mars- und Bramſtengen), ſind 70 bis 80 Fuß hoch und unten etwa Mannes dick. Der hinterſte oder Beſaanmaſt iſt kleiner und hat nur eine Verlängerung (die Kreuzſtenge). In ſchräger Richtung ſteigt vorn über dem Schiffsſchnabel das Bugſpriet, gleichſam als ein vierter Maſt hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Clüverbaum) verſehen iſt. Die Maſten werden durch ſtarke Taue unterſtützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Maſtkorbe herunter gehen und im erſten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beiſammen ſind, die Wände heißen, an denen man auf querübergebundenen Schnüren, welche die Sproſſen einer Leiter vorſtellen, hinaufſteigen kann. Jede Verlängerung des Maſtes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes ſteigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf ſtarken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmaſt geht. Dieſer Boden, oder in der Schifferſprache, dieſes halbe Verdeck, heißt auf Kriegsſchiffen das Quarterdeck (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffs, zwiſchen

*) Bei dieſer Beſchreibung nehme ich Rückſicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf ſeiner zweiten Reiſe begleitet habe, die Reſolution. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich gefliſſentlich ſo viel Kunſtwörter als möglich vermieden habe, da dieſe Beſchreibung nur für den Land- und Städtebewohner beſtimmt iſt.

dem Bugſpriet und dem Fockmaſt, und wird das Vorder-Caſtell genannt. Ungefähr ſechs Schuh tiefer als dieſe halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck, als ein vollkommener Boden, durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theil deſſelben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, deſſen Hauptzimmer (flate-room) oder die große Kajüte, das Hintertheil des Schiffs in ſeiner ganzen Breite von etwa ſieben Schritten einnimmt, und zu beiden Seiten mit einem kleinen bedeckten Altan (quarter-gallery) verſehen iſt. Vor dieſer Kajüte hat der Capitain ſein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finſtre Vorrathskammer. Die große Kajüte iſt das einzige helle Zimmer im Schiffe, in dem ſechs kleine Fenſter, jedes ungefähr drei Schuh hoch und zwei Schuh breit, nach hinten hinaus, dicht nebeneinander ſtehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man auf's Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabſteigt; und nur zu beiden Seiten ſind breterne Verſchläge für den erſten Lieutenant, den Aſtronomen, den Equipagenmeiſter und die Naturforſcher angebracht, die auch in dieſer Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, ſo, daß die letzten einen Würfel von ſechs Fuß vorſtellen, wo ein Bett, ein Kaſten und ein Schreibtiſch nur eben noch Platz für einen Feldſtuhl übrig laſſen. Das Fenſter dieſer Kajüte iſt eine Glasſcheibe von ſechs Zoll ins Gevierte, in einem ſtarken Rahmen, den man aber aus Furcht vor Ueberſchwemmungen nicht eher ausheben darf, als bis man ſich den Wendekreiſen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Caſtells hat, rechts und links, der Bootsmann und der Zimmermann ſeine Kajüte, und zwiſchen ihnen iſt die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf deſſen Hintertheil, zu beiden Seiten, die Kajüten des zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seeſoldaten, des Wundarztes und des Malers ſtehen. Zwiſchen denſelben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelſt eines großen Rades regiert werden. Vor dem Beſaanmaſt ſteht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere ſpeiſen, feſt auf's Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tiſchen geſchieht. Uebrigens ſteht man in dieſem Theil des Schiffs nie ganz aufrecht und ſieht nie anders, als bei brennenden Lich-

tern, außer, wenn das Wetter es erlaubt, zwei große Schieß-ſcharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fenſterchen; doch dürfen ſie, ſo lange das Schiff in See iſt, nie geöffnet werden, weil die Wellen faſt unaufhörlich drüber gehen. Der Conſtabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beiſammen, auf eben dieſem zweiten Verdeck, in Verſchlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute beſtimmt iſt, und ſein Licht nur von oben, durch die Luken erhält, durch welche man ein- und ausſteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs, unter der Küche, ſind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter dieſem zweiten Boden durchs ganze Schiff vertheilt; doch finden ſich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verſchläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bei der Menge der Fäſſer zuweilen doch unvermeidlich iſt, theils auch gewiſſe Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung ſicher ſtellen. So gibt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer.

Ohne viel darauf zu ſehen, daß das Schiff ſchnell wie eine Courierfregatte ſegeln möchte, hielt es Cook gleichwohl für nöthig, daß es wenigſtens ſo gut fortkäme, als es der Bau deſſelben erlaubte und, was weit wichtiger war, daß es gut am Winde läge, ſich ſchnell und ohne abzutreiben umlegen ließe*), und nicht heftiger von einer Seite zur andern rollte, als die unvermeidliche Gewalt der Wellen es mit ſich brächte. Seinem Auge entgingen aber auch die Urſachen der etwa hier vorkommenden Fehler nicht, und ſeine Erfahrung wußte ihnen abzuhelfen. Da

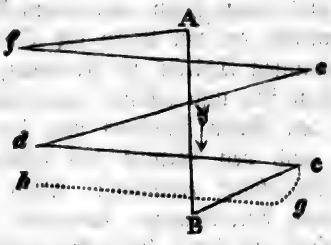
*) Wenn man ſich den Horizont in 32 gleichen Theilen denkt, ſo kann ein Schiff, welches gut am Winde liegt, vermöge einer ſchrägen Stellung der Segel, in einer Richtung fortgehen, die nur um ſechs ſolcher Theile von der Gegend, woher der Wind kommt, entfernt iſt; doch verliert es unvermerkt einen, ja manchmal wohl zwei ſolcher Theile, und geht alſo im Grunde nur $^7/_{32}$ oder $^8/_{32}$ vom Winde fort. Wenn man nun eine Strecke ſo fortgeſegelt iſt, ſo kann man ebenfalls von der andern Seite des Punkts, woher der Wind kommt, demſelben bis auf $^6/_{32}$ nahe kommen, und indem man wechſelsweiſe auf dieſen Annäherungslinien fortgeht, ſich auch einem Orte, der gerade gegen den Wind hinliegt,

die Vertheilung des Gewichtes im Schiffe großen Einfluß auf den Gang deſſelben hat, ſo mußten auf ſeinen Befehl verſchiedentlich Veränderungen vorgenommen werden, wodurch bald am Vordertheil, bald nach hinten zu, auf dieſer oder auf jener Seite, die Schwere vermehrt oder vermindert ward; ein Geſchäft, welches deſto mehr Geſchicklichkeit erfodert, je weniger dabei der allgemeine Plan der Ladung geſtört werden darf, damit man jederzeit bequem zu demjenigen Vorrath gelangen könne, welcher zum täglichen Verbrauch unentbehrlich iſt.

Ich habe das Auge des Seemannes erwähnt; und wer begreift nicht leicht, in wie vielen entſcheidenden Fällen auf ſeinen Blick im Ocean, ebenſo viel ankommt, als auf den Blick des Befehlshabers im Felde, wo ſich feindliche Heere begegnen? Die glückliche Bildung des Organs, welches die Lichtſtrahlen auffaßt, iſt zwar die Bedingung dieſer göttlichen Sehekunſt, aber nicht ſie ſelbſt; denn wie viel ſehende Augen gibt es nicht, die ihren Beſitzern zu weiter nichts dienen, als ſie auf ihren Tritten ſicher zu geleiten? Die Uebung von vielen Jahren kann ſie vervollkommnen, aber nicht hervorbringen; denn das Weſentliche dieſer Gabe beſteht in einem regen Beobachtungstrieb, der nach

---

nähern. Dieſe Art der Annäherung heißt das Laviren. Z. B. Wenn A der Punkt iſt, wohin man will, B der Ort des Schiffs, und AB die



Richtung des Windes, ſo kann dennoch das Schiff von B nach A kommen, indem es nach c, d, e und f lavirt. In dieſen Punkten muß es umlegen, das heißt, man läßt den Schiffſchnabel gegen den Wind gehen, und wieder auf der andern Seite, ſo viel als nöthig iſt, vom Winde abfallen, während daß die Segel anders geſtellt werden, um den Wind von der andern Seite aufzufangen. Ein Schiff, welches ſich nicht gut umlegen läßt, verliert wieder während des Umlegens, weil es von c bis g zurücktreibt, und kann alſo natürlich, anſtatt nach d zu kommen, nur h erreichen. Stürme, Windſtöße, Strömungen, Ebbe und Fluth, hohe Wogen u. dergl. machen Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Vervielfältigung der ſinnlichen Eindrücke ſtrebt, um dadurch ſchnell und ſicher zu richtigen Urtheilen und zum vollkommenſten Gebrauch der Sinne zu gelangen. Woher konnte es anders kommen, daß Cook, wie ich unzähligemal geſehen habe, wenn er auf's Verdeck geſtiegen war, gleich auf den erſten Blick in dem Walde von Seilen und Stricken, die einander in der Höhe durchkreuzen, eine oder die andere Leine gewahr wurde die entweder zu ſtark oder nicht genugſam angezogen, den ſchärferen Gang des Schiffs verhinderte; da doch der wachthabende Officier, ein Seemann von Erfahrung, ſchon mehre Stunden lang umhergeſehen, und dieſen Fehler nicht entdeckt hatte? Woran lag es ſonſt, daß ſo oft man Entfernungen vom Lande, Höhen der Berge und Felſen, und ähnliche Gegenſtände nach dem Auge beurtheilen wollte, Cook allemal der Wahrheit am nächſten rieth, und daß ſein Augenmaß nicht täuſchte, wenn es darauf ankam, den engen Eingang eines Hafens zu treffen, oder gar, wie in Huaheine, gegen den Wind hinein zu laviren? — Ich fürchte nicht, daß man dieſe einzelnen Züge, die ſo ganz das Gepräge des großen Seemannes tragen, hier am unrechten Orte finden wird. Einſt, wenn die Zeit wieder zerſtreuet haben wird, was wir jetzt mit ſo vieler Emſigkeit ſammlen, wird der gelehrte Antiquar Cook's wahre Größe an den Bruchſtücken erkennen, die er einzeln aus dem Schutt hervorzieht. Wiſſen doch einſichtsvolle Zergliederer aus einem Zahn oder einem Knochen, den man im innern Nordamerika an den Ufern des Ohiofluſſes fand, die Größe jenes unbekannten Thieres zu berechnen, deſſen Geſchlecht ſchon längſt erloſchen iſt; und erkennt man nicht an einem Fuß von Rieſenſtärke, den Sohn Jupiters und der Alkmene? Wie ſollte man nicht auch den Genius des Entdeckers an ſeinem durchdringenden Scharfblick erkennen? Doch wir müſſen ihn noch ferner in jenen Anordnungen betrachten, wodurch er ſich einen glücklichen Ausgang ſeiner Entdeckungsfahrten verſicherte.

Unter den Gegenſtänden ſeiner Vorſorge ſtehen ſeine Gefährten oben an. Menſchen ſind die ſtärkſten Triebfedern, die der größere Menſch in Bewegung ſetzt, und die Werkzeuge, wodurch er alles vollbringt. Von ihrer Auswahl und ihrer Erhaltung hängt alſo der Erfolg ſeiner Unternehmungen ab. Cook wählte zu ſeinen langwierigen Entdeckungsreiſen vor allen den Matroſen, der ſich ihm durch Geſchicklichkeit in allen Geſchäften ſeines Dienſtes, durch ſeinen abgehärteten, geſunden Körper und

ſein blühendes Alter empfahl. Der Mann mit Erfahrung und grauem Haare konnte bei ihm auf ein gewiſſes Zutrauen Anſpruch machen, und die Stellen eines Quartiermeiſters und Bootsmannsgehülfen erlangen, die zwar wenig oder nichts vor dem Dienſte des gemeinen Matroſen voraushaben, aber gleichwohl mehr Einſicht und Ernſt erfordern. Ein im Dienſte grau gewordener Seemann iſt in der That nicht minder ehrwürdig, als der alte Krieger, und hat noch einen Kampf mehr, nämlich mit den Schreckniſſen und Todesgefahren des furchtbarſten Elementes beſtanden. Mit 45 ſolchen auserleſenen Matroſen, 18 Seeſoldaten, und noch etwa zwölf ſubalternen Seeleuten, alſo mit 75 Mann, vollbrachte Cook ſeine größte und beſchwerlichſte Entdeckungsfahrt gegen den Südpol. Allein ſeine vorzügliche Stärke beſtand in der großen Anzahl brauchbarer Officiere, die er ſich von ſeinen Vorgeſetzten ausgewirkt hatte. Ungeachtet ſein Schiff nur 18 Kanonen führte, und folglich nach der gewöhnlichen Regel des Seedienſtes nur Einen Lieutenant haben ſollte, erhielt er deren drei, nebſt drei Lootſengehülfen oder Steuermännern (masters mates); und anſtatt zweier Seecadetten (midshipmen) durfte er ſechs beſolden, und noch mehre unbeſoldete mit ſich nehmen. Dieſe Einrichtung hatte bei der Ausführung ſeines großen Reiſeplans den weſentlichſten Nutzen. Es konnten nämlich, ohne das Schiff von Officieren zu entblößen, wenn es im Hafen lag, mehre Parteien zu gleicher Zeit, jede unter Aufſicht eines Officieres, in verſchiedenen Geſchäften ausgeſchickt werden, und es blieben jederzeit noch einige unbeſchäftigt, die ihre Erholungsſtunden zu Luſtpartien und Spatziergängen anwenden konnten. Allein der wichtigſte Vortheil dieſes neuen Verhältniſſes der Officiere zu der übrigen Beſatzung zeigte ſich zur See, in einer wohlthätigen Eintheilung der Wachen, die zugleich der Einſicht und der Menſchlichkeit ihres Urhebers Ehre macht. Auf allen Kauffahrern ſowohl, als auf Kriegsſchiffen, iſt das ganze Schiffsvolk nur in zwei Hälften vertheilt, wovon ſtets eine auf dem Verdeck den Dienſt verſieht, indeſſen die andere ruht. Auf engliſchen Schiffen löſen ſie einander ſiebenmal des Tages ab, ſodaß täglich eine Hälfte der Mannſchaft zehn, die andere aber 14 Stunden wacht. Noch beſchwerlicher ſcheint die holländiſche Einrichtung, nach welcher in 24 Stunden nur fünfmal abgelöſet wird, und wobei denn ein Theil der Mannſchaft acht, der andere gar 16 Stunden im Tage arbeiten muß. Cook hingegen

theilte ſein Schiffvolk in drei gleiche Theile, deren jede unter einem Lieutenant, einem Steuermann und einigen Seecadetten ſtand. Dadurch gewann er erſtlich, daß jedes Drittel nur um den dritten Tag zwölf Stunden lang Dienſte zu leiſten hatte; die beiden anderen Tage aber nur ſechs Stunden lang wachte; zweitens, daß die härteſte Wache, von Mitternacht bis vier Uhr Morgens auch nur in drei Tagen wieder an denſelben Mann kam, und endlich, daß die Zwiſchenräume der Ruhe mehrentheils doppelt ſo lange, als nach der gewöhnlichen Vertheilung ausfallen mußten, da man zwei Wachen hindurch verſchont blieb *). Ja dieſe Einrichtung war ſo reich an Vortheilen, daß jene ſchwere Mitternachtswache allemal den Theil des Schiffsvolks treffen mußte, der an demſelben Tage nur überhaupt ſechs Stunden lang diente. Wer von der Härte des Seedienſtes einen Begriff hat, wird ohne weiteren Commentar einſehen können, wie nothwendig dieſe Schonung auf langen Reiſen ſei. Allein dem Mittelländer fehlt dieſer Begriff, den nur das Anſchauen recht lebhaft erwecken kann. Wer malt ihm die täglichen Beſchäftigungen des Schiffsvolks, ſo treu verſinnlicht, daß er ſelbſt ein Urtheil fällen, und mit mir den ganzen Werth einer Einrichtung beherzigen könne, wodurch Cook einer ſo nützlichen Menſchenklaſſe die Mühſeligkeiten ihrer harten Lebensart erleichterte? Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder viermal angeſchlagen, ſo ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matroſenraum, und ſeine heiſere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Camera-

---

*) Der Tag des Seefahrers fängt um Mittag an. Von den ſieben Wachen, deren jede ihren eigenen Namen führt, ſind fünf vierſtündige, und die beiden andern zweiſtündig. Wenn ich die drei Abtheilungen der Mannſchaft mit A, B, C, bezeichne, wird man aus folgender Tabelle ſehen können, wie oft die Wache an eine jede kommt:

A.	0 bis	4 Uhr	N. M.	4 St.	Nachmittagswache.
B.	4 —	6 —	—	2 —	erſte Hundewache.
C.	6 —	8 —	—	2 —	zweite Hundewache.
A.	8 —	12 —	—	4 —	erſte Nachtwache.
B.	0 —	4 —	Morgens	4 —	Mittelwache.
C.	4 —	8 —	—	4 —	Morgenwache.
A.	8 —	12 —	—	4 —	Vormittagswache.

Augenſcheinlich fängt alſo B den nächſten Tag, und C den dritten an; A hat alſo an beiden Tagen nur eine zweiſtündige und eine vierſtündige Wache.

den abzulöſen. Beim zweiten Ruf muß alles auf den Beinen ſein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Caſtell, und am Steuerruder ein jeder ſeinen angewieſenen Poſten einnehmen. Der Ungeſtüm zweier Elemente, die faſt in unaufhörlicher Bewegung ſind, dringt mit vereinten Kräften auf ſie ein. Um ſich warm zu erhalten, laufen ſie beſtändig auf und ab, bis irgend ein Vorfall ſie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind ſeine Richtung, ſo werden die Segel nur anders geſtellt; ſteigt aber ſeine Heftigkeit, ſo müſſen ſie theils eingerefft *), theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieſer gefährlichen Verrichtung iſt ſchauderhaft, wenigſtens für jeden der es nicht gewohnt iſt, Menſchen ihr Leben auf das Spiel ſetzen zu ſehen. Sobald die unterſten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöſet und aufgezogen werden, brauſen die Winde darin, und ſchlagen es an Stange und Maſt, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matroſen ſogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Maſten hinan. Dort hängen in ſtarken Tauen die Segelſtangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befeſtigt, hängt ein ſchlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf dieſem Seil gehen ſechs bis acht Matroſen hurtig und mit ſichrem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußerſten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltſam hin und her ſchleudert, und das Seil unter ihren Füßen erſchüttert, trotz der ſchwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich ſtärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemeſſen, daß der Maſt zuweilen, bei ſehr hohler See, in einem Winkel von 38 Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa ſich in eine thürmende Welle tauchen ſehen. Der Matroſe am Ende einer Segelſtange, die gegen 50 Fuß hoch am Maſte hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bo-

---

*) Ein Segel einreffen, heißt einen Theil deſſelben über die Raa oder Segelſtange wickeln und feſtbinden, damit es kleiner werde. Während dieſer Arbeit wird die Raa herabgelaſſen, und ſobald eingerefft iſt, zieht man ſie wieder auf, und ſie hängt alsdann nicht ſo hoch als zuvor am Maſte. Man kann ein Marsſegel zwei auch dreimal reffen.

gen von 50 bis 60 Fuß geſchaukelt! Jetzt ſcheint er ins Meer hinabgeſchleudert zu werden; jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne ſich dieſe gewaltſamen Bewegungen anfechten zu laſſen, biegt er ſich über die Segelſtange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zuſammen, bindet es feſt, und vollendet dieſe gefahrvolle Arbeit mit ſeinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei dieſem, wie bei jedem andern Geſchäfte, iſt dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geſchicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieſer rühmliche Wetteifer liegt tief in ſeiner Seele, und iſt die Folge eines gewiſſen gemeinſchaftlichen Gefühls, welches dieſem Stande eigen iſt. Ihm muß es übrigens gleichgelten, ob die Sonne ihm dazu leuchte, oder ob er ſich, in der tiefſten Finſterniß der Nacht, blos auf das Taſten ſeiner harten Hände verlaſſen darf. Selbſt wenn der Sturm ein Segel zerriſſen hat, und mit den Stücken alles zerpeitſcht, ſcheut kein Matroſe die Gefahr von einem ſolchen Schlag getroffen zu werden, und rettet was zu retten iſt. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, ſitzt er mehre Stunden lang unbeweglich am höchſten Gipfel der Marsſtenge, und blickt aus dieſer einſamen, ſchwindlichmachenden Höhe wachſam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und iſt ungern freigebig mit dieſem Namen, ſo lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat ſelbſt ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm ſchaden, ſobald alle Segel eingezogen ſind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit feſt gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, ſicher daß kein Land in der Nähe ſei, mit wenigen Segeln ſchnell vor dem Sturm hinfliehen läßt *)? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küſte fährt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verſpricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Dieſe Gefahr trifft ihn indeß nur ſelten;

*) Dies wird nur in der Vorausſetzung geſagt, daß das Schiff dauerhaft gebaut ſei, und gut auf dem Waſſer ſchwimme. Wo dieſes nicht der Fall iſt, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn ſie von hinten hineinſchlägt, zerſchmettert werden, und in beiden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

Anſtrengung und Unannehmlichkeiten hingegen, ſind ſein tägliches Loos. Der Poſten am Steuerruder iſt einer der beſchwerlichſten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig ſtürmt, müſſen zwei Perſonen zugleich das Rad regieren, welches ſonſt für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen ſo mit ſich fortreißt, daß er in Lebensgefahr iſt. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungeſtüm iſt, ſo ſchlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptſächlich da, wo die Wache ſich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, ſich lachend über ihr Unglück tröſtet. Dieſe Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausſchließt, iſt ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat ſie gleich oft den Anſtrich eines kindiſchen Leichtſinnes, ſo grenzt ſie doch zuweilen an die wahre Philoſophie des Lebens, und iſt auch, wie dieſe, das Reſultat der Erfahrung und der Geſundheit. Die ſchnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See ſo oft erfährt, tragen vieles dazu bei, gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenſchein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo dieſe Hoffnung fehl ſchlägt, iſt das Beiſpiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuſchten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk faſt täglich von Kälte und Näſſe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannſchaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das hin- und herſegeln zwiſchen Eismaſſen, denen man öfters ausweichen mußte, nebſt vielem ſtürmiſchen Wetter, vollends alle Kräfte erſchöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne faſt immer vor unſern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unſerm Geiſte lag; — wenn da der Trübſinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, ſich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unſere Leute ſchweigen ſehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für ſie war; aber unverdroſſen und thätig blieben ſie immer, denn ihre Vorgeſetzten erduldeten bei Tag und

bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beſchwerden ihres harten Dienſtes. Der Officier blieb, durchnäßt und ſtarrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als ſeine Wache, und Cook ſelbſt genoß keine andre Speiſe als der gemeine Seemann. Eine Laſt wird leicht, und die Gefahr verſchwindet, wenn man ſie mit Andern theilt. Noch wirkſamer war aber das feſte Vertrauen des Volks auf die weiſe Führung ſeines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für ſeine Talente und ſeinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltſamkeit von allem ausſchließenden Genuß, theils unzählige Beiſpiele von ſeiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, ſtärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthuſiasmus. Ein Feſt, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein ſtärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu ſchneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte; ein Zug von Menſchlichkeit, wenn er ſeine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu laſſen, und viele kleine Nebenſachen dieſer Art, gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die ſelten ſo behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß ſeine Disciplin muſterhaft war, und dies vielleicht um ſo viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsſchiffen unter Cook's Commando verſetzt wurden, ſie gemeiniglich nicht ſtrenge genug fanden. Wie rühmlich iſt nicht dieſer Tadel für Cook? Wie ſchön iſt nicht dieſer Contraſt eines großen Mannes, der auch im Matroſen die Menſchheit ehrt, gegen jene Seedeſpoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkür für ihr höchſtes Geſetz zu halten? Allein auch nur der konnte am beſten für den Matroſen fühlen, der ſelbſt auf den unterſten Stufen des Seedienſtes das eiſerne Scepter ſolcher kleinen Tyrannen kennen und verabſcheuen gelernt hatte. Cook ſtrafte ſelten und ungern, nie ohne dringende Urſache und allemal mit Mäßigung. Er ſtörte nie die unſchuldige Freude ſeiner Mannſchaft; vielmehr munterte er ſie dazu auf, und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie ſie die traurige Gegend des Südpols verließen, und in der Annäherung zum heißen Erdſtrich den belebenden Einfluß einer wärmern Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inſeln wartete, und die Ausſicht,

dort mehr als einen Sinn, der jetzt ſo lange gefeiert hatte, zu vergnügen, verbreiteten oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abentheuerliche Tänze und ausgelaſſene Poſſenſpiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfingen, wurden im Mondenſchein oder auch im Finſtern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reiſe, welches gegen den Beſchluß unſeres Sommerzugs an ſich immer unerträglicher ward, ſchien, eben weil es zu Ende ging, weit weniger als ſonſt gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiſet ſein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein ſchönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genuſſes, deſſen der Menſch fähig iſt, aufwiegt. Wenn man mit eignen Augen geſehen hat, wie es gleichſam magiſch wirkt, daß Herzen, die vorhin in ſich gekehrt und gegen Jedermann verſchloſſen waren, ſich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinſchaftlichen Geiſte belebt: ſo kann man ſich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menſchengeſchlecht in warmen Ländern zuerſt gelingen mußte, den ſchönen Bund der Geſelligkeit zu errichten, und zu jenem höchſten Genuß ihres Daſeins hinanzuſteigen, der nur in der Freude Anderer zu finden iſt.

Die Rückkehr in mildere Zonen, und die Annäherung gegen einen bequemen Erfriſchungsort wirken aber nicht allein auf den Matroſen, auch die Officiere fühlen alsdann den Einfluß des wohlthätigen Geſtirns, und den innern Trieb ſich mitzutheilen, den die freudige Hoffnung ihnen einhaucht. Man würde ſich in der That ſehr irren, wenn man glaubte, daß eine Seereiſe, welche eine Anzahl Menſchen in den engen Bezirk eines Schiffs zuſammendrängt, ſie dadurch auch näher verbinde. Die Eigenthümlichkeit des Seelebens erzeugt vielmehr einen gewiſſen Grad von Ungeſelligkeit. Die wirkſamſte Urſache dieſer Vereinzelung und Zurückhaltung iſt ohne Zweifel die ſtrenge Subordination. Mehr als fünf oder ſechs Perſonen können, vermöge ihrer Verhältniſſe, nicht auf gleichen Fuß miteinander umgehen. Wie darf man, unter ſo Wenigen, auf den glücklichen Fall einer zur Vertraulichkeit und Freundſchaft einladenden Uebereinſtimmung rechnen, die überall, in den volkreichſten Städten, wie in den entlegenſten Dörfern, das ſeltenſte Geſchenk des Himmels iſt? Selbſt die geſellſchaftliche Unterhaltung, — um auf jenen höhern Genuß des Herzens Verzicht zu thun, — wird durch

den engen Kreis, in welchem man ſie ſuchen muß, geſtört und eingeſchränkt. Zwar ſieht man oft im Anfang einer Reiſe, zumal unter jungen Leuten, jene ungeſchliffene Familiarität entſtehen, die entweder Unerfahrenheit und Leichtſinn, oder Mangel eines edlen Selbſtgefühls verräth; doch eben dieſe betrügliche Grundlage macht, daß ſie ſehr vergänglich iſt. Wie leichte elektriſche Körper, ziehen ſie ſich, bis zum Augenblick der Berührung, heftig an, und ſtoßen einander dann nicht minder heftig zurück. Zu Schiffe fällt aber auch Alles weg, was in Städten den Umgang in vermiſchter Geſellſchaft erträglich oder wünſchenswerth macht. Es iſt nicht genug, daß hier ſchlechterdings keine Auswahl und keine Abwechſelung ſtatt finden kann, denn dieſe Unbequemlichkeit empfindet man bisweilen auch zu Lande. Allein der ſtete Wechſel häuslicher und öffentlicher Begebenheiten, dieſe unerſchöpfliche Quelle der gleichgültigen Geſpräche, womit gewöhnliche Menſchen die Leere ihrer Erholungsſtunden ausfüllen, iſt für den Seemann verloren, ſobald er der Küſte den Rücken kehrt. Wenige Wochen erſchöpfen den kleinen Vorrath von eigenen Abentheuern, Anekdoten und luſtigen oder witzigen Einfällen, die jeder vorzubringen weiß, und deren zweite, dritte Wiederholung man nur noch eben ohne Gähnen hört. Sobald ein jeder alle dieſe Erzählungen auswendig weiß, verſtummt die Tiſchgeſellſchaft, oder man hört wenigſtens nichts, als einige Alltagsbetrachtungen über Wind und Wetter. Was die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Seefahrer noch unanmuthiger macht, iſt die unvermeidliche Nothwendigkeit eines gemeinſchaftlichen Aufenthaltes. Es gibt einen beſtimmten Geſichtspunkt ſelbſt für wahre Größe. Sowie man dem Meiſterſtück eines Phidias nicht zu nahe treten kann, ohne den Eindruck des Ganzen zu ſchwächen, und ſich mit einem anſcheinenden Misverhältniß zu täuſchen; ſo muß man oft den Helden aus einer gewiſſen Entfernung betrachten, um nicht die Schwächen der Menſchheit an ihm gewahr zu werden. Je tiefer man nun vom Helden zum gewöhnlichen Menſchen hinabſteigt, deſto ekelhafter iſt der Anblick ſeiner dem Auge zu nahe gerückten Geſtalt. Bei dem lebhafteſten Sinn für geſellige Freuden, würden dennoch die meiſten in unzähligen Fällen ihnen weit lieber entſagen, als die Bedingung eingehen, mit denſelben Perſonen, deren Umgang ihnen von Zeit zu Zeit die angenehmſte Unterhaltung gewährt, immer fort in einem Hauſe zu wohnen, und in demſelben Zimmer zu ſchlafen. Man

denke ſich, um dieſes Bild zu vollenden, die engen Behältniſſe, die ich vorhin beſchrieb; die tauſend kleinen Bequemlichkeiten, die dem Städtebewohner zu Bedürfniſſen geworden ſind, und die man zur See entbehren muß; endlich die Sitten mancher Seeleute, und die Unmöglichkeit einander zu vermeiden, ohne ſich einzuſchließen, oder in die Hangmatte *) zu werfen; ſo hat man den Schlüſſel zu jener ſo oft an Seefahrern bemerkten Ungeläufigkeit der Zunge, und zu ihrer mürriſchen Verſchloſſenheit. Man begreift aber auch, wie ſelbſt ein edler junger Mann, vom lebhafteſten Charakter, Zeit gewinnen konnte, während Cook's erſter Reiſe die Tafeln zum aſtronomiſchen Kalender auf zwei Jahre zu berechnen **).

Wenn jene Stille unterbrochen wird, ſo geſchieht es mehrentheils durch das entgegengeſetzte Extrem einer lärmenden und tobenden Fröhlichkeit, wozu die feierliche Begehung gewiſſer Feſttage den nächſten Anlaß gibt, weil ſie die verſchiedenen Klaſſen von Officieren in größere Geſellſchaften vereinigt. Das Weihnachtsfeſt und zuweilen auch des Königs Geburtsfeſt waren ſolche Tage. Cook bewirthete dann 12 bis 14 Officiere, und ein Lieutenant machte die Honneurs einer zweiten Tafel, zu welcher alle Unterofficiere des Schiffs gezogen wurden. Auch der gemeine Matroſe ward bei dieſer Gelegenheit nicht verſäumt; und wenn doppelte Portionen ſeines Branntweins ihm nicht Genüge thaten, ſo wußte er mit einem Vorrath, den er ſeinem Munde ganze Monate lang vorher entzogen hatte, das Feſt nach altem

---

*) Ein Stück Segeltuch, ſechs bis ſieben Fuß lang, vier bis fünf Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden iſt, um ſie damit an zwei Seiten in kleine, an den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Dieſer Beutel iſt das Bett des Seemannes, und ſchnürt ſich um Kopf und Leib ſehr enge zuſammen, weshalb man ihn vermittelſt eines kurzen Stocks, oder eines halbmondförmigen Holzes, oben und unten auseinander ſpannt. Die Officiere ſchlafen gemeiniglich in viereckigen leinenen Kaſten, worin ein Rahm mit Gurten liegt, der aber wie jener Beutel aufgehängt wird. Jenes iſt die gewöhnliche Hangmatte; dies heißt bei Engländern und Holländern Cot. S. Capt. Müller's vortreffliche Zuſätze zu der Abhandlung von Schiffen im Hannöv. Magazin.

**) Dies that Capitain Clerke, der damals Steuermann oder Lootſengehülfe war. S. J. R. Forſter's Geſchichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. S. 467.

Brauche zu begehen und die Gefahren der Reiſe, ja die ganze Welt und ſich ſelbſt, zu vergeſſen. Conſequenter, wenn gleich nicht weiſer, als ſeine Vorgeſetzten, die ſich zum Theil ihrer rauſchenden Ausſchweifung ſchämten, hatte er ſich im Voraus darauf gefreut, und noch lange nachher blieb ihm die Erinnerung daran eine Loſung zur Freude. Offen für alle Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks, kennt er die Qual des Nachdenkens nicht; und mitten unter 70 bis 80 Menſchen ſeines Gleichen fühlt er weder die Einſchränkung, noch den Mangel der Geſellſchaft, der ſeinem Officiere ſo läſtig fällt. Der gröbſte ſinnliche Genuß iſt der Sold, um welchen er mit unüberwindlicher Anſtrengung und deſto hartnäckigerem Beharren dient, je gewiſſer er überzeugt iſt, daß ihm dieſer Lohn nach wenigen Wochen, höchſtens Monaten, nicht entgehen kann. Sein ganzes Leben, ein unaufhörlicher Wechſel von mühſeligen Schifffahrten zum üppigen Aufenthalt des Hafens, bürgt ihm für die Wahrheit des Satzes, daß er jede Freude, wofür er Sinn hat, mit Arbeit erkaufen kann; und dieſer Schluß, der kühnſte Flug ſeiner Vernunft, haftet feſt in ſeiner Seele. Wir können das Loos der Menſchheit beklagen, die es zufrieden ſein muß, um dieſen unwürdigen Preis ihre Kräfte zu verſchwenden; allein wir müſſen den wackern Kämpfer ehren, der ihn erarbeitet, und nur den Müßiggänger verachten, der Lüſternheit ohne Thatkraft beſitzt, und ſchamlos genießt, was er nie erwerben kann. Wie erhaben und geiſtig aber auch der Genuß immer ſei, den wir an die Stelle dieſes thieriſchen ſetzen, und unſeres Erringens werth achten mögen; ſo beſteht dennoch die vollkommenſte Art unſeres Daſeins, nach den ewigen Geſetzen der Natur, wechſelsweiſe im Sammeln und Zerſtreuen unſerer Kräfte. Nur die Zwiſchenräume der Ruhe und Labung erquicken und ſtärken den erſchöpften Arbeiter zum Kampfe mit neuen Beſchwerden; und von dem richtigen Verhältniß zwiſchen Handlung und Erholung hängt ſogar die Dauer unſeres Lebens ab. Je härter die Anſtrengung war, deſto ſüßer iſt der darauf folgende Genuß, und wir können hinzuſetzen, daß er deſto unentbehrlicher ſei, je ſicherer man darauf gerechnet hat. Die Erfahrung lehrt unwiderſprechlich, daß die Menſchheit unter einer unerträglichen Bürde entweder völlig erliegt, oder ſie mit gerechtem Unwillen abſchüttelt. Im erſtern Falle wird die menſchliche Natur bis in ihre Grundfeſten erſchüttert, die wenigen Tage des Lebens werden noch verkürzt,

die organiſche Kraft wird unwiederbringlich geſchwächt; ihr Gebilde verliert ſein göttliches Ebenmaß, und erlangt nie ſeine volle Größe und Stärke. Man ſehe fünf elende Negerſklaven, oder eben ſo viel noch unglücklichere nordiſche Leibeigene, eingeſchrumpft, erſchlafft und kraftlos, mit Mühe eine Laſt bewegen, die ein Deutſcher oder Engländer im vollen Genuß ſeiner Kräfte rüſtig davon trägt! Wo hingegen der Unterdrückte noch nicht gänzlich entkräftet iſt, da kann ein Funke des Selbſtgefühls noch Zunder in ihm finden, und eine Flamme erwecken, die ſeinen Tyrannen verzehrt. Selbſt ein vortrefflicher Probus ward das Opfer ſeiner ergrimmten Legionen, als er die Austrocknung der Sirmiſchen Sümpfe, an einem brennenden Sommertage, mit unmenſchlicher Härte betrieb *).

Wenn man die Lebensart der Seefahrer in obiger Rückſicht betrachtet; ſo ſcheint ſie mit einer dauerhaften Geſundheit und einem ziemlich hohen Alter wohl beſtehen zu können. Noch mehr; wenn die Zeitpunkte der Erfriſchung nur nicht zu weit von einander entfernt ſind; wenn man den Krankheiten vorbeugen kann, welche von der harten Schiffskoſt und dem ungeſunden Aufenthalt im Schiffsraume bei der geringſten Vernachläſſigung ſo leicht entſtehen, ſo würden vielleicht Entdeckungsreiſen vor allen andern zur Erhaltung der Mannſchaft die zweckmäßigſten ſein, weil man von den minder geſitteten Völkern des Südmeeres jene ſtarken Getränke nicht erhält, deren Mißbrauch in europäiſchen Beſitzungen für den Seemann ſo nachtheilige Folgen hat. Selbſt die Ausſchweifungen, denen er ſich in den Armen einer Venus Pandemos ſo gern überläßt, laſſen dort nicht den tödtlichen Stachel zurück, den das Verderbniß großer Städte ſo furchtbar macht. Das Gift der Seuche iſt dort, wegen der ſtärkeren Ausdünſtung, und der geſunden Pflanzenſpeiſe weniger als anderwärts gefährlich.

Cook wußte aber nicht nur zwiſchen der Dauer ſeiner Entdeckungszüge und den Kräften ſeiner Untergebenen ein richtiges Verhältniß zu beobachten; ſondern er ſorgte auch, wie ich ſchon gezeigt habe, durch eine beſſere Eintheilung der Wachen dafür, daß die täglichen Zwiſchenräume der Ruhe länger als die Arbeitsſtunden währten. Ungeachtet jedesmal nur 25 Mann aufzogen, waren ſie gleichwohl hinreichend, alle gewöhnlichen Verrichtungen

---

*) Hist. Aug. Script. p. 241.

des Tages zu beſtreiten. Früh Morgens bei Sonnenaufgang wuſchen ſie das Verdeck, theils der Reinlichkeit wegen, theils um die gar zu heftige Austrocknung im heißen Erdſtrich, und das daraus erfolgende Leckwerden zu verhüten. Um acht Uhr ging, wenn nichts Außerordentliches vorfiel, die ganze Wache, bis auf einen Quartiermeiſter und einen Mann am Steuerruder, zum Frühſtück, welches aus Weizengrütze beſtand. Der Vormittag ging insgemein damit hin, daß Fäſſer mit Lebensmitteln zum Verbrauch aus dem Schiffsraum hervorgezogen, und ledige an ihre Stelle hinuntergeſchickt wurden. Zwiſchen 11 und 12 Uhr kam der Schiffsſchreiber auf das Verdeck, um jeder Cameradſchaft ihre tägliche Portion Branntwein, und zwar, damit ſie keine verkehrte Wirkung in den Köpfen hervorbringen möchte, bereits mit Waſſer gehörig verdünnt, zuzutheilen. Außerdem aber war es Jedermann erlaubt, aus einer offenen Tonne auf dem Verdeck ſo viel Waſſer als er wollte, zu trinken, doch ohne einen Tropfen zu einem andern Gebrauch mit ſich forttragen zu dürfen. Durch dieſe vortreffliche Einrichtung ſorgte Cook zu gleicher Zeit für die Geſundheit ſeiner Leute, und verhinderte die Verſchwendung eines ſo nothwendigen Vorraths. Sobald die Polhöhe oder die Uhr die Mittagsſtunde beſtimmt hatte, war das Geläute der Schiffsglocke ein Signal, das Mittagseſſen aus der Küche zu holen. Die ganze Mannſchaft iſt gewöhnlich in kleine Tiſchgeſellſchaften oder Cameradſchaften (messes) von drei oder vier Perſonen abgetheilt, wovon einer wöchentlich das Amt übernimmt, die Portionen Eſſen und Trinken für ſeine Tiſchgenoſſen in Empfang zu nehmen. Daher ſind auch die Stücken Fleiſch ſchon ſo zugeſchnitten, daß die Größe derſelben der Anzahl der Perſonen in jeder Cameradſchaft angemeſſen iſt. An den vier Fleiſchtagen wird, außer der gewöhnlichen Erbsſuppe, worin Täfelchen von eingekochter Fleiſchbrühe zerlaſſen werden, um ſie nahrhafter zu machen, gepökeltes Rind- und Schweinefleiſch mit Sauerkraut gegeben. Mit dieſen wechſeln die Banianentage, denen der Matroſe, mit Anſpielung auf die Enthaltſamkeit der Indier von allem Fleiſche, dieſen Namen gibt, weil auch er alsdann, anſtatt des Fleiſches, nur einen harten Klos von Mehl bekommt. Der jedesmalige Wirth (caterer) einer jeden Cameradſchaft, hat, ſo lange ſeine Woche dauert, ein mühſames Amt, denn er muß dafür ſorgen, daß ſeine Tiſchgenoſſen ein gutes Stück Fleiſch bekommen, und daß

ihnen überhaupt an ihren Portionen nichts abgehe. Ein altes Herkommen gibt jeder Tiſchgeſellſchaft das Recht, die Nachläſſigkeit ihres Wirths zuerſt mit Schmälerung ſeines eigenen Antheils, dann aber auch mit dem Tagel, als dem Werkzeuge der ſummariſchen Juſtiz des Schiffraums, zu ahnden. Da es nun faſt unvermeidlich iſt, daß nicht von Zeit zu Zeit ein gar zu kleines Stück in der Tonne ſein ſollte, welches irgend einem zu Theil werden muß, ſo ergötzt ſich das Volk ziemlich oft an dem Schauſpiel einer ſolchen ſcherzhaften Execution. Während des Mittagsmahls bleiben wieder nur die Officiere, nebſt ein paar Leuten am Steuerruder, auf dem Verdeck. Der Nachmittag iſt gemeiniglich frei von Nebenarbeiten; am Abend wird das Waſchen des Verdecks wiederholt, und gegen acht Uhr verzehrt der Matroſe ſein frugales Abendbrod, welches mehrentheils aus bloßem Schiffszwieback, und dem Ueberreſte der Mittagsmahlzeit beſteht. Die nächtlichen Wachen bringen ihre Zeit mit Gehen zu, um ſich munter zu erhalten. Zu Schiffe wird aber überhaupt viel gegangen. Außer den geſetzten Zeiten, die Jedermann, wenn die Reihe ihn trifft, auf dem Verdecke zubringen muß, kommt ſowohl der Capitain als die meiſten Officiere täglich ein paar mal herauf, um ſich ein paar Stunden lang eine Bewegung zu machen. Unzähligemal habe ich mich auf dem Quarterdeck, welches höchſtens 24 Schritt lang iſt, mit 12 bis 14 Perſonen befunden, die paarweiſe hintereinander auf und ab ſpazierten, ſo, daß wir jedesmal beim 12. oder 15. Schritt umkehren mußten. Die Bewegung des Schiffs, welches theils von einer Seite zur andern rollt, theils mit dem Vordertheil bald ſinkt, bald ſteigt, macht einen eignen Gang nothwendig; man muß nämlich, um ſicher zu treten, mit gebogenem Knie und ziemlich weit auseinander geſetzten Füßen, ſich wechſelsweiſe auf einem und dem andern Beine wiegen, und gleichſam wie die Enten einherwatſcheln. Aechten Seefahrern wird dieſer Gang ſo ſehr zur Gewohnheit, daß ſie ihn auch zu Lande nicht ablegen können, wo er ihnen ein linkes Anſehen gibt, weil die Erde nicht unter ihren Tritten ausweicht, wie das Schiff. Die heftigen Bewegungen, welche die See dem Schiffe mittheilt, machen in der That eine Menge kleiner Vorkehrungen nöthig, wovon man zu Lande keinen Begriff haben kann. Alles Bewegliche muß befeſtigt werden; alle Gläſer uud Flaſchen nebſt Theetöpfen und Taſſen werden in Breter mit Einſchnitten gehängt. Selbſt die

Tiſchgeſellſchaft in der Kajüte bindet man auf ihren Stühlen feſt an den Tiſch, und wenn die Suppe gegeſſen wird, hält jeder den Teller frei in der Luft, und balancirt unaufhörlich damit, um das Ueberfließen zu verhüten Alle dieſe Fertigkeiten erwirbt man ſich indeß in kurzer Zeit, ja man lernt ſogar bei dem gewaltſamſten Schwanken des Schiffs, ſchreiben, zeichnen, und ſich raſiren. Nur das Toben eines Sturmes, wobei die Wogen ſich wie Berge thürmen, kann dieſe Beſchäftigungen unterbrechen, und die Spaziergänger vom Verdecke verſcheuchen.

Außer dieſer Unannehmlichkeit legt das ungeſtüme Wetter dem Matroſen auch eine neue Laſt auf, weil es öfters die vereinigten Kräfte der geſammten Mannſchaft erfordert. Wenn Segel eingerefft oder ganz eingezogen werden; wenn man das Schiff im Sturm umlegen, oder ſonſt ein Manoeuvre vornehmen will, welches eine ſchnelle und geſchickte Ausführung erfordert, ſo muß Jedermann (all hands), es ſei bei Tage oder bei Nacht, heraufkommen und Hand anlegen. Iſt die Lage des Schiffs im mindeſten gefährlich, ſo ruft man auch alle Officiere herbei, und der Befehlshaber iſt gemeiniglich der erſte, der in ſolchen Fällen auf das Verdeck kommt, da ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl, es ſei denn im Fall einer plötzlichen und dringenden Gefahr, Niemand das Schiff umlegen laſſen, oder die Richtung, in welcher es fortgeht, ändern darf. In offner See weiß man indeß wenig von ſolchen überraſchenden Ereigniſſen. Nur am Lande, nur an dieſem Ziele, dem der müde Seemann zuletzt ſo ſehnſuchtsvoll entgegenſieht, lauert die Gefahr im Hinterhalte; hier muß er oft mit vielen durchwachten Nächten, und mit Erduldung des härteſten Ungemachs, die Erfriſchungen des Hafens erringen.

In einer Gegend, wo Cook Land vermuthete, ließ er die Schiffe, wenn deren zwei zugleich unter ſeinem Befehl ſtanden, drei bis vier Seemeilen weit auseinander ſegeln, um ein deſto größeres Feld überſehen zu können, und wo möglich keine Entdeckung zu verfehlen. Grenzten ſeine Vermuthungen an Gewißheit, oder befand er ſich wirklich in der Nähe von bekannten Inſeln, ſo ließ er des Nachts ab und zu laviren, um nicht aus der Stelle zu kommen, die er am Abend unterſucht hatte. In Fällen aber, wo ihm viel daran gelegen war, keine Zeit zu verlieren, und ſo früh als möglich einen beſtimmten Ort zu erreichen, mußte ein Officier die ganze Nacht hindurch in einem

Boote einige Meilen weit vorausſegeln, und falls er Land erblickte, durch Raketen oder andere Feuerwerke Nachricht davon geben. Ich wage es nicht, die Regungen zu beſchreiben, die der wirkliche Anblick des Landes nach einer langwierigen Schifffahrt, ohne Ausnahme bei jedem Seefahrer erweckt. Sobald der Wächter im Maſtkorbe Land! ruft, ſteigen die Neugierigſten zu ihm hinauf; ſobald es aber vom Verdeck geſehen werden kann, bleibt Niemand mehr unten im Raume; ſelbſt Kranke kriechen alsdann hervor, und ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt nicht die Neugier allein, die ſie ſo unaufhaltſam antreibt, das Land mit eigenen Augen zu ſehen. Es liegt in der That ſchon etwas Erfriſchendes in dieſem bloßen Anblick, etwas, das den erſten Heißhunger des Verlangens ſtillt. Das Auge ruhet und genießt; und dieſer Genuß iſt Labung für den ganzen Menſchen, im weiteſten Umfang des Einfluſſes, den ſelbſt die ſtrengſten Aerzte den Geiſteskräften auf den Körper zugeſtehen. Je näher man kommt, deſto lebhafter wird das Intereſſe, durch die Menge der Gegenſtände, die man allmälig deutlicher unterſcheidet. Allein gerade dieſe Annäherung bringt den Seemann oft in große Verlegenheit. An einer unbekannten Küſte muß er verborgener Klippen und Untiefen gewärtig ſein, wogegen ihn nur die äußerſte Sorgfalt und Wachſamkeit ſchützen kann; und ſelbſt in völlig bekannten Gegenden, iſt nur eine Windſtille nöthig, um ſein Schiff dem Schwanken des Oceans preis zu geben, und in die augenſcheinlichſte Gefahr zu bringen, an die Küſte getrieben zu werden. Dieſe Schwierigkeiten, die mit jeder Entdeckung des Landes verbunden ſind, ſchrecken insgemein den Befehlshaber einer Entdeckungsreiſe von der genauen Unterſuchung der neuen Länder zurück. Sie fordern gerade die Miſchung von Erfahrung und Kühnheit, die Cook beſaß, wenn man ſich über ſie wegſetzen ſoll. Die Tagebücher ſeiner Reiſen ſind aber auch mit vielen Beiſpielen ausgefüllt, wo ihn der Eifer für die Erdkunde in die allergefährlichſten Lagen gebracht, und ſeine Schiffe mehr als einmal auf Riefe oder Klippen getrieben hat. Ich erinnere mich, auf der Reiſe, wo ich ihn begleitete, daß wir uns wenigſtens ſechsmal wegen einer Windſtille in der größten Gefahr befanden, an der Küſte zu ſcheitern; nämlich bei O=Taheiti, an den Riefen der freundſchaftlichen Eilande, zweimal unter den neuen Hebriden, und zweimal an der Küſte von Neucaledonien. Bei O=Taheiti kamen wir wirklich auf den Felſen zu ſitzen, und

es war ein Glück für uns, daß wir auf einem Korallenriefe, welches ſonſt gegen die Seeſeite hin ſteil wie eine Mauer in den Abgrund geht, einen Abſatz fanden, wo ein Anker in der Tiefe von etlichen 70 Klaftern liegen konnte. In dieſem Augenblick der allgemeinen Noth griff jeder, ohne Unterſchied des Ranges oder der Beſchäftigung, die ihm ſonſt zukam, zur Arbeit, um das Schiff vom Felſen hinab in tieferes Waſſer zu winden. Wundärzte, Sternkundige, Naturforſcher, Zeichner, lauter Leute, die ſonſt mit der Schiffsarbeit nichts zu thun haben, keichten an der Ankerwinde bei einer Hitze von mehr als 30 Graden.

Die Ankunft im Hafen macht den Arbeiten des Schiffsvolks nicht allemal ein Ende; im Gegentheil finden ſich alsdann eine Menge Verrichtungen, welche die anhaltendſte Anſtrengung erfordern, und wobei zuweilen viel zu wagen iſt. Die unvermeidliche Nothwendigkeit, gewiſſe Vorräthe, wie z. B. Holz und Waſſer, zu ergänzen, und das bei mißlichen Geſundheitsumſtänden oft nicht minder dringende Bedürfniß friſcher Lebensmittel, ſind zwar an ſich hinlängliche Bewegungsgründe, einen Hafen zu ſuchen; allein ſo wichtig ſie immer ſein mochten, und ſo ernſtlich Cook zu allen Zeiten darauf ſann, ſeine Mannſchaft geſund und muthig zu erhalten, ſo vergaß er doch nie den Zweck ſeiner Reiſe über die Mittel zur Erlangung deſſelben, und hütete ſich, dieſe Mittel je als Zweck anzuſehen. Das Entdeckungsgeſchäft blieb alſo auch alsdann noch ſein Hauptaugenmerk, wenn er am Lande Erfriſchungen ſuchen mußte. Wo ſeine Vorgänger, oder er ſelbſt, bei einem früheren Beſuch, im Fache der Geographie nichts nachzuholen übrig gelaſſen hatten, wie z. B. in den Societätsinſeln, da verweilte er nicht länger, als es die Erholung des Schiffvolkes unumgänglich erforderte. Wie eifrig er es ſich aber angelegen ſein ließ, während dieſes Aufenthaltes, von der innern Beſchaffenheit des Landes nähere Nachricht einzuſammeln, und mit dem Nationalcharakter der Einwohner vertrauter zu werden, davon gibt insbeſondere das Tagebuch ſeiner letzten Reiſe den redendſten Beweis. Nachdem Wallis und Bougainville, jeder ungefähr drei Wochen, Cook aber in der Endeavour, wegen des Durchgangs der Venus, volle drei Monate, und auf ſeiner zweiten Reiſe zu zwei verſchiedenen Jahreszeiten über 14 Tage in O-Taheiti zugebracht hatte, hielt er noch auf der dritten Reiſe die wichtige Nachleſe von den dortigen Sitten, Gebräuchen und Religionsbegriffen, die ſeine letz-

ten Aufſätze ſo lehrreich und unterhaltend macht. In der That iſt es offenbar, daß ſo vieler wiederholten Beſuche ungeachtet, unſere Kenntniß von jener Inſel noch jetzt ſehr unvollkommen ſein müſſe, und daß es auch ſchlechterdings unmöglich ſei, auf Entdeckungsreiſen, die einen beſtimmten Zweck haben, den ganzen Umfang aller Verhältniſſe eines jeden neuentdeckten Landes zu erſchöpfen. Ohne hier auf ein Beiſpiel zu verweiſen, welches uns nahe liegt; ohne zu erinnern, daß es die Beobachtung vieler Jahre und unzählige Hülfsmittel erfordert, um, ich will nicht ſagen, einen vollſtändigen Begriff von unſern Ländern zu erlangen, ſondern nur von einzelnen Gegenſtänden, wie Verfaſſung, Rechtspflege, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt eines europäiſchen Staates, genaue Nachrichten zu ſammeln; muß es Jedem auffallen, daß Unbekanntſchaft mit der Sprache jener Völkerſchaften in den meiſten Fällen dem Forſcher ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt. Dem Reiſenden bleibt unter dieſen Umſtänden weiter nichts übrig, als aufmerkſam zu beobachten, und das Geſehene treu zu erzählen. Alles was außer ſeinem Geſichtspunkte liegt, iſt ſo gut, als ob es noch nicht exiſtirte; wenigſtens ſind alle Nachrichten, die man aus dem Munde der Eingebornen erfährt, bei der Unvollkommenheit unſerer Sprachkenntniß, mehr oder weniger ſchwankend und unzuverläſſig, je mehr Beziehung ſie auf abſtrakte Begriffe oder auf Gegenſtände der Einbildungskraft und Logik haben. Die o-taheitiſche Götterlehre und Kosmogenie bleiben daher noch immer doppelt verſchleiert, einmal durch ihre eigenthümliche Ungereimtheit, und dann durch unſere fehlerhafte Auslegung. Doch dieſe Schwierigkeit beiſeite, wie viele Handlungen und Begebenheiten, welche die Hauptzüge zum Nationalgemälde liefern, können nicht ſtatt finden, ohne daß ſie ſich gerade während des kurzen Aufenthalts des Entdeckers ereignen? Cook war viermal in O-Taheiti geweſen, und dennoch ſah er erſt das letztemal ein Menſchenopfer, dieſen ſo äußerſt merkwürdigen Zug von der Grauſamkeit des Aberglaubens bei einem übrigens ſanftmüthigen Volke. Eben ſo verhält es ſich mit allen andern Gegenſtänden des Nachforſchens. Wenn man eine weit ausgebreitete Küſte, oder eine Inſel von beträchtlichem Umfange beſchifft, ſo ſchränken ſich alle Unterſuchungen auf die wenigen Anlandungspunkte ein; außer ihnen bleibt Alles, und hauptſächlich das Innere des Landes

unerforſcht. Wie läßt es ſich auch denken, daß man in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt in einigen Wochen, alle Produkte, ſelbſt nur jener kleinen Bezirke einſammeln könne, da jede Jahreszeit und faſt jeder Monat, ſeine beſondern Blüten und Früchte trägt, da Thiere, Vögel und Fiſche zu gewiſſen Zeiten ihre Wohnplätze verändern, und Inſekten während ihrer verſchiedenen Verwandlungsepochen oftmals von der Oberfläche der Erde verſchwinden? Allein der Entdecker ſoll ja nicht Topograph ſein; er hängt von ſeinem Reiſeplan ab, und ſucht ſein Verdienſt in einer weiſen Eintheilung und Benutzung ſeiner Zeit, ſo, daß er zugleich ſeinen Hauptendzweck, die Entdeckung neuer Länder, und die wichtige Nebenabſicht ihrer genaueren Unterſuchung, nach Möglichkeit erreicht.

Inſofern das Entdeckungsgeſchäft von Umſtänden abhängt, die ſich nicht vorherſehen laſſen, iſt es faſt unmöglich, den Erfolg bei jeder neuen Veranlaſſung vorauszubeſtimmen. Stürme, widrige Winde, Windſtillen, die Annäherung einer Jahreszeit, die den Entdecker nach andern Meeresgegenden hinruft, der Waſſermangel des neuen Landes oder deſſen Unfruchtbarkeit, welche ihm die nöthigſten Erfriſchungen und Schiffsbedürfniſſe verſagt, die Unſicherheit einer offenen Rhede, die Schwierigkeit und Gefahr des Anlandens, die Wildheit und Feindſeligkeit der Eingebornen, — alles dies ſind Einſchränkungen, welche die weiſeſten Maßregeln vereiteln, und der feurigſten Forſchbegierde Einhalt thun können. Man gehe indeß Cook's drei große Reiſen durch, und erwäge, wie viel er, unter ſolchen Umſtänden, in Vergleich mit andern Seefahrern geleiſtet hat, ſo wird man, auch ohne nautiſche Kenntniſſe zu beſitzen, leicht entdecken, was Erfahrung, Unerſchrockenheit, Geduld, Scharfſinn und Eifer des Entdeckers dagegen vermögen, und wie manches Hinderniß ſie glücklich bezwingen. Der Unbeſtändigkeit des Wetters und ſelbſt einem langwierigen Widerſtand der Winde ſetzte Cook ſein, nur großen Männern eigenthümliches, Beharren entgegen, und da er jeden Vortheil unverzüglich benutzte, war er ſeines Sieges jederzeit gewiß. Aufmerkſam auf den Wink des Botanikers, der ihm blutreinigende und nahrhafte Kräuter zeigte, ſchuf er ſich aus unbewohnten Wüſteneien, wo kein anderer Seefahrer verweilt hätte, die herrlichſten Erfriſchungsplätze. In der Behandlung der minder geſitteten Völker, welche die jenſeitige Halbkugel bewohnen,

ging er den Mittelweg, der dem Entdecker geziemt. Sein richtiges Gefühl, ſein von den Feſſeln des Vorurtheils freier Verſtand, ſeine Achtung für die Rechte der Menſchheit bewogen ihn zur Schonung und Nachſicht. Er mäßigte den überkochenden und zu geringſchätzigen Eifer derer, die ſich bei der geringſten Widerſetzlichkeit lieber furchtbar als beliebt machen wollten. Es iſt allerdings empörend, wenn man, bei dem Bewußtſein der beſten Abſichten, nur Mißtrauen erblickt, und für angebotene Freundſchaft nur höhnende Ausforderungen zurück empfängt. Allein das Ehrenrührige und zur Wiedervergeltung Anſpornende fällt weg, ſobald man ſich mit Cook an die Stelle jener rohen Menſchen ſetzt, bei denen Fremdling und Feind beinahe gleichgeltende Begriffe ſind. Der Europäer, dem ſeine Waffen eine entſchiedene Ueberlegenheit geben, kann überdies nicht eigentlich von dem Schwächern beleidigt werden, deſſen Unwiſſenheit er ſchonen, und deſſen Tapferkeit er ehren muß. Cook vermied daher ſorgfältig jede Gelegenheit zum Streite, und ſuchte das Vertrauen der Eingebornen zu rechter Zeit durch Geſchenke und Freundſchaftsbezeigungen zu gewinnen. Von einer andern Seite hingegen litt er es nie, daß man an ihm und ſeinen Leuten ungeſtraft die allgemein erkannten und ſelbſt dem Wilden heiligen, Rechte des Eigenthums gewaltthätig kränkte. Nichts gleicht dem Uebermuth des Räubers, dem ſein erſter Verſuch gelingt; mit ſtolzer Verachtung ſieht er auf ſeinen Gegner als ſeine Beute herab, und indem der Beſitz des geraubten Gutes ſeine Habſucht ſchärfer reizt, kann ihn nichts mehr abhalten, einen neuen Anſchlag auf des Fremden Eigenthum und Leben zu wagen. Immerhin mögen Romandichter, die ſich ihrer Ideale nicht entſchlagen können, und gewohnt ſind, von Naturmenſchen, vom goldnen Zeilalter, von urſprünglicher Vortrefflichkeit und Einfalt, und einem angebornen Gefühl, daß Allen Alles gehöre, überirrdiſch zu träumen, immerhin mögen ſie, ſage ich, dieſe Bilder ihrer ſüßelnden Phantaſie auch in ihre Darſtellung der wirklichen Welt übertragen: der Reiſende durchirrt alle vier Welttheile, und findet nirgends das liebenswürdige Völkchen, welches man ihm in jedem Walde und in jeder Wildniß verſprach. Getäuſcht durch eine faſelnde Erdichtung, die den Namen der Geſchichte und der Philoſophie entheiligt, ſchämt er ſich endlich ſeiner kindiſchen Leichtgläubigkeit, und erweiſet dem läppiſchen Naturmenſchen noch unverdiente Ehre, wenn er ihn zu den Centauren und Cyklopen,

oder zu den redenden Thieren der alten Fabel zählt *). Man zeige uns den Wilden, der, ohne blödſinnig zu ſein, vom Mein und Dein gar keine Begriffe hat. Sein iſt die Hütte, die er errichtet, der Pelz, den er genähet, der Kahn den er ausgehöhlt, der Bogen den er geſchnitzt, die Schleuder die er geflochten, das Netz das er geſtrickt, der Putz den er ſich mühſam zuſammengeſucht und mit unendlicher Geduld bereitet hat. Sein iſt der Baum über ſeinem Haupte, der ihm Früchte trägt, das Wild das er tödtet, der Fiſch den er fängt. Sein iſt endlich der Wald wo er jagt, das Ufer wo er fiſcht, das Weib das er umarmt. Niemand verſucht es ungeahndet, ihn im Beſitz dieſes Eigenthums zu beeinträchtigen. Doch auch das Thier, könnte man einwenden, fühlt einen zueignenden Trieb; wer kennt nicht den ſultaniſchen Inſtinkt des Seelöwen und des Affen-Anumants **)? Allein für den Menſchen gibt es Beides, ein Eigenthum der Begierde, und eines der Vernunft. Der Inſtinkt geht vor dem Begriff her, er dauert auch neben ihm fort, und iſt das Uebergewicht, wodurch die Vorſtellung des Mein immer ungleich lebhafter zu bleiben pflegt, als die Vorſtellung des entgegengeſetzten Dein. Aber der Begriff, der nur durch eben dieſen deutlichen, klaren Gegenſatz offenbar werden konnte, entſtand faſt zugleich mit der Sprache und mit der Geſellſchaft. Die Nordamerikaner im Nutka-Sunde wollten für die Erlaubniß Holz zu hauen, Waſſer zu füllen, und Gras zu mähen bezahlt ſein, und rechneten es ſich hernach zum Verdienſt an, daß ſie den Engländern Holz und Waſſer unentgeldlich überlaſſen hätten. Cook fand ihre Forderungen billig, und würde, wenn er zugegen geweſen wäre, die Erlaubniß erkauft haben, wie er in der Folge wirklich für das Heumachen bezahlte. Können auch, darf ich jetzt fragen, geſittete Europäer den Begriff des Eigenthumsrechtes weiter ausdehnen? Und iſt

---

*) Die Fabeln und Mythen hatten eine Moral, und die beſten ließen die Thiere ihrem Charakter völlig gemäß auftreten. Die Ungeheuer der alten Dichter waren ſchöne allegoriſche Bilder. Der Naturmenſch der neuern aber iſt ein widerſinniges Unding, welches in keine mögliche Welt paßt, außer etwa in die, wo Löwen Gras freſſen, Tiger Lämmer ſäugen, und Adler die jungen Täubchen füttern, das iſt, in eine Welt des Widerſpruchs, wo Alles aufhört zu ſein, was es iſt.

**) Anumant heißt in Indien der Affe, dem ein ganzer Trupp gehorcht, deſſen Herrſchaft ſehr deſpotiſch iſt. Der Seelöwe hat ein Serail von Weibchen, denen kein anderer zu nahe kommen darf.

er nicht jederzeit wechſelſeitig? iſt das Recht des Seefahrers auf ſein Eigenthum nicht ſo gültig, als das, womit der Wilde das ſeinige beſitzt? Wie gelangte der Wilde ſonſt zu dieſer Erkenntniß, wenn nicht bei einer Gelegenheit, wo er zugleich einem Andern ein ähnliches Recht zugeſtehen mußte! Wiſſentlich alſo wagt er einen Eingriff in dieſes von ihm ſelbſt anerkannte Recht, wenn er, aus Uebermuth und im Vertrauen auf ſeine Stärke, einen gewaltthätigen Raub begeht. Daher ſtimmen alle zuverläſſige Reiſende und insbeſondere Cook mit ſeinen Gefährten, darin überein, daß die Rechtmäßigkeit der an den Plünderern vollzogenen Strafe in allen Fällen, ohne Ausnahme, von den Wilden ſelbſt freiwillig eingeſtanden worden ſei. Der Menſch der nur ſein Recht behaupten, und jedem andern das ſeinige abſprechen wollte, wäre fürwahr! nur ein etwas klügerer, und folglich ein deſto furchtbarerer Tiger. Man hat zwar hier und dort Wüthriche dieſer Art, ſelbſt auf dem Throne geſehen; allein ſie und ihr göttliches Recht ſind der Abſcheu und zugleich die Schande der Menſchheit.

Es iſt das Schickſal des Entdeckers, ſo friedfertig er übrigens geſinnt ſein mag, in Lagen zu kommen, wo er ſein Leben auf das Spiel ſetzen, und bisweilen mit dem Blute derer, die ihn angreifen, erkaufen muß. Seine Wachſamkeit und Vorſicht vereiteln zwar insgemein den regelloſen Angriff der Wilden; der Blitz und Donner des Geſchützes, das aus der Ferne tödtet, entſcheiden ſchnell für ihn, nicht ſowohl durch die Anzahl der Erſchlagenen, als durch das Schrecken, das ſie verbreiten; doch hat man auch Beiſpiele von dem ſeltneren Falle, daß er unverſehens überfallen, oder von der tollkühnen Menge überwältigt worden iſt. Cook war lange der Gegenſtand einer anbetenden Verehrung bei dem Volke von Owaihi, bis es über eine raſche That eines Officiers plötzlich in Gährung gerieth. Noch wollte er das Leben der Inſulaner ſchonen, und verſäumte dadurch den Augenblick ſeiner eigenen Rettung; es war zu ſpät zu den Waffen zu greifen, da ſchon blinde Wuth die Gemüther erfüllte. Eine Maßregel, welche zu rechter Zeit ein größeres Blutbad verhütet, kann vielleicht den Anſchein von Strenge haben; allein ſie iſt menſchlich und weiſe, ſo bald man ihre Folgen betrachtet. Könnte oder möchte man ſich doch zuvor ganz an die Stelle des Entdeckers denken, ehe man ſein Betragen gegen die Einwohner jener fernen Weltgegenden verdammte! Es iſt guter Ton,

daß Herren und Damen von feinem Gefühl ſich über den Mißbrauch der Uebermacht gegen ein unſchuldiges, und wenn es ihnen beliebt, ein harm- und wehrloſes Völkchen ereifern; daß ſie mit Abſcheu und Entſetzen die Mordthaten der Europäer erwähnen. Woher kommt es denn aber, daß man ſich Beſchuldigungen von der gehäſſigſten Art erlaubt, ſo bald von Entdeckern und Indianern die Rede iſt, da es in jedem andern Falle ungezogen ſein würde, ohne die unläugbarſte Evidenz damit hervorzutreten? Selbſt würdige und gelehrte Männer gießen viel unverdienten Spott über den Entdecker aus; weil er, ihres Bedenkens, ein unrechtes Compendium des Naturrechts nachgeſchlagen haben müſſe, um darin die Richtſchnur ſeines Verkehrs mit den Inſulanern des Südmeeres zu finden. Cook hatte aber weder den Barbeyrac noch den Puffendorf geleſen, und überhaupt den Wilden nicht theoretiſch ſtudirt. Sollte es auch nicht einem kleinen Zweifel unterworfen ſein, ob man wirklich Compendien nachſchlägt, wenn man ſich in Lebensgefahr befindet? Doch vielleicht ermannet ſich irgend ein empfindſamer Sittenrichter, ſeinen Flaum und ſeinen niedlich beſetzten Tiſch zu verlaſſen, um den Seemann auf einer mühſamen Fahrt zu begleiten. Wenn alsdann ein Sturm die Maſten zerſchmettert, oder eine Klippe den Boden beſchädigt, wenn der unentbehrliche Vorrath von Holz und Waſſer zu Ende geht, wenn der Scharbock unter der Mannſchaft wüthet, mit einem Worte, wenn das harte Geſetz der Nothwendigkeit den Entdecker in den Hafen treibt, ſo wird hoffentlich der nunmehrige Theilnehmer an dieſen Leiden genau beſtimmen können, was die Selbſterhaitung fordert, und wo die Menſchlichkeit anfängt. Der Neuſeeländer der heute ganz friedlich Fiſche zum Verkauf bringt, kommt morgen als Feind. Wohlan! heute gibt man ihm Nägel, und morgen wehrt man ſich mit Kugeln. Weit entfernt alſo, jene Menſchen nach unſern ſchulgerechten Begriffen zu behandeln, ſieht man ſich vielmehr gezwungen, ſich zu den ihrigen herabzulaſſen. Die Frage, womit der ſtrenge Moraliſt ſich zuletzt durchhelfen will, nämlich: mit welchem Rechte man den Wilden in ſeinem Lande beunruhige? gehört eigentlich nicht hierher; denn ſie betrifft nicht mehr das Betragen des Entdeckers, ſondern will die Moralität der Entdeckungsreiſen überhaupt verdächtig machen. Wer dasjenige erwägt, was hierüber im Eingange dieſes Aufſatzes geſagt worden iſt, wird es ſchwerlich den Europäern zur Sünde anrechnen,

daß ſie nicht die erſten ſind, die auf einer entfernten Inſel anlanden, ſondern Menſchen dort antreffen, welche ſich bereits in früheren Zeiten dahin gewagt haben. Wie viel indeß auf die Mäßigung des Befehlshabers ankomme, erhellt aus einer Vergleichung zwiſchen Cook's Reiſen und andern Südſeefahrten. Mendaña, Quiros, Roggewein, Wallis und Carteret richteten große Niederlagen unter den Eingebornen der wenigen Südſeeinſeln an, die ſie berührten; da hingegen Cook, bei dem erſtaunlichen Umfang ſeiner Entdeckungen, mit den verſchiedenſten Völkerſchaften, in O=Taheiti, den Societäts=, Freundſchafts= und Sandwichsinſeln, den Marquiſen und neuen Hebriden, in Neucaledonien, Neuholland und Neuſeeland, und an der ganzen Nordweſtküſte von Nordamerika, mehrentheils in gutem Vernehmen ſtand, und nur äußerſt ſelten in die betrübte Nothwendigkeit verſetzt wurde, zu gewaltſamen Vertheidigungsmitteln zu ſchreiten. Die Anzahl der Erſchlagenen bleibt auch alsdann noch unbeträchtlich, wenn man die unglücklichen Schlachtopfer der unverantwortlichen Uebereilung oder Fühlloſigkeit einzelner Officiere hinzu rechnet.

Das Mittel, wodurch der große Seemann dieſen Theil ſeines Plans durchſetzte, war jene außerordentliche und nie ermüdende Thätigkeit, die ihn auch bewog, die geſchäftigſten Rollen ſelbſt zu übernehmen, und der Willkür ſeiner ungeſtümeren, oft harten Untergebenen ſo wenig als möglich zu überlaſſen. Sobald man ſich dem Lande nahete, fing eine Reihe von neuen Beſchäftigungen an. Von einem Augenblicke zum andern, ſo wie die verſchiedenen Vorgebirge und Spitzen zum Vorſchein kamen oder ſich wieder hintereinander verbargen, mußte ihre Lage und Richtung vermittelſt des Compaſſes beſtimmt werden. In der Nähe des Ufers, insbeſondere wo ein Hafen zu ſein ſchien, oder wo ein flacher mit Sand bedeckter Strand an das Meer grenzte, ward das Senkblei fleißig ausgeworfen, um zu erforſchen, ob Ankergrund vorhanden ſei. Die Schiffe änderten ihre Richtung nach den Beugungen und vorſpringenden Spitzen der Küſte, welche man oft gänzlich aufzunehmen ſuchte, ehe man vor Anker ging. Beim Anſchein eines Hafens, wo es nicht rathſam geweſen wäre, ſogleich einzulaufen, ward ein Boot ausgeſetzt und zur Unterſuchung abgeſchickt. Die Tiefe des Waſſers, die Beſchaffenheit des Grundes, die Lage des Eingangs; mit welchem Winde man hinein, und mit welchem man bequem

herausſegeln könne? ward auf die Art vorher beſtimmt. Wo die rechte Einfahrt leicht verfehlt werden konnte, mußten ſich Boote auf die Untiefen zu beiden Seiten legen, und dieſer Vorſicht ungeachtet blieb dennoch bisweilen manche Klippe unter dem Waſſer verborgen und unerforſcht, die man erſt mit der Gefahr das Schiff zu verlieren kennen lernte. So eifrig man bemühet geweſen war, ſich mit den Eingebornen, die etwa in ihren Kähnen ſich einige Meilen weit in die See an das Schiff gewagt hatten, freundſchaftlich zu unterhalten, ſo hörte doch gleichſam aller Handel und alles Geſpräch mit ihnen auf, ſo lange die ungewiſſe Lage des Schiffs an einer unbekannten Küſte die ganze Aufmerkſamkeit des Seemannes erforderte. Hätten diejenigen Inſulaner, die geneigt waren uns als Feinde anzugreifen, einen Begriff davon gehabt, wie ſchwer es ſei, unſere großen Schiffe zu regieren, ſo würden ſie unfehlbar keinen gefährlicheren Augenblick zum Angriff haben wählen können, als eben den, wo die ganze Mannſchaft in voller Beſchäftigung ſtand, und Niemand ſeinen Poſten bei den Segeln, bei dem Senkblei, bei dem Anker und bei den Kabeltauen verlaſſen durfte. Allein ſolche kritiſche Zeitpunkte gingen immer glücklich vorbei. Cook wählte ſich den Ankerplatz, der Anker ward am beſtimmten Orte geworfen, die Segel wurden eingezogen, und dann die Boote von neuem bemannt, um zu unterſuchen, was das Land hervorbrächte. Der erſte Gegenſtand des eigenen Nachforſchens oder der Nachfrage bei den Einwohnern, war ein bequemer Platz, wo man die ledigen Waſſerfäſſer mit friſchem Trinkwaſſer füllen könnte. Die Pantomime leiſtete bei ſolchen Gelegenheiten weſentliche Dienſte, bis man die nothwendigſten Wörter der Landesſprache erlernt hatte. Das Bedürfniß des Eſſens und Trinkens durch Zeichen zu verſtehen zu geben, iſt ſo leicht und dem Mißverſtande ſo wenig unterworfen, daß alle Converſation am Lande gemeiniglich davon anfängt. Beinahe immer nennt der Inſulaner, ſobald er begreift was man von ihm fordert, das Verlangte, z. B. Waſſer, oder die Frucht am Baume, auf die man hindeutet, oder das Schwein welches unweit ſeiner Hütte umherläuft, mit Namen; und für Leute, denen Alles daran liegt, ſich verſtändlich zu machen, gehen ſeine Ausrufungen nicht verloren. Sobald er ſeiner Seits durch einige Beiſpiele dieſer Art inne wird, daß die Fremden ſeine Töne nachſprechen und zu verſtehen ſuchen, deutet er auf die Menge der Gegenſtände um

ſich her, und nennt einen jeden mit dem in ſeiner Sprache üblichen Worte. Der Sprachforſcher findet alſo, wenn die Eingebornen nicht etwa, wie die Feuerländer, in Trägheit und dumme Fühlloſigkeit ganz verſunken ſind, frühzeitig Gelegenheit, ſein Wörterbuch zu bereichern. Seine Unterſuchungen werden indeß durch ihre verſchiedene Gemüthsart bald erleichtert, bald eingeſchränkt. Wenn gleich die Fälle ſelten ſind, wo ſie in wirkliche Feindſeligkeiten gegen die Entdecker ausbrechen, ſo gibt es doch auf der andern Seite auch wenige Beiſpiele von einem ſo unbegrenzten Zutrauen und einer ſo patriarchaliſchen Gaſtfreiheit, wie ſie in Taheiti und den Freundſchaftsinſeln angetroffen wird. Je mehr Zurückhaltung und Mißtrauen der Inſulaner blicken läßt, deſto vorſichtiger und behutſamer muß ſich der Reiſende gegen ihn betragen. In Mallikollo wagten wir es kaum, zehn Schritte weit in den Wald zu gehen, der ſich längs dem Strande hinzog; und dennoch winkten uns die Einwohner, ſobald ſie uns gewahr wurden, wir ſollten ſogleich an den Strand zurückkehren. In Tanna durften wir anfänglich auch nur ganz kurze Spaziergänge wagen, bis wir nach mehren Tagen die Wohnungen des für uns am freundlichſten geſinnten Alten entdeckten, und allmälig die Zuneigung der dortigen Familien gewannen. Gleichwohl blieben die Einwohner, welche ſich gegen den Vulkan hin aufhielten, jederzeit auf ihrer Hut, und ungeneigt mit uns vertrauten Umgang zu pflegen, ſo, daß ſie uns zu wiederholtenmalen den Durchgang durch die Pflanzungen, nach jenem feuerſpeienden Berge verſagten. Allein die gewöhnliche Kürze, oder auch die unbeſtimmte Dauer des Aufenthalts, und vorzüglich die Menge und Mannigfaltigkeit der in der Nähe zu beobachtenden Gegenſtände geſtatteten ſelten weitere Excurſionen in das Innere, wenn auch die Inſulaner nichts dawider hatten. Schon am Strande, wo die Neugier den größten Haufen der Einwohner zu verſammeln pflegte, beſchäftigte man ſich oft Tage lang mit Erlernung der Sprache, mit der Beobachtung dieſer von uns ſo verſchiedenen Menſchen, mit dem Tauſchhandel um ihre Kleidungsſtücke, ihre Waffen, ihre Zierrathen und andre Kunſtarbeiten. In ihren Hütten erforſchte man ihre Lebensart erſt durch wiederholte Beſuche; man unterſuchte allmälig, ſowie man ſich durch Geſchenke und kleine Liebkoſungen gleichſam die Rechte der Freundſchaft in einem immer höheren Grade erwarb, das Innere des Haushalts, die Geräthſchaften, die Speiſen und ihre

Zubereitung; zuweilen lernte man nur wenig, aber täglich wenigſtens etwas Neues. Bald beobachtete man die Austheilung der Arbeiten, die Verfertigung der Kleidungsſtücke, die Beſtellung des Ackers, den Bau einer Hütte oder eines Kahns; bald ereignete ſich Gelegenheit, irgend eine merkwürdige Sitte, oder einen auffallenden Gebrauch zu ſehen; bald fand man unverhofft einen Ehrenmann, der von der Erzeugung ſeiner Götter und von der Schöpfung zu erzählen wußte. Die Produkte des Steinreichs, die ein jedes Land darbot, die dortigen Vögel, Inſekten und Gewürme, mußten theils geſammelt, theils mit Geduld verfolgt werden; und die Blüten der Bäume und Kräuter nöthigten den Botaniker, wegen ihrer Vergänglichkeit, an Bord zu eilen, um dort ihre Beſchreibungen und Abbildungen vollenden, und dann nach einer neuen Ernte ans Land zurückkehren zu können. In den meiſten Fällen mußte er ſich ohnehin in ſeinen botaniſchen Spaziergängen nach den Beſchäftigungen und Erholungsſtunden des Schiffvolks richten, weil es, außer an den beſtimmten Tagszeiten, wo Boote abgeſchickt wurden und andere ankamen, ſelten Gelegenheit gab, vom Schiffe ans Land, oder zurück an Bord zu kommen. Alles war während dieſer geſchäftigen Zeit in Bewegung. Eine Partei mußte Waſſer füllen, eine andere fällte Brennholz; einige Officiere waren mit dem Tauſchhandel um Lebensmittel beſchäftigt. In fiſchreichen Gegenden ſchickte man Boote aus, um auch dieſe Erfriſchungen nicht zu verſäumen; in unbewohnten oder unbebauten Ländern ſuchte man ſich durch wildwachſende Suppenkräuter für den Mangel der Gartengewächſe ſchadlos zu halten. Zu gleicher Zeit wurde das Schiff ausgebeſſert, und, wie es nach einer langen Fahrt nothwendig war, mit neuem Tau- und Takelwerk verſehen. Cook ließ das Meergras und die Muſcheln die ſich angeſetzt hatten, vom Boden abkratzen, und die Ritzen zwiſchen den Planken, welche durch das Eintrocknen und das beſtändige Arbeiten des Schiffs gegen Wind und Wellen immer weiter aus einander gegangen waren, mit Werg verſtopfen. Auf eben dieſe Art kalfaterte man das Verdeck, welches zuweilen das Waſſer ſtromweiſe durchließ, und wenn Alles fertig war, füllte man die Fugen mit Pech an, und beſtrich das ganze Schiff mit Theer. Endlich ließ Cook auch Ballaſt laden, um das verminderte Gewicht zu erſetzen, und den Gang des Schiffes zu erleichtern, kurz, er ſetzte es in ſegelfertigen Stand. Wenn es die Umſtände

erforderten, mußte am Lande eine Schmiede errichtet werden, um neue Bolzen, Klammern, und dergleichen zu ſchmieden; und wo es anging, legte Cook auch eine Brauerei von Tannen- oder andern ähnlichen Sproſſen an, um ſeine Leute durch eine geſunde Art von Bier zu erquicken. Ferner wurde am Lande ein Zelt aufgeſchlagen, welches zur Sternwarte eingerichtet war. Während der Zeit wurden, zumal in weitläuftigen Baien, deren Umfang und Lage man nicht mit einem Blick überſehen konnte, von Zeit zu Zeit Entdeckungsparteien ausgeſchickt, welche die verſchiedenen Gegenden genau aufnehmen, und in Karten bringen mußten. Cook ſelbſt belebte und betrieb faſt alle dieſe Geſchäfte durch ſeine Gegenwart. Er landete in einem neuen Lande faſt immer ſelbſt zuerſt, oder folgte bald dem erſten Boot; er wies den Parteien ihre verſchiedenen Plätze an, und beſuchte ſie täglich mehrmals, um die Arbeit zu fördern, und allen Unordnungen und etwaigen Mißhelligkeiten mit den Einwohnern vorzubeugen. Wo dieſe ſich ſehen ließen, ſuchte er ſie dadurch zu gewinnen, daß er Bänder, Schaumünzen*) und andere Geſchenke, insbeſondere aber Eiſengeräth unter ſie austheilte, ſie zu ſich bat, die Vornehmſten an ſeiner Tafel bewirthete, und vor allen Dingen es dahin zu bringen ſuchte, daß ein Handel um Lebensmittel zu Stande kam. In unbewohnten Gegenden, wo dieſe Hülfe wegfallen mußte, und der Fiſchfang faſt die einzige Erfriſchungsquelle blieb, pflegte er mit einer Geſellſchaft von Officieren auf die Jagd zu gehen, und das erlegte Wildpret, es mochte nun in Seelöwen und Robben, oder in Pinguinen, Waſſerraben, Enten, Gänſen und anderem Geflügel beſtehen unter die Mannſchaft zu vertheilen.

Die Aufmerkſamkeit des berühmten Entdeckers auf dieſen Gegenſtand, verdient wohl, daß ich noch ein paar Bemerkungen darüber hinzufüge. Es hätte wahrlich wenig gefruchtet, daß man die Schiffe unter ſeiner Führung von England aus ſo reichlich mit allen Erforderniſſen verſah, wenn nicht er ſelbſt den großen Haushalt geführt, zu rathe gehalten, und wo es möglich war, zu

---

*) Die Schaumünze, welche er auf der zweiten Reiſe austheilte, hatte auf einer Seite das Bruſtbild des Königs Georg III. von England, und auf der andern die Abbildung der beiden Schiffe Reſolution und Adventure, mit der Jahrzahl ihrer Abreiſe von England. Sie war von Bronze und vergoldet.

ergänzen geſucht hätte. Eine von den Urſachen, welche den Capitain Furneaux bewogen, nach ſeiner zweiten Trennung von Cook, geradesweges nach England zurückzugehen, und ein ganzes Jahr früher als er ſollte, das Südmeer zu verlaſſen, war der Mangel an Lebensmitteln, welche nicht mehr auf eine dritte Campagne hinreichend befunden wurden. Gleichwohl hatte man ſein Schiff eben ſo reichlich, wie die Reſolution, auf drei volle Jahre verſehen, und es hatte blos an jener ſtrengen Sparſamkeit gefehlt, welche Cook ſo weit trieb, als mit der Erhaltung ſeiner Mannſchaft nur immer beſtehen konnte. Er wußte den Zeitpunkt abzumeſſen, wo er ſeinen Leuten etwas von ihrer vollen Portion abkürzen durfte; er unterließ auch nie, ſobald nur friſche Lebensmittel gereicht werden konnten, den ganzen Vorrath von Schiffskoſt, der täglich verbraucht zu werden pflegte, für eine künftige Gelegenheit aufzuſparen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Vorräthe aller Art genau beſichtigen, was verdächtig befunden ward, zuerſt verzehren, und allerlei Handgriffe vornehmen, um den Ueberreſt vor künftiger Beſchädigung zu ſichern. Dieſer Sorgfalt verdankte er die Dauer ſeiner zweiten Reiſe, indem er dadurch noch zu rechter Zeit entdeckte, daß aller Schiffszwieback, den man in neue Fäſſer gepackt hatte, ſchimmlig geworden war. Sogleich mußte in Neuſeeland ein Backofen errichtet werden, worin er den Zwieback, nachdem vorher aller verdorbene ausgeworfen war, nochmals trocknen ließ. Wäre Cook's Wachſamkeit nicht ſo ſehr ins Einzelne gegangen, und hätte ſie nicht die dem Anſchein nach geringfügigſten Kleinigkeiten, ſo wie die große Einheit des ganzen Plans umfaßt, ſo würde es ihm ſchwerlich gelungen ſein, ſeine Mannſchaft, zum Erſtaunen von Europa, drei Jahre lang ſo geſund zu erhalten, daß von 120 Menſchen nur Einer durch Krankheit verloren ging. Er wußte aus Erfahrung, daß Unreinlichkeit und Mangel an friſcher Luft im Matroſenraume oftmals ohne weitere Urſachen hinreichend ſind, die heftigſten Ausbrüche des Scharbocks zu veranlaſſen. Man ſtelle ſich jenes niedrige enge Behältniß vor, wo die Hangmatten dicht neben einander gereihet ſind. Es erhält zu allen Zeiten nur wenig friſche Luft; bei ſtürmiſchem Wetter aber faſt gar keine, weil alsdann der Hauptzugang mit einem Gatter und darüber mit Perſening, oder getheerter Leinwand, bedeckt iſt. Die Ausdünſtungen von mehr als 80 Perſonen verpeſten nicht nur dieſen Raum, und verurſachen daſelbſt eine ungeſunde Hitze, ſondern

ſie durchdringen auch die Betten und Hangmatten, und ſelbſt die Balken und Verdecke des Schiffs. Um die nachtheiligen Folgen dieſer mephitiſchen Luft ſo viel als möglich zu vermindern, ließ Cook die Hangmatten bei ſchönem Wetter alle Morgen auf das Verdeck bringen, und in die daſelbſt befindlichen Boote werfen, damit ſie den ganzen Tag über vom friſchen Winde durchlüftet würden. Von Zeit zu Zeit, mehrentheils einmal in 14 Tagen, mußte Jedermann heraufkommen, indeß zwiſchen den Verdecken mit Schießpulver und Eſſig geräuchert ward; und damit der Rauch alles Holzwerk recht durchziehen möchte, ließ Cook die Räume auf ein paar Stunden lang zuſchließen. Bisweilen wurden auch die Verdecke mit Eſſig gewaſchen, und bei heißer Witterung ſpannte man auf dem Verdeck einen weiten Cylinder von Segeltuch gegen den Wind aus, deſſen unterſtes Ende den Zug der friſchen Luft bis in den Matroſenraum hinableitete. Um den gemeinen Matroſen, der, ſich ſelbſt gelaſſen, ziemlich cyniſch einhergeht, zur Reinlichkeit anzuhalten, pflegte Cook gewöhnlich des Sonntags die ganze Mannſchaft zu muſtern, und wer alsdann nicht wenigſtens rein gewaſchen erſchien, oder von der vorzüglichen Unſauberkeit ſeines Anzugs keine befriedigende Rechenſchaft zu geben wußte, ward das erſtemal durch Vorenthaltung ſeiner Branntweinportion, und nach wiederholten Vergehungen auch wohl mit der Peitſche beſtraft. Auf den beiden Reiſen, welche die Erforſchung der Pole zur Abſicht hatten, führte Cook einen beträchtlichen Vorrath von warmen Kleidungsſtücken mit ſich, welche das Admiralitätscollegium auf ſeine Vorſtellung unter die Mannſchaft austheilen ließ, um ſie in jener kalten Weltgegend vor der ungeſtümen Witterung zu ſchützen. Dieſe Kleidungsſtücke beſtanden in einer Jacke und Schifferhoſen vom allerdickſten und der Näſſe faſt undurchdringlichen Boy, die er hernach noch mit einer Kappe für den Kopf vermehrte, wovon der Halskragen den Nacken und die Schultern bedeckte.

Noch muß ich das Hauptverwahrungsmittel und das beinahe ſpecifiſche Heilmittel gegen den furchtbaren Scharbock erwähnen, für deren Einführung auf langen Seereiſen Cook's Name, ſo lange Großbritannien Flotten hat, mit Dankempfindungen und mit Ehrfurcht genannt werden wird. Hier zeigte er die ganze Stärke einer geſunden natürlichen Beurtheilungskraft, welche durch ſeine ausgebreitete Erfahrung und den Umgang mit einſichtsvollen Männern geſchärft worden war. Wenn

es einen Wahrheitsſinn, das iſt, um deutlicher zu ſprechen, wenn es eine ſo glückliche Organiſation gibt, welche zum richtigen Auffaſſen der Verhältniſſe vorzüglich geſchickt iſt, — und wie wollte man daran zweifeln? — ſo beſaß ſie Cook gewiß in einem vorzüglichen Grade. Der Sieg den er über Vorurtheile davon trug, die den Verſtand des gemeinen Seemannes ſeit Jahrhunderten gefangen hielten, iſt davon ein ſo auffallender Beweis, daß ihm die königliche Societät der Wiſſenſchaften in London, blos dafür die goldene Schaumünze des Ritters Copley zuerkannte. In dem ſeltſamen Charakter der Matroſen bemerkt man neben dem fröhlichen Leichtſinn und dem Hange zum gröbſten ſinnlichen Genuß, wovon ich bereits geſprochen habe, einen Zug von Halsſtarrigkeit gegen alle Neuerungen und von blinder Anhänglichkeit an das alte Herkommen, der wirklich auf eine ſonderbare Art damit contraſtirt. Faſt ſollte man denken, daß er ſeine Eigenſchaften nicht blos von den beweglichen Elementen, zwiſchen denen er unaufhörlich ſchwebt, ſondern zum Theil auch von dem eichenen Kaſten, in dem er herumſchwimmt, entlehnt haben müſſe. Umſonſt verſucht man es, die wohlthätigſten Anſtalten zu ſeiner unmittelbaren Erhaltung in Gang zu bringen; er würde eher das Aeußerſte leiden, als ſich eine ungewohnte Speiſe aufdringen laſſen. Cook, der dieſe eiſerne Unbiegſamkeit des Schiffvolks kannte, verſuchte es nicht, ſeinen Endzweck durch gewaltſame Mittel zu erreichen. In der Ueberzeugung, daß das Sauerkraut durch ſeine Säure der Fäulniß kräftig widerſtehen müſſe, aß er es täglich ſelbſt, und bewog ſeine Officiere es ebenfalls zu eſſen. Dem gemeinen Manne, der gleich Anfangs ſeinen Abſcheu dagegen zu erkennen gegeben hatte, ſtellte er es frei, ſich eine Portion zu holen, oder ſie noch fernerhin zu verſchmähen. Allmälig ließ ſich nunmehr einer oder der andere einfallen, was der Capitain und die Officiere täglich mit ſo vielem Wohlgefallen genöſſen, könne doch ſo ſchlimm nicht ſein. Es wurden einige Portionen geholt, bald darauf noch mehre, und endlich ward die Tonne leer. Bei der Eröffnung der zweiten fand ſich ein Jeder ein und verlangte ſeinen Antheil, ſo daß von der Zeit an die Austheilung regelmäßig von ſtatten ging. Auf dieſe Art ſetzte Cook ſein Vorhaben durch, und erlangte mit Gelindigkeit, was er durch Gewalt gewiß nicht erreicht haben würde. Auf ſeiner zweiten Weltumſchiffung wurden 60 große Fäſſer voll dieſes trefflichen antiſcorbutiſchen Gemüſes ausgeleert.

Wenn ſich demungeachtet bei Perſonen, die beſonders zum Scharbock geneigt waren, oder wegen eines Zuſammenfluſſes von andern Urſachen, Symptome dieſer Krankheit zeigten, ſo wurden ſie durch den Gebrauch der aus friſchem Malz bereiteten und noch lauwarm getrunkenen Bierwürze, und durch Auflegung der Trábern auf die ſcorbutiſchen Flecken, theils völlig vertrieben, theils ſo ſehr gemildert, daß ſie nicht gefährlich werden konnten, und bei der Ankunft am Lande binnen wenigen Tagen verſchwanden. Durch die Anwendung eben dieſer prophylaktiſchen Methode rettete Capitain Clerke in Kamtſchatka den größten Theil der dortigen ruſſiſchen Beſatzung, unter welcher der Scharbock in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt wüthete. So bald übrigens durch die Einführung des Sauerkrauts der erſte Schritt gewonnen war, beſiegte Cook mit leichterer Mühe die Vorurtheile ſeiner Mannſchaft in Rückſicht mancher andern Nahrungsmittel, welche unter einem weniger ſorgfältigen Befehlshaber Gegenſtände ihres Ekels geblieben wären. Welcher Matroſe würde Wallroſſe, Seelöwen und Se[illegible], Pinguinen, Sturmvögel und Albatroſſe gegeſſen haben, wenn ihm ſein Befehlshaber nicht mit gutem Beiſpiel vorgegangrn wäre? Die wilden Kräuter in Neuſeeland, als Celery, Löffelkraut, Tetragonien u. a. m. würden ihm eben ſo wenig, als das Bier aus harzigen Baumſproſſen genießbar geſchienen haben, wenn man nicht anfänglich den Gebrauch ſeiner freien Willkür überlaſſen hätte. Dieſe Nachſicht gegen die Schwäche ſeiner ungeübten Vernunft war vielleicht das beſte Mittel, ihr einen neuen Grad von Energie zu geben; wenigſtens gab es auf Cook's Schiffen nunmehr Matroſen, die aus eignem Antrieb die Vorurtheile der Erziehung oder der Gewohnheit überwanden, und ſo gar auf die Ratten, die von ihrem Vorrath zehrten, als auf Leckerbiſſen, Jagd machen lernten.

Wenn man Cook's Reiſegeſchichten lieſt, wird man mit Erſtaunen gewahr, daß eigenes Nachdenken mit Scharfſinn begleitet, im Nothfall zuweilen beſſere Dienſte leiſtet, als Beleſenheit und genaue Bekanntſchaft mit den Entdeckungen der vorigen und gegenwärtigen Zeit. Oft iſt es gerade das ſyſtematiſche Wiſſen, was einem ſonſt guten Kopfe den Zugang zu neuen Ideen verſchließt. Wäre Prieſtley ein Scheidekünſtler geweſen, ſo hätte er in der Phyſik und Chemie keine ſo merkwürdige Revolution zuwege gebracht, die Beſchaffenheit der Luftarten wäre unerkannt geblieben, und die Montgolfiers, die Roſiers und die

Blanchards wären nie in die Luft geſtiegen. Es galt ſeit langer Zeit durchgehends für eine ausgemachte Wahrheit, daß es ganz unmöglich ſei, in heißen Ländern friſch geſchlachtetes Fleiſch einzuſälzen, und wie in unſerm gemäßigten Erdſtrich aufzubewahren. Die Einwohner jener wärmeren Gegenden kannten dieſe Methode nicht, und den Europäern, die ſie dort verſuchen wollten, war ſie jederzeit mißlungen. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, den Cook auf den Societätsinſeln und insbeſondere in O-Taheiti einzutauſchen pflegte, konnte ihn natürlich genug auf den Gedanken leiten, ob es nicht etwa möglich wäre, den Kunſtgriff zu entdecken, der, dem Klima zum Trotz, den glücklichen Erfolg des Einſalzens ſichern könnte. Der Umſtand, daß die größten und fetteſten Schweine die Seereiſe ſehr ſchlecht ertrugen, nicht freſſen wollten, und in den erſten Tagen häufig ſtarben, machte eine ſolche Entdeckung noch wichtiger, und veranlaßte einen Verſuch zur Probe, der alle Erwartung übertraf. Durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Nebenumſtände, und vorzüglich durch eine muſterhafte Reinlichkeit brachte es Cook endlich in dieſer Kunſt ſo weit, daß ihm kein Verſuch mehr mißlang; und einer ſeiner Zöglinge hat ſeitdem dieſelbe Methode, mit gleichem Erfolg in den weſtindiſchen Inſeln probirt *). Dieſer Sieg über ein Vorurtheil, welches in unzähligen Fällen die Mittel der Erhaltung einſchränken mußte, ſcheint mir, wegen ſeines großen Nutzens und ſeines ausgebreiteten Einfluſſes auf die Verſorgung der Matroſen und Truppen in heißen Ländern, hier mit Recht einen Platz zu verdienen. Eben die Fruchtbarkeit an Erfindungen, den Bedürfniſſen ſeines Schiffs abzuhelfen, die hier den großen Seemann eine neue Salzſpeiſe bereiten lehrte, gab ihm auch in den ſtarrenden Polargegenden ein Mittel an die Hand, ſeinen Waſſervorrath zu ergänzen, und ſein Tauwerk auf mancherlei Art vor zu ſchneller Verderbniß zu ſichern. Es iſt wahr, unter den frühern Abentheurern, welche im Norden eine Durchfahrt ſuchten, hatten bereits Frobiſher und Davis in den Jahren 1578 und 1585 das Eis, welches im Meere ſchwimmt, ungeſalzen befunden, und zum Trinkwaſſer gebraucht; allein Herr Cranz, der die grönländiſchen Küſten ſpäter beſchrieben hat, behauptet das Gegentheil, und dieſe Meinung hat auch

*) Ich erzähle ſie hier nicht, da ſie in der letzten Reiſe des berühmten Seemannes ausführlich vorkommt.

in neueren Zeiten die Oberhand behalten, ſo daß bis auf Cook's zweite Reiſe das Vorurtheil von ſalzigem Eiſe weit und breit herrſchte. Cook hatte das Verdienſt, es nicht etwa durch einzelne Verſuche, ſondern dadurch, daß er ſeinen Waſſervorrath zu wiederholten Malen von ſchwimmendem antarktiſchem Eiſe ergänzte, von neuem z widerlegen. Zum Beweiſe, wie tiefe Wurzeln jene irrige Meinung geſchlagen hatte, brauche ich nur zu erwähnen, daß es nach Cook's Rückkunft noch Chemiker gab, die durch Verſuche im Kleinen darthun wollten, das Eis im Meere müſſe ſalzig ſein, und Cook habe nur ſolches eingeſammelt, welches ſich am Lande in großen Flüſſen gebildet habe. Zuverläſſige Scheidekünſtler bewieſen indeß die Nachläſſigkeit im Verfahren jener Hypotheſenfreunde, und erhielten allerdings vom Meerwaſſer ein reines, ſalzleeres Eis; und jeder Phyſiker ſah deutlich ein, daß, wenn auch um den Südpol jenſeits des 70.° der Breite Land liegen ſollte, die Kälte daſelbſt ſo groß ſein müßte, daß keine Quellen, geſchweige denn Flüſſe daſelbſt entſtehen könnten. Cook, dem auf die Art die beeiſten unfreundlichen Meere, die den Pol umgeben, den nothwendigſten Lebensvorrath liefern mußten, fand auch Mittel, die dortigen Seethiere zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Außerdem, daß er ſeine Mannſchaft das Fleiſch derſelben eſſen lehrte, ließ er aus dem Speck, womit die Natur ſie gegen die Kälte gerüſtet hat, Thranöl brennen, und ihre Häute zur Ausbeſſerung des unbeweglichen Tauwerks, wo Leder nöthig war, verwenden. Der Thran wird auf dem Schiffe theils in Lampen, theils zum Einſchmieren verſchiedener Werkzeuge und zu andern Abſichten ſehr häufig verbraucht; folglich gehörte die Ergänzung dieſes Vorraths zu den Gegenſtänden, welche der Sorgfalt des Entdeckers würdig waren.

Den Umfang und die Schwierigkeiten des Entdeckungsgeſchäftes, die Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Pflichten, Sorgen und Arbeiten, die auf Cook's Schultern lagen, endlich die völlige Abhängigkeit des glücklichen Ausgangs aller Unternehmungen von den Talenten dieſes einzigen Mannes, von der unermüdeten Thätigkeit und ſteten Gegenwart ſeines an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſtes, wird man auch in meinen unvollkommenen Entwürfen deutlich erkannt haben. Aus der Vergleichung desjenigen, was Cook geleiſtet hat, und der Art wie er dabei zu Werke ging, mit den geringfügigen und kraftloſen Bemühungen anderer Seefahrer, beſtätigt ſich alſo die große

Wahrheit, daß im Gewühl der Welt bisweilen Männer von außerordentlichen Gaben erſcheinen, die zu gewiſſen Endzwecken gleichſam ganz eigentlich gebildet ſind, um den großen Haufen des Menſchengeſchlechts weit hinter ſich zurückzulaſſen. Wenn man nicht bezweifeln kann, daß die natürliche Anlage, die Erziehung im weiteſten Verſtande, und die Verhältniſſe der Zeit und des Wirkungskreiſes die Verſchiedenheiten hervorbringen, die man zwiſchen Menſchen und Menſchen bemerkt, ſo ſcheint auch jene Behauptung nichts zu enthalten, was der Erfahrung und der Vernunft widerſpräche. Das Seltene und Große verdient aber, wenn es gleich aus natürlichen Gründen erklärt und hergeleitet werden kann, jederzeit den Grad von aufmerkſamer Achtung, den man Bewunderung nennen muß, weil er auf die höhere Ordnung in der Verkettung der Urſachen zurückgeht, auf eine Ordnung, die unſere Begriffe überſteigt. Doch indem wir die thörichte Bewunderung der Unwiſſenheit vermeiden wollen, fallen wir oft in das entgegengeſetzte Extrem, alles wirklich Erhabene kalt und gleichgültig vorbeizugehen. Jenes plus ultra, jenes Weitereilen und Emporſtreben zu neuen Kenntniſſen und Entwickelungen unſerer Kräfte, welches der menſchlichen Natur ſo eigenthümlich iſt, liegt allerdings bei dieſer Geringſchätzung des Bekannten zum Grunde; nur fehlt man insgemein darin, daß man das erſchöpft zu haben glaubt, deſſen Oberfläche man doch kaum berührte. Bei der Betrachtung eines ungewöhnlichen Charakters iſt es ſchwerlich hinreichend, daß man ſich im Allgemeinen vorſtellen könne, wie ſeine Züge ſich bildeten, und daß man ihn für keinen vom Olymp herabgeſtiegenen Halbgott halte. Wem dieſes genügt, der kann unmöglich ein Gefühl von dem, was Größe iſt, erlangen, und wird ſehr ſchwer, ich will nicht einmal ſagen ſelbſt zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, ſondern auch nur ſich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. Indem wir das Große mit den Triebfedern zuſammenhalten, die es hervorbrachten, können wir freilich keine andere als dieſe Reſultate herausbringen: die Urſache iſt der Wirkung gleich, und keine Wirkung iſt ohne Urſache; hielten wir aber dasjenige, was vor unſern Augen geſchieht, mit dem zuſammen, was wir leiſten können, oder wirklich thun, ſo ſtießen wir in vielen Fällen auf ein Verhältniß, welches uns entweder ſchamroth machen, oder uns wenigſtens eine unwillkür-

liche Bewunderung abnöthigen würde. Die letztere Art Vergleichungen anzuſtellen muß heut zu Tage ſeltner werden, da man oft mit 18 oder 20 Jahren Alles zu wiſſen glaubt, und dieſe geiſtige Ueberladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphiloſophie nach ſich zieht. Denn nicht genug, daß ein Jeder bei Dingen die ihm leicht gethan dünken, ungerührt bleibt, ſo pflegt auch, wenn Thaten erzählt werden, welche bei dem Zuhörer oder Leſer das Gefühl der Unerreichbarkeit erwecken, ein wegwerfender Scepticismus der gedemüthigten Eigenliebe zu Hülfe zu kommen, und die Grenzen des Möglichen willkürlich zu verengen, um alles Große für erdichtet halten zu können. Die Erfahrung des praktiſchen Lebens lehrt hingegen Jeden, der auf ſich Acht haben will, von einer Seite die Schwierigkeiten in der Ausführung deſſen, was ihn ſo kinderleicht dünkte, gehörig erkennen; von einer andern aber auch den Punkt des Erreichbaren, wohin man durch gleichförmige Anſtrengung aller Kräfte die in unſerer Gewalt ſind, gelangen kann, richtiger zu beſtimmen und weiter hinauszurücken. So entſteht endlich eine beſcheidene Anerkennung und Schätzung des fremden Verdienſtes, ein Sinn für diejenige Vollkommenheit und wahre Größe, deren der Menſch fähig iſt, und eine theilnehmende, herzliche Bewunderung der edleren Sterblichen, in denen die ganze Würde unſerer Natur hervorleuchtet. Dieſe Wärme des Gefühls, die einen rühmlichen Wetteifer nährt, und ſich mit den niedrigen Regungen des Neides nicht verträgt, iſt zugleich das beſte Verwahrungsmittel gegen jene eingeſchränkte, partheiiſche, und leider noch ſo allgemeine Vorliebe für unſere eigene Beſchäftigung, welche mit der Herabwürdigung anderer Lebensweiſen und anderer Klaſſen des menſchlichen Wiſſens verbunden iſt. Thätigkeit ohne vorzügliche Geiſteskräfte kann im Subalternen, Scharfſinn ohne regen Trieb zu handeln im ſpekulativen Philoſophen brauchbar ſein; aber durch die Verbindung beider Eigenſchaften ward Cook zum Entdecker. Wenn lebhafte Erinnerungen von jener Fahrt, auf der ich ihn in einem frühen Alter begleitete, in einer ungeſchmückten Erzählung, dazu beigetragen haben, dieſen Charakter im Allgemeinen kenntlicher und namentlich in Cook's Beiſpiel hochachtungswürdiger zu machen; ſo dürfte ich hoffen, diejenige Klaſſe von Schriften, welche von Entdeckungsreiſen handelt, von dem ſchweren Vorwurfe befreit zu haben, daß Nichts ſie den Leſern reizend mache, als die da=

durch genährte leere Sehnſucht nach einem in Faulheit verträumten, oder mit kindiſchem Spiel vertändelten Leben.

---

3. Reſultate.

Man kann nicht leugnen, daß Cook's Reiſen von den verſchiedenen Klaſſen des Publikums mit einer allgemeinen Aufmerkſamkeit geleſen worden ſind. Hieraus ſcheint unmittelbar zu folgen, daß ihr Intereſſe aus den allgemeinſten Beziehungen entſtanden ſein müſſe, welche die Wißbegierde der Menſchen am ſicherſten reizen, indem ſie ihre Denkkraft beſchäftigen und Empfindungen in ihnen erregen. Dem Menſchen liegt unſtreitig kein Gegenſtand näher als der Menſch ſelbſt in allen ſeinen mannigfaltigen Verhältniſſen der Geſtalt, der Entwickelung, der Verfaſſung, der Zeit und des Orts. Die Vergleichung unzähliger Abweichungen von unſerer Lebensweiſe, die Betrachtung deſſen, was in dieſen verſchiedenen Gemälden auf unſern eigenen Zuſtand anwendbar iſt, die Entdeckung einer Menge von Ideen, Vorſtellungen, Begriffen und Neigungen, die bereits in uns vorhanden waren, aber durch ähnliche oder auch entgegengeſetzte Züge im Charakter verſchiedener Nationen erſt angeſtoßen wurden, ſind eben ſo viele kräftige Mittel die Aufmerkſamkeit des Verſtandes zu feſſeln. Die Begebenheiten der Reiſe, die Gefahren der Reiſenden, ihr erlittenes Ungemach, das Betragen der Einwohner ferner Gegenden, mit einem Worte, Handlung iſt es, was auch die Leidenſchaften des Leſers in das Spiel zieht, und das Intereſſe der Reiſebeſchreibung aufs Höchſte ſpannt. Ein jeder fühlt ſich an der Stelle des Beobachters, oder des Handelnden, und beſtätigt dadurch jene ſo allgemein bekannte, als feine und richtige Bemerkung des dramatiſchen Dichters:

Homo sum: humani nihil a me alienum puto.

Auch die Natur, inſofern ihre Beziehungen auf unſer Leben leicht in die Augen fallen, gehört zu den Gegenſtänden, die ein allgemeineres Intereſſe erwecken. Es iſt uns nicht gleichgültig, auf welche Art in jedem Lande die erſten Bedürfniſſe befriedigt werden, und welche Annehmlichkeiten oder welche Mängel das Klima, die Unebenheiten des Bodens, die Bekleidung der Erde mit Bäumen und Kräutern und ihre Bevölkerung mit allerlei Thierarten dem Beobachter darſtellen. So hat auch die Schil-

derung großer Naturerſcheinungen, insbeſondere ſolcher, welche unmittelbare Beziehung auf die Sicherheit des Menſchen haben, oder ſich durch ihren majeſtätiſchen Anblick der Einbildungskraft bemeiſtern, für alle Klaſſen von Leſern einen Reiz. Auf dieſe allgemeineren Beziehungen folgen dann eine Menge nähere und ſpeciellere, welche ihr Intereſſe nur von der verſchiedenen Rückſicht, in welcher man lieſt, entlehnen. Der Umfang einer großen Entdeckungsreiſe und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände machen aber, daß man ſie faſt in eben ſo vielfältiger Abſicht mit Nutzen leſen kann, als es Modificationen oder Zweige des menſchlichen Wiſſens gibt. Doch ſind auch unter dieſen wiſſenſchaftlichen Beziehungen einige von allgemeinerem Intereſſe, und andere, die faſt ganz allein den eigentlichen Gelehrten an ſich ziehen, dem es um die Berichtigung oder Vermehrung gewiſſer Reihen von Begriffen zu thun iſt. Dieſe letzteren enthalten nämlich das Detail einzelner Wahrnehmungen deren Anwendung man ohne Sachkenntniß nicht gleich abſehen kann; da hingegen jene hauptſächlich nur die wichtigen Reſultate zuſammenfaſſen, welche für dieſe oder jene Wiſſenſchaft aus den vorerwähnten einzelnen Factis floſſen. Zu dieſen allgemeinen Folgerungen, welche auf das Aggregat einzelner Beobachtungen gegründet ſind, und dennoch ſelbſt für den gleichgültigſten Leſer etwas Anziehendes haben, wäre es auch nur, weil ſie Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung darbieten, ſcheinen mir folgende mit Recht gezählt werden zu können: 1. daß eben ſo wenig das Daſein des eingebildeten Südlandes jemals wieder behauptet werden kann, als die dunkle Lehre vom nothwendigen Gleichgewicht der beiden Halbkugeln; 2. daß das Meer um beide Pole gefriert, und jene Eismaſſen bildet, von denen man ehedem wähnte, ſie kämen aus großen Flüſſen herabgeſchwommen; 3. daß eben dieſes Eis von Salztheilchen leer iſt und zum Trinken gebraucht werden kann; 4. daß man heut zu Tage zur See aſtronomiſche Beobachtungen anſtellt, wodurch ſich die Länge faſt allezeit bis auf einen halben Grad zuverläſſig beſtimmen läßt; 5. daß im Fach der nautiſchen Geographie nunmehr alle großen Entdeckungen erſchöpft ſind, und die Nachleſe nicht anders als ärmlich ausfallen kann; 6. daß die ſüdliche Halbkugel mehrentheils mit Waſſer bedeckt, und verhältnißmäßig kälter als die nördliche iſt; 7. daß viele Inſeln und Felſenbänke vom anſehnlichſten Umfange im heißen Erdſtriche blos das Werk einer Art

polypenähnlicher Gewürme ſind; 8. daß im Weltmeer ein zwiefaches Leuchten, ein elektriſches und phosphoriſches, Statt findet, wovon letzteres wieder auf doppelte Art, nämlich unorganiſch und in lebendigen Thieren, erſcheint; 9. daß die häufige Erſcheinung der Seevögel und des ſchwimmenden Seetangs (fucus) nicht mehr für ein ſicheres Zeichen von nahem Lande gilt; 10. daß entlegene Inſeln niemals reich an vielerlei vierfüßigen Thieren ſind; 11. daß die Botanik aus jenen unentdeckten Ländern mit mehr als zweitauſend Gewächſen bereichert worden iſt, von denen manche in Zukunft einen beträchtlichen Nutzen verſprechen; 12. daß man, bei gehörigen Vorkehrungen, auf dreijährigen Seereiſen vom Scharbock nichts zu befürchten hat; 13. daß ſich dem Handel von mehr als einer Seite neue Ausſichten eröffnen; 14. daß verſchiedene große und wichtige Länder dem Unternehmungsgeiſte der Europäer die vortheilhafteſten Lagen zu neuen Pflanzſtädten darbieten, wodurch dereinſt das gemeinſchaftliche Band der Nationen geſtärkt, und die Kultur des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen befördert werden kann; 15. daß durch das ganze Südmeer, von der Nachbarſchaft Indiens bis gegen Peru und Mexiko hinüber, auf weit entfernten und vereinzelten Inſeln, ein Volk angetroffen wird, das in Geſtalt, Sprache und Ueberlieferungsbegriffen durchgehends übereinſtimmt, ob es gleich in Kultur, Verfaſſung und Sitten verſchieden iſt; 16. daß ein andrer, in Anſehung der Sprache, Farbe nnd körperlichen Bildung von jenem verſchiedner Stamm ſich nicht ſo weit von Indien durch einige andere Inſelgruppen ausgebreitet hat; 17. daß man in Abſicht der Bevölkerungsgeſchichte der Erde ſchwerlich auf zuverläſſigere und mehr entſcheidende Data rechnen kann, als man bereits beſitzt; 18. daß die Natur des Menſchen zwar überall klimatiſch verſchieden, aber im Ganzen, ſowohl der Organiſation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwickelung, ſpecifiſch dieſelbe iſt; 19. daß, ſo wie es kein Volk ohne Sprache, und keine Sprache ohne Vernunft gibt, ſo auch keinen blos thieriſchen Stand der Natur; endlich 20. daß eine völlige und abſolute Gleichheit unter den Menſchen, ſo wie ſie phyſiſch nirgends exiſtirt, auch ſittlich unmöglich iſt. Die Ausmittelung dieſer und anderer Sätze vom gleichem Gehalt ſcheint den Reiſen unſeres großen Seemannes einen entſchiedenen Werth beizulegen; und es würde dem kalten Leſer zum Vorwurf gereichen, wenn er ſie aus langer Weile überſchlagen, und dem

theilnehmendern, wenn er vorſätzlich ihre Wichtigkeit verkennen wollte.*) Ich wenigſtens bin zu feſt überzeugt, daß es mehr als eine Quelle des Intereſſirenden gibt, und hege zuviel Achtung für den vorzüglichſten Grad der unter uns herrſchenden allgemeinen Aufklärung, um es wahrſcheinlich zu finden, „die Geſchichte jener Reiſen gewähre dem Leſer weiter nichts, als Befriedigung der Sehnſucht nach einem goldnen Zeitalter,“ da ſie meines Erachtens im Gegentheil, dieſe Vorſtellungsart auf immer aus dem Reich der Wirklichkeit in die Phantaſiewelt der Dichter verweiſet. Ueberall, wohin Cook und ſeine Gefährten kamen, es ſei in der Nähe des Pols oder des Aequators, fanden ſie den Genuß der Menſchen im Verhältniß mit der Thätigkeit ihres Körpers und ihres Geiſtes. Der gemäſtete Müßiggänger iſt in O-Taheiti, wie in Europa, nur eine Mißgeburt der Regierungsform, die auf Unkoſten einer arbeitenden und dienſtbaren Klaſſe von Menſchen exiſtirt. Sollte ſein Loos uns nicht vielmehr ein Gegenſtand der Verabſcheuung, als der Sehnſucht ſein? Doch es iſt Zeit, eines ſo übereilten als unverdienten Spottes zu ſchonen. So lange es unbeſtritten bleibt, daß eine vollkommnere Erkenntniß unſerer Verhältniſſe, oder deſſen was wir Wahrheit nennen und durch vervielfältigte Erfahrung erlangen, dasjenige Ziel iſt, für welches die Natur Geſchöpfe mit entwicklungsfähigen Anlagen beſtimmte; ſo lange wird das Verdienſt des Entdeckers, der die Summe des menſchlichen Wiſſens mit jener Miene von neuen oder berichtigten Begriffen vermehrte, weit über alle Anfälle der Tadelſucht erhaben, auf einem unerſchütterlichen Grunde ſtehen. Will man aber noch weiter gehen, und ſeine Bemühungen, weil ſie unſerer geſitteten Verfaſſung, unſerer wiſſenſchaftlichen Aufklärung, unſerer durch vermehrte Bedürfniſſe aufs höchſte geſpannten Thätigkeit angemeſſen und noth-

---

*) Viele der obenangeführten Reſultate, nebſt den Gründen auf denen ſie beruhen, lieſet man in meines Vaters, während ſeiner Reiſe um die Welt geſammelten, Bemerkungen (welche ich aus dem Engliſchen überſetzt habe, Berlin bei Haude und Spener, 8. 1783.) Hieher gehören auch meine Aufſätze **de plantis esculentis insularum oceani australis. Berol. 8. 1786** und der in dieſer Sammlung, über Neuholland nebſt einem Aufſatz über die Menſchenracen im T. Merkur, Oct. und Nov. 1786. Außerdem bleibt die Sammlung der neuen Seereiſen die gemeinſchaftliche Quelle jener Beobachtungen.

wendig ſind, eben darum auch für heilſam und nützlich erkennen; will man dasjenige, was heut zu Tage politiſche und ſittliche Glückſeligkeit zu heißen pflegt, nicht für Täuſchung und leeres Wortgepränge halten: ſo wird ſich ein dankbares Gefühl in unſere Bewunderung miſchen, und dem wohlthätigen Genius der Entdeckungen huldigen, der uns jene für die Mitwelt und Nachwelt ſo reichhaltigen Reſultate verſchaffte.

Den Menſchen zu erhalten, und ihn glücklich zu machen, ſind die beiden großen Probleme der Staatskunſt. Daher ſchmückte bei Völkern, die das Verdienſt zu ehren pflegten, ein Bürgerkranz den Mann, der alle Kräfte aufgeboten hatte, um zu dieſen edlen Zwecken mitzuwirken. In England trat eine gelehrte Geſellſchaft gewiſſermaßen in die Vorrechte des Souverains, indem ſie ſich freiwillig die ehrenvolle Pflicht auferlegte, Verdienſte um den Staat zu krönen. Cook hatte den Scharbock, die Peſt der Seefahrenden, welche ſonſt auf den brittiſchen Flotten mehr Schlachtopfer hinweg zu raffen pflegte, als der blutigſte Krieg, durch weiſe Maßregeln beſiegt. Ihm alſo dem Retter und Befreier von dieſem grauſenvollen und langſam verzehrenden Tode, dem Erhalter des Lebens vieler Tauſende, die künftig geſund und getroſt den Ocean beſchiffen werden, ihm reichte die Philoſophie den Kranz der Ehre dar, den er im alten Rom vom Volk und vom Senat erhalten hätte.*) Cook hatte aber durch ſeine Entdeckungen für die Erhaltung jener nützlichen Menſchenklaſſe, die ſich nicht anders ernähren kann, als wenn ſie unaufhörlich ihr Leben wagt, auf mehr als eine Art geſorgt. Des Vortheils nicht zu gedenken, daß nach ſeinen letzten gefahrvollen und fruchtloſen Verſuchen eine nördliche Durchfahrt zu finden, die Entdeckung derſelben, welche bereits ſo viele unglückliche Unternehmungen veranlaßte, nunmehr bis auf eine künftige Verrückung der Erdachſe wohl nicht verſucht werden möchte, belehrt uns ein Blick auf die Karte, wie viel er dazu beigetragen hat, die Gefahren der Schifffahrt durch die genauere Auskundſchaf-

*) Sir Godfrey Copley, ehemaliger Präſident der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, hat derſelben einen Fond hinterlaſſen, aus welchem jährlich eine 50 Pfund Sterling ſchwere goldene Schaumünze geſchlagen werden kann, welche demjenigen Mitgliede zu Theil wird, dem man die wichtigſte Erfindung verdankt. Die Schaumünze bekam Cook.

tung der Seeküſten des ganzen Erdbodens zu vermindern. Ich rede nicht blos von ſeinen geographiſchen Entdeckungen in einem bisher noch wenig beſuchten Welttheil. Wie viele Ankerplätze, Häfen und Rheden, wo Schiffe in Sicherheit liegen und für ihre Mannſchaft Erfriſchungen laden können, müßten wir nicht herzählen, wenn wir die herkuliſche Arbeit ſeiner drei Entdeckungsreiſen durchgehen wollten! Allein auch Länder, die uns näher und ſchon im Bezirk des europäiſchen Seehandels liegen, ſind durch ſeine Bemühungen genauer bekannt, ſo wie ihre Lagen richtiger beſtimmt und ihre Häfen mit allen kleinen zur praktiſchen Schifffahrt unentbehrlichen Merkmalen beſchrieben und gezeichnet worden. Ein eben ſo wichtiges und glänzendes Verdienſt des unſterblichen Entdeckers, kann ich nicht übergehen, wenn ich nicht den Vorwurf einer großen Vergeßlichkeit verdienen will. Ihm, und zwar faſt ganz allein ihm, iſt man die vollkommnere Vereinigung der Sternkunde mit den Geſchäften des Seemannes ſchuldig, eine Vereinigung, wodurch die größte Gefahr und Schwierigkeit der Schifffahrt gehoben wird. Er begnügte ſich nicht, das praktiſch Anwendbare dieſer erhabenen Wiſſenſchaft ſelbſt unablaſſig zu benutzen, ſondern bildete während ſeiner Reiſen in eben dieſen Grundſätzen eine Menge junger Officiere, die gegenwärtig durch Beiſpiel und Unterricht den Geiſt der Beobachtung in der ganzen brittiſchen Marine verbreiten. Die ſchrecklichen Folgen der Unwiſſenheit, oder wohl gar einer thörichten Verachtung aſtronomiſcher Kenntniſſe, die Verwirrung, die Angſt, das Elend, die Gefahren, denen der Seemann ausgeſetzt iſt, wenn ihn ein Sturm von ſeiner Laufbahn verſchlägt, und es ihm an Mitteln fehlt, ſich wieder zu orientiren, ſind durch unzählige Beiſpiele zu bekannt, als daß ich ſie hier zu ſchildern brauchte. Um ſo vielmehr iſt es zu verwundern, daß, bis auf Cook's Entdeckungsreiſen, die nautiſche Sternkunde in ihrer Kindheit blieb. Die Länge zur See zu beobachten und zu berechnen, war bis dahin bei allen Seeleuten unerhört, und ſowohl aſtronomiſche Inſtrumente, als Beobachter, die dieſen Namen verdient hätten, waren noch äußerſt ſelten. Ja, es ward ſogar im Jahr 1770 noch nothwendig befunden, in dem Anhang zu den Mayeriſchen Tafeln den berühmten Sternkundigen de la Caille zu widerlegen, welcher behauptet hatte, daß die leichteſte und einfachſte aller Beobachtungen, die der Sonnenhöhe am Mittage, nicht genauer als bis auf fünf oder gar nur auf acht Minuten,

der Wahrheit nahe kommen könne. Auf Cook's Schiffen hingegen war kein Officier, und kaum ein Seecadett, der nicht mit aller erforderlichen Genauigkeit die Entfernung des Mondes von der Sonne oder von einem Stern zu meſſen, folglich von allen Beobachtungen die ſubtilſte anzuſtellen gewußt hätte. Es war mit dem Wetteifer und dem Ehrgeiz, den ihr Befehlshaber ihnen eingeflößt hatte, ganz unverträglich, daß ſie ſich über dieſen Punkt eines Vorwurfs ſchuldig gemacht hätten. Eben dieſe Fertigkeiten bewieſen ſie in dem Gebrauch des Azimuth-Compaſſes zur Beſtimmung der Abweichungen der Magnetnadel, und in der dazu nothwendigen Berechnung. Cook führte ſie zur Unterſuchung der Strömungen im Meere, der Höhe und Richtung der Fluthen, und der Zeit ihres Wechſels an, worauf die Sicherheit der Schifffahrt an Küſten ganz vorzüglich beruhet. Allein auch jene wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, welche bis jetzt noch keine unmittelbare praktiſche Beziehung haben, ſind dem jungen Officiere wenigſtens in ſo fern vortheilhaft, als ſie ſeinen Beobachtungsgeiſt ſchärfen und einſt zu wichtigen Entdeckungen Anleitung geben können. Iſt es nicht, zum Beiſpiel, merkwürdig, daß die Fluth, mitten im Ocean kaum zwei Drittel der Höhe erreicht, welche man nach Anleitung der Theorie erwarten ſollte? Iſt nicht das Südlicht in dem kalten Strich der andern Halbkugel ein Factum, welches für die Phyſik noch viel verſpricht? Unter Cook's Anführung lernte alſo der Seecadett ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Tiefe des Meeres in verſchiedenen Gegenden, auf deſſen verhältnißmäßige Wärme, und die Menge des im Waſſer enthaltenen Salzes, auf die Urſachen der Polarität, auf die Inclination der Magnetnadel, und auf die Wirkungen der Schwere richten. So genoß er auch den Unterricht dieſes großen Lehrers im Aufnehmen und in der Verfertigung der Seekarten. Im Boot und am Ufer, mit dem Compaß, dem Sextanten, dem Senkblei, einer Meßkette und andern Hülfsmitteln bei der Hand, maß er Winkel, Tiefen und Entfernungen; in der Kajüte bei mehrerer Muße entwarf er nach dieſen Angaben den Plan der neuen Küſte. Bedenkt man einen Augenblick, daß die Führung eines Schiffs blos von dem Willen, und folglich von der Einſicht des Officiers abhängt, ſo wird der Nutzen des aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Unterrichts für die Erhaltung des Schiffvolks, und Cook's Verdienſt um die Menſchheit, auch in dieſer Rückſicht offenbar. Die einſichtsvollſten

Schiffscapitains in der Flotte fühlten die Vorzüge dieſer Officierſchule in ihrem ganzen Umfange, und bewarben ſich um die Erlaubniß unſeres großen Seemannes, ihre Söhne oder nächſten Verwandten zu ihm ins Noviciat ſchicken zu dürfen. Auf ſeiner erſten Reiſe begleiteten ihn einige junge Leute, die bereits unter Byron oder Wallis das Südmeer beſucht hatten. Aus dieſen und einer großen Anzahl Cadetten, die ihm von ihren Aeltern anvertrauet wurden, bildete er nach und nach mehrere vortreffliche Officiere, die theils auf den folgenden Reiſen ihn wieder begleiteten, theils auf andern Stationen ſeiner Erziehung Ehre machten. Eben daſſelbe Verdienſt, welches ihn ohne fremde Hülfsmittel emporgehoben hatte, war auch hinreichend ſeine Zöglinge zu befördern; verſchiedene, die als Subalternen unter ihm dienten, ſchwangen ſich bald zu Lieutenants, und ſelbſt zu Befehlshabern von Schiffen empor. Die mannigfaltigen Ereigniſſe einer Entdeckungsreiſe waren für ſie eine reichhaltige Quelle von Erfahrungen geweſen, die ſie ſonſt nirgends in ſo kurzer Zeit hätten ſammeln können, und unter keinem andern Führer ſo gut hätten benutzen lernen. Sie hatten ſich daher, durch lange Gewohnheit, in allen Fächern des Seedienſtes Cook's Methode zu eigen gemacht, und ſeine ſtrenge Aufſicht hatte ſie beſtändig darin geübt. Wo der edle Antrieb ſich hervorzuthun, mit dem Vortheil ſich nach einem ſo großen Muſter bilden zu können, zuſammentraf, war es da ein Wunder, daß ein gewiſſer Grad von Vollkommenheit errungen ward? Hätte das moraliſche Beiſpiel mit dem mechaniſchen gleiche Kraft; oder wären die Triebfedern der Nachahmung gleich wirkſam in dieſer zweifachen Beziehung, und intereſſirte es die jugendliche Vernunft, die noch keine Widerwärtigkeiten kennt, das Herz des Menſchen ſo zu prüfen wie ſeinen Verſtand: ſo müßten aus Cook's Schiffen lauter Officiere hervorgegangen ſein, die auch im Betragen gegen ihre Mannſchaft ſeine milde, väterliche Zucht, und im Umgang mit ungebildeten Völkern ſeine menſchenfreundliche Achtung für ihr Leben bewieſen hätten. Allein die moraliſche Bildung fordert eine längere Erfahrung und eine ſeltene Thätigkeit des Selbſtgefühls.

Von jenen beiden vorhin erwähnten Aufgaben iſt daher auch die Kunſt, Menſchen glücklich zu machen, die ſchwerſte. Schon der ſchwankende Begriff der Glückſeligkeit, den jeder mit ſich herumträgt, müßte wohl, ehe er praktiſch werden könnte, in den meiſten Fällen eine große Einſchränkung oder eine gänzliche Um-

ſchmelzung leiden. Mit den Neigungen und Bedürfniſſen, mit den Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen, müſſen auch die von ihm unabhängigen äußern Umſtände in Rechnung gebracht werden; ja es iſt augenſcheinlich, daß die Dinge, auf welche wir einen Werth ſetzen, und in deren Genuß wir glücklich ſind, jenen Werth uur durch die praktiſche Erkenntniß ihres Gegenſatzes erhalten, und uns nicht anders befriedigen können, als indem wir den Zuſtand, worin wir ſie entbehrten, mit dem, worin wir ſie erlangten, vergleichen. Zwiſchen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinkt, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem ſchmerzloſem Daſein, oder auch nach der lebhafteren Empfindung angenehmer ſinnlicher Eindrücke ſtrebt, iſt eben ſowohl als dieſer Genuß ſelbſt, nicht Zweck, ſondern Mittel; die Abſicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß uns zur Lockſpeiſe vorhielt, ſollte, wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte ſeinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern.*) Das Bewußtſein, welches ſich zum Inſtinkt geſellt, erzeugt eine Menge oft widerſprechender Neigungen, die auch alsdann, wenn ſie natürliche Triebe erſticken, noch immer jenen Satz beſtätigen. Die Vorſtellung, welche im Menſchen die herrſchende wurde, mochte noch ſo abentheuerlich ſein, ſo fand er einen Genuß darin, der ihn antrieb, ſeine ganze innere Kraft aufzubieten, und Alles mit einer Empfindung, die ſtärker als jede andre ſein Selbſtgefühl erweckte, in Verbindung zu ſetzen. Glücklich ſein, ſcheint dem zufolge, wenigſtens in der einzigen Welt die wir kennen, einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wolluſt und Schmerz, Freude und Leid mit einander

*) Der Bienenweiſer oder Honigkukuk (cuculus indicator) in Afrika, zeigt ſowohl den Menſchen als einer Art von Stinkthieren, die Stöcke der wilden Bienen an. Die Hottentotten folgen ſeinem Wink, graben den Honig aus, und überlaſſen ihm gerade ſoviel, als ihn lüſtern macht, ihnen einen andern Stock anzuzeigen, welches er dadurch thut, daß er vor ihnen herfliegt, und dann, über dem Neſte in der Luft ſchwebend, ſchreit. Man ſehe Sparrmann in den Phil. Transact. T. LXVII.

wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwickelung aller phyſiſchen und ſittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erſchöpfung und einer gänzlichen Befreiung von aller Mühe, erſticken beide die Thätigkeit, und machen nicht glücklich. Ohne Reiz, nämlich im erſten Fall ohne Hoffnung, im andern ohne Begierde, ſinkt die Hand, die nach dem Genuß greifen ſollte, kraftlos zurück; wo hingegen das richtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirkſamkeit ſetzt, da ſcheint der weiſen Staatskunſt weiter nichts übrig zu bleiben, als über die Entwickelung verſchiedener Kräfte ſo zu wachen, daß ſie einander nicht zerſtören können. Zur Prüfung dieſer Gedanken müßte man unterſuchen, ob die Länder, welche verhältnißmäßig die größte Anzahl glücklicher Menſchen beſitzen, nicht zugleich diejenigen ſind, wo Freiheit der Perſon, des Eigenthums, des Gewiſſens und des Denkens jede Art von Betriebſamkeit im höchſten Grade befördert, und wo man, ohne ſich zu erſchöpfen, für alle Bedürfniſſe des Staats mit einer Art von Verſchwendung ſorgt? Dieſe wenigen Züge ſind gewiß hinreichend, jedermann einen Staat ins Gedächtniß zu rufen, der ſie alle in ſich vereinigt.

Die Fortſchritte der Aufklärung geben derjenigen Thätigkeit, welche die Hauptbedingung zum Glück der Menſchen iſt, einen ſtärkern Schwung; denn ſie bringen neue Verhältniſſe in Umlauf, wodurch die Induſtrie mit der immer ſteigenden Vermehrung der Bedürfniſſe wieder ins Gleichgewicht kommt. In eben dem Sinn wie man thieriſche Körper Maſchinen nennt, hat man auch den zuſammengeſetzten Staatskörper mit dem vielrädrigen, lebloſen Gebilde der menſchlichen Kunſt verglichen. Allein alles an dieſer Maſchine lebt, jeder Theil hat eigene Lebenskraft, und die Vereinigung lebendiger Glieder bildet nicht ein todtes, ſondern ein beſeeltes organiſches Ganze, faſt auf eben die Art, wie nach van Helmont, Bonnet und Otto Friedrich Müller, jede Organiſation der Natur auf unſerer Erde ein Aggregat lebendiger Einheiten iſt.*) Eine beſtändige und gewaltſame Bewegung, wobei unabläſſig Theile verloren gehen und wieder erſetzt werden, erhält

*) S. Bonnet considérations sur les corps organisés, I, §. 132.

und ernährt dieſes ungeheure Ganze; ein heftiger äußerer Stoß, ein Mißverhältniß der Organe, Erſchlaffung aus Mangel, Stokkung aus Uebermaaß der Säfte, verurſachen in ihm, wie im einzelnen Thiere, Gährungen, Erſchütterungen, Krankheiten und Zufälle aller Art, ja bisweilen gänzliche Auflöſung oder Uebergang in andere ähnliche Körper. Ohne dieſes Gleichniß weiter zu führen, erläutert es die Unentbehrlichkeit derjenigen Erhaltungsmittel, an welche ſich ein Staat, vermöge ſeiner Verfaſſung oder ſeiner ganzen Art zu exiſtiren, gewöhnt haben kann, und ſchildert deutlich die Gefahr, welche ihm bei jeder Hemmung des einmal zu ſeinem Leben beſtimmten Kreislaufes droht. Es mag alſo immerhin wahr ſein, daß ein mächtiger, reicher, üppiger Staat, im vollen Genuß ſeiner Kräfte, den Keim der Verweſung ſchon in ſich enthält; im Grunde ein leerer Schall, da keine Geſellſchaft unauflöslich iſt: — ſo verliert das Verdienſt eines Mannes, welcher dem gegenwärtigen Bedürfniß zweckmäßig abhilft und die Geſundheit des Staatskörpers auf lange Zeit ſichert, ſo wenig, als der Ruhm eines geſchickten Arztes, der einen Kranken wieder herſtellt, ohne ihn unſterblich machen zu können.

Wenn alſo Cook's Entdeckungsreiſen neue Ausſichten für den Flor ſeines Vaterlandes eröffnen, wenn ſie ſeine Mitbürger zu neuer Thätigkeit aufmuntern, und die allgemeine Aufklärung aller geſitteten Völker befördern; wer raubt ihm dann den unſterblichen Ruhm, für das Glück vieler Tauſende gearbeitet, ja ſelbſt ſich hingeopfert zu haben? Dieſes Verdienſt des großen Seemannes iſt nicht etwa blos hypothetiſch, nicht der Traum einer hochgeſpannten Einbildungskraft, welche ſich erkühnt, in eine dunkle, ungewiſſe Zukunft zu blicken; ſchon jetzt ſproſſen die Früchte der erſten und letzten Reiſe des Entdeckers hervor. Zwiſchen China und der neuentdeckten Weſtküſte von Nordamerika haben engliſche Kaufleute das Band des Handels ſchon mit dem beſten Erfolge geknüpft, und ihr erſter wohlgerathener Verſuch beweiſt die Einträglichkeit dieſer neuen Fahrt. Die Pelzwerke jenes neuen Welttheils und insbeſondere die Seeotterfelle welche der üppige Mandarin beinahe mit Gold aufwiegt, werden ſich lange in ihrem Preiſe erhalten; denn dieſe Thiere müſſen ſeltener werden, je eifriger der Amerikaner, durch den Tauſchhandel angereizt, ihnen nachſtellt. Es läßt ſich alſo ohne beſondern Scharfblick vorausſehen, daß die Bequemlichkeit des Handels an jener

weſtamerikaniſchen Küſte bald die Errichtung feſter Poſten und Faktoreien nothwendig machen wird, aus denen mit der Zeit ordentliche Pflanzſtädte entſtehen müſſen. Erinnert man ſich dabei an das ſchnelle Wachsthum der Staaten, welche neulich auf der öſtlichen Küſte deſſelben Welttheils in einen großen republikaniſchen Bund zuſammengetreten ſind, ſo erwartet man, innerhalb ein paar Jahrhunderten, auch weſtwärts eine wichtige Erſcheinung am politiſchen Himmel. Die Natur aller Kolonien bringt es mit ſich, daß ſie, ſobald ſie für ſich ſelbſt beſtehen können, ſich emancipiren und vom alten Stamme losreißen. Dieſes Schickſal ſteht unfehlbar, früher oder ſpäter, den ſpaniſchen Beſitzungen durch ganz Amerika bevor, und kann vielleicht durch die Entſtehung eines neuen Handelsſtaats in Neualbion beſchleunigt werden. England könnte alſo einmal an den bourboniſchen Höfen, die jetzt die Unabhängigkeit der amerikaniſchen Staaten unterſtützten und ſogar ihren Handel an ſich zu bringen ſuchten, das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und den Verhältniſſen der alten mit der neuen Welt durch neue Revolutionen ein ganz verändertes Anſehen geben.

Aus der Verweſung organiſcher Körper, oder ihrem Auswurf, entſtehen wieder neue Organiſationen. Zuerſt ſind es zwar nur Schimmel und Pilze; doch dieſe bereiten das Erdreich für den Keim eines edleren Pflanzengebildes. Aus den überflüſſigen oder ſchädlichen Gliedern eines Staats, die er von ſich wirft, keimen bald neue Geſellſchaften hervor, die allmählig zu einer anſehnlichen Größe und Stärke gedeihen. Einige Menſchen von größerer Seele, welche ſich unter günſtigen Umſtänden in dieſen neuen politiſchen Organiſationen hervorthun, geben der noch biegſamen Maſſe Geſtalt und Conſiſtenz, und hauchen ihr einen bildenden Trieb ein, der ſie in allen ihren Theilen entwickelt und weiter organiſirt. Die Freiſtaaten in Amerika hatten keinen andern Urſprung, und ihre Geſetzgeber gingen aus ihrer eignen Mitte hervor. Eben dieſen geringen Anfang hat die neue britiſche Kolonie, welche, noch in dieſem Jahre, an der Oſtküſte von Neuholland angelegt werden ſoll. Jenes von Cook auf ſeiner erſten Reiſe entdeckte Neuſüdwallis, und jene Botani-Bai, wo die Naturforſcher in Zeit von drei Wochen beinahe 400 neue Pflanzengattungen fanden, ſind zum künftigen Wohnort der Verbrecher auserſehen, welche ſich ſeit einigen Jahren in den engliſchen Gefängniſſen angehäuft haben. Dort liegt ein unge-

heures Land, welches man füglich einen neuen Welttheil nennen könnte, unbebaut und unbewohnt vor ihnen offen, und bietet ihnen einen milden Himmelsſtrich, eine fiſchreiche Küſte, und ein zum Anbau bequemes Erdreich dar. Das noch unerforſchte Innere dieſes Landes enthält vermuthlich eine Menge merkwürdiger, vielleicht koſtbarer Produkte. Die geringe Anzahl der Elenden, die nackend, zerſtreut und ohne bleibende Stätte an den dortigen Seeufern irren, iſt weder den Anſiedlern gefährlich, noch hat ſie von dieſen etwas zu befürchten. Der Anfang dieſer neuen Pflanzſtadt kann alſo unblutig ſein; ſie kann die Jahre ihrer Kindheit ruhig und ungeſtört verleben, und muß, fern von dem Mutterlande, ihren Unterhalt mit deſto größerem Eifer im Ackerbau ſuchen, der die einzige Quelle des wahren Reichthums iſt. Allein ſobald die Bevölkerung in Neuholland nur geringe Fortſchritte macht, verwebt ſich die Anpflanzung der nahegelegenen Inſeln von Neuſeeland, welche an Bau- und Nutzholz, an Pflanzenprodukten aller Art und an Fiſchen ſo ergiebig ſind, mit in das Intereſſe der neuen Kolonie. Das dortige Erdreich und Klima ſind dem Anbau unſerer Getreidearten und des Weinſtocks vorzüglich angemeſſen. Die hyazinthenähnliche Pflanze (Phormium) welche dort einheimiſch iſt, und den Einwohnern einen unzerſtörbaren, ſeidenweichen und glänzendweißen Flachs liefert, eine Pflanze, die zugleich den Vortheil hat, daß ſie auf einem felſigen, oder ſelbſt einem ſumpfigen Boden, welcher ſonſt nicht genutzt werden könnte, vortrefflich gedeihet, bieten den Stoff zu Segeltuch, zu Stricken und ſelbſt zu allerlei Arten von Leinwand dar. Die harzigen, gewürzhaften Bäume, aus deren Sproſſen Cook Bier und Thee bereiten ließ, und mehrere Kräuter, welche allem Anſchein nach reich an Heilkräften ſind, verſprechen dem Handel neue Ausſichten; es ſei nun, daß die angeerbte Wildheit der einheimiſchen Barbaren mit der Zeit gemildert werden kann, oder daß die Pflanzvölker europäiſchen Urſprungs, ſich mit gewaffneter Hand unter ihnen niederlaſſen. Für die nördliche Gegend von Neuholland, welche dem Aequator näher liegt, ſind die Produkte der zwiſchen den Wendekreiſen im ſtillen Meere zerſtreuten Inſelgruppen von größerer Wichtigkeit. Der Brodbaum, deſſen Früchte eine ſo reichliche, geſunde und ſchmackhafte Nahrung geben, die Kokospalme mit ihren Nüſſen, ihrem Oel und ihrem weinähnlichen Saft, der Piſang, der taheitiſche Myrobalanapfel, die Yams und Aronswurzeln, die ſüßen

Bataten, das Zuckerrohr, mit einem Worte die Früchte und eßbaren Pflanzen jener Archipele, können dereinſt mit Nutzen in dem neuen Lande angezogen werden. Schon an den Küſten gibt es Stellen, die zum Anbau derſelben tauglich ſind, und in den Thälern, welche tiefer im Lande liegen, laſſen ſich dergleichen mit noch größerer Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Der Kajoputibaum, der das berühmte Oel dieſes Namens gibt, und eine Menge Bäume, aus denen ein koſtbares, dem Drachenblut ſehr ähnliches Harz hervorquillt, wachſen in jenem Lande wild. Vielleicht könnte man von den freundſchaftlichen Inſeln nach Neuholland auch eine neue Gattung des Fieberrindenbaums bringen, deſſen bittrer, würzhafter Geſchmack deutlich genug zu beweiſen ſcheint, daß er ſo wenig, wie ſeine amerikaniſchen Verwandten, an Heilkräften leer ausgegangen iſt. Wer weiß nicht heut zu Tage von der Wichtigkeit dieſes amerikaniſchen Produktes zu ſprechen, und wer erkennt nicht, daß allein die Entdeckung deſſelben das Band zwiſchen Peru und Europa unauflöslich macht? Eine zweite Art von Fieberrinde aus den caribäiſchen Inſeln fängt an, durch ähnliche, doch verſchiedene, aber in gewiſſen Fällen noch wirkſamere Kräfte in Ruf zu kommen. Die dritte ziert mit ihren ſchönen wohlriechenden Blumen die Gärten der Inſulaner im Südmeer, und wird vielleicht auch wegen ihrer Heilkräfte um die Hütten gepflanzt. Die Anpflanzung dieſes Strauchs, und der Handel mit ſeiner Rinde, kann in Zukunft Völker mit einander verbinden, die ohne ein ſolches Mittel noch lange getrennt geblieben wären.

Mit Erſtaunen bemerkt man, daß die Völker Aſiens, ſie mögen, wie die Chineſen von Europa unabhängig geblieben, oder wie die in Bengalen, Java, den Molucken und Philippinen von unſern Kaufleuten unterjocht worden ſein, dennoch auf ihrer Stufe der Kultur ſtille ſtehen, ſich mit den Europäern nicht vermiſchen, und ihre eignen Sitten, Sprachen und Gebräuche beibehalten. Das Alterthum ihrer Verfaſſung, die ſtarke Bevölkerung aller jener aſiatiſchen Länder, und die Gewinnſucht des fremden Kaufmannes, der Alles, nur nicht ſeinen unmittelbaren Vortheil, vergißt, ſcheinen ſich zu vereinigen, um jene Eigenthümlichkeit des Charakters zu erhalten; ja, das Klima wirkt ſogar mit Macht auf den Eroberer zurück, der ſich aus Trägheit und Behagen den Sitten der Beſiegten genähert hat. In einem Lande hingegen, wo die Zahl der urſprünglichen Eingebornen

unbedeutent iſt; wo Niemand dem neuen Ankömmlinge die Mühe erſpart, den Acker zu beſtellen; wo keine einheimiſche Manufaktur vorhanden iſt, um ihn in Baumwolle oder Seide zu kleiden; wo folglich das Wachsthum und Gedeihen der neuen Pflanzſtadt blos von ihren eigenen Kräften abhängen muß: da darf man wohl mit einiger Zuverſicht auf die Fortdauer des europäiſchen Geiſtes der Betriebſamkeit rechnen. Mit dem Anbau müſſen alſo nach und nach Handwerke und Künſte entſtehen, welche ſich durch den Handel ausbreiten und vervollkommnen können; Induſtrie und Luxus müſſen Hand in Hand mit einander gehen, und ſelbſt die Wiſſenſchaft kann nicht in gänzliche Vergeſſenheit gerathen. Wie müßte nicht ein Staat in der ſüdlichen Halbkugel, deſſen Einwohner ſo unternehmend, ſo thätig, ſo heftig angeſpornt durch die Menge ihrer Bedürfniſſe und ſo ſinnreich in Erfindung der Befriedigungsmittel wären, wie die Völker unſeres Welttheils und der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die Verhältniſſe aller nahen und fernen Nationen verändern? Neuholland, als Mittelpunkt des Handels betrachtet, ſcheint vortheilhaft gelegen zu ſein, um Indien mit Amerika zu verbinden, und gewiſſermaßen die Oberherrſchaft über die öſtlichen Inſelmeere Aſiens zu behaupten.

Wenn die allgemeine Aufklärung; wenn das gemeinſchaftliche Fortrücken unſerer ganzen Gattung nach einem beſtimmten Ziele der Vollkommenheit, wenn die Ausſicht einer höheren geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, als die Welt noch kannte, theilhaftig zu werden, nicht etwa leere Träume einer kranken Einbildungskraft, oder ohnmächtige Schwärmereien der Ungenügſamkeit am Gegenwärtigen, oder gar den Umarmungen manches verwegenen Irions abſichtlich entgegengeſchickte Wolkengöttinnen ſind; wie wichtig wäre nicht alsdann Cook's Entdeckungsepoche, auch als der Zeitpunkt, wo eine neue zweckmäßige Entwickelung des Menſchengeſchlechts und ſeiner Kräfte den Anfang nehmen, und ein feſter Punkt mehr gewonnen werden ſollte, aus welchem die weiſeren Europäer den alten aſiatiſchen Eigenſinn, und jene unbezwingbare Widerſetzlichkeit des vollkommenſten, üppigſten und an natürlichen Schätzen unerſchöpflichſten Welttheils gegen alle Fortſchritte der Aufklärung endlich beſtürmen müßten?

Kühn iſt der Gedanke immer, daß 500 bis 600 Millionen Menſchen die es ſich nicht träumen laſſen, wie ernſtlich und liebreich die Philoſophie ihrer Brüder ſchon die Mittel ſie auf-

zuklären berechnet, von einem Zeitpunkte nicht mehr fern ſein ſollen, wo in ihrem Denken, Thun und Laſſen eine merkwürdige Revolution vorgehen wird, wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern, mit unwiderſtehlicher Macht der Ueberredung ſie auffordern werden, ihrer lange gewohnten Sclaverei, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem deſultoriſchen Gange ihrer in Bildern ſpielenden Vernunft, kurz den angeerbten, klimatiſchen Irrthümern und Mängeln ihres Verſtandes und Herzens zu entſagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den europäiſchen oder aus Europa entſprungenen Selbſtdenker glücklich macht! Nun iſt es zwar unleugbar, daß die gänzliche Bevölkerung der Erde und insbeſondere die Entſtehung großer wirkſamer Staaten in einer bis jetzt ſo gut als unbewohnten Weltgegend, merkwürdige Folgen und wichtige Veränderungen im Syſtem des allgemeinen Zuſammenhanges nach ſich ziehen müſſe; und wer mag der prophetiſchen Begeiſterung, oder jener ihr nacheifernden Kunſt, im magiſchen Kreiſe der Dialektik die Zukunft zu enträthſeln, das Vorrecht ſtreitig machen, ſogar die Art des Einfluſſes, den dieſe Revolution endlich auf die Menſchengattung äußern wird, voraus zu verkündigen? Allein für den kaltblütigen Forſcher der die Erfahrung befragt, iſt es allerdings noch etwas befremdend, daß ihn die Begebenheiten der Vergangenheit zu dieſen Vorherbeſtimmungen nicht zu berechtigen ſcheinen.

Man nehme das Alter der Erde und des Menſchengeſchlechts ſo hoch an, als man immer will, ſo iſt doch die Geſchichte nur gleichſam von geſtern, und ſteigt nicht über 3000 Jahre zurück. In dieſem Zeitraum aber ſind die Sitten, die Lebensart, die Regierungsform, der Charakter und die Religionsbegriffe der Chineſen und Indier im weſentlichen unverändert geblieben, ſo oft auch die benachbarten mongoliſchen Horden dieſe unkriegeriſchen Völker bezwungen haben. In wiefern ſind alſo die Begriffe, die wir von unſerem raſtloſen Geiſte, von unſerer auf Freiheitsſinn und Griechenlands Philoſophie gepfropften Aufklärung abgezogen haben, anwendbar auf jene uralten deſpotiſch-patriarchaliſchen Verfaſſungen Aſiens, wo man ſich an ererbten Künſten und Wiſſenſchaften genügen läßt, nichts Neues erfindet und nichts Fremdes lernen will? In unſerm unbeſtändigen Klima gibt es kluge Männer und Frauen, die nach meteorologiſchen Wahrnehmungen jedem Tage des zukünftigen Jahres ſeinen

Antheil Regen, oder Sonnenſchein, Froſt, Hitze, Sturm, Gewitter und Windſtille zumeſſen. In jenen Gegenden, wo das Barometer weder ſteigt noch fällt, wo die Winde und Jahreszeiten einer unabänderlichen Regel unterworfen ſind, kann man die Wetterpropheten entbehren. Doch zugeſtanden, daß ſich ein meteorologiſcher Cyclus für unſern Norden ausrechnen ließe, würde man daraus folgern können, daß dereinſt die Zeit eines immerwährenden Sonnenſcheins kommen müſſe? So bündig iſt gleichwohl der Schluß von den politiſchen Erſcheinungen eines Augenblicks und eines Winkels der Erde, die vielleicht auch ihren Cyklus haben, auf eine zukünftige allgemeine Uebereinkunft des Menſchengeſchlechts, welches dann in einem Meere von ununterbrochener Glückſeligkeit nichts weiter zu thun haben würde, als — unaufhörlich zu genießen, und endlich, über Wahrheit einverſtanden, die Denkkraft feiern zu laſſen. Mich dünkt, wir müßten in dieſer Sache nur analogiſch ſchließen. Alle Weſen der Natur ſind vergänglich, wenn gleich von verſchiedener Dauer. Eine Stunde beſchließt das ganze Daſein eines Schimmels; Zoroaſters Cypreſſe in Kaſchmer war 1400 Jahre alt, als der Kalife Motawakel ſie abhauen ließ. Am vergänglichſten iſt die Krone der Schönheit, die Blume und ihr Duft. Wir genießen dieſe, und freuen uns ihrer, ſo lange ſie währt, und pflegen ſie, um ihrer froh zu werden. Können wir nicht auch die Blume der Aufklärung pflegen, ſie genießen und uns ihrer freuen?

Was Cook zur Maſſe unſerer Erkenntniſſe hinzugefügt hat, iſt jedoch von der Beſchaffenheit, daß es tiefe Wurzeln ſchlagen und lange den entſcheidenſten Einfluß auf die Thätigkeit der Menſchen haben wird. Künſtliche, vervielfältigte, complicirte Bedürfniſſe, wie die unſrigen, und Leidenſchaften die ſich darauf beziehen, ſind vielleicht unmäßig in ihren Forderungen; allein ſie geben den menſchlichen Kräften zugleich einen Schwung, wodurch ſie oft unglaubliche Dinge verrichten. Nur das gegenwärtige Jahrhundert konnte Cook's brennende Ehrbegierde mit allen Hülfsmitteln ausrüſten, wodurch er zum Entdecker ward; und nur Cook konnte dieſem Zeitalter Genüge leiſten. Verſchiedene europäiſche Staaten haben ſo raſche Fortſchritte zur Vervollkommnung gethan, daß ſie auch dem blödeſten Auge nicht mehr entgehen können. Selbſt ihre trägeren oder mehr bedrückten Nachbarn fangen an einzuſehen, wie weit ſie zurückgeblieben ſind, und welche Vortheile ſie entbehren müſſen. Auch in Deſpotien

fühlt man endlich die große Wahrheit, daß die Sclaverei die Menſchen entadelt und entnervt; man nimmt ihnen daher die ſchwerſten Feſſeln ab, und lockt auf dieſe Art die Induſtrie hervor. Vor der Morgenröthe der Wiſſenſchaften verſchwindet die menſchliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewiſſensfreiheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreiheit und zur freien Unterſuchung aller Verhältniſſe, die dem Menſchen unter dem Namen Wahrheit wichtig ſind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben einen neuen Werth; die Künſte erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wiſſenſchaften mit einander; alle politiſchen Kräfte neigen ſich ins Gleichgewicht; kurz, es iſt oder es wird ſchon Blüthezeit. Die allgemeine Betriebſamkeit bemächtigt ſich ſchnell jeder kleinen Entdeckung, jeder einzelnen Erfahrung, um ſie auf das praktiſche Leben anzuwenden; wie wird nicht erſt die Maſſe der Erkenntniß, die Cook errungen hat, ihre Hände füllen und alle ihre Triebwerke bewegen? Die vollendete Erdkunde; die mit der Aſtronomie verbundene Nautik; die Ausdehnung des brittiſchen Handels bis an die neuentdeckte Weſtküſte von Nordamerika; die Gründung einer Kolonie in Neuholland; die Bereicherung der Naturgeſchichte; die genauere Kenntniß ſo mancher Menſchenſtämme in ihrer eigenthümlichen Verſchiedenheit, und die daraus erfolgende nähere Entwickelung des allgemeinen Begriffs von unſerer Gattung, ihrer gemeinſchaftlichen Triebe, ihrer ähnlichen, auf einer Vorſtellungsart gegründeten Vorurtheile und Irrthümer, ihrer Wildheit, Barbarei oder Kultur, ihrer klimatiſchen Lebensart und Organiſation; endlich auch die Wichtigkeit der Entdekkungsepoche für manche jener Völkerſchaften ſelbſt, deren Wiſſen und Genuß dadurch einigen Zuwachs erhalten mußte; — wie innig und vielfältig verwebt nicht dies alles den Namen und das Verdienſt des großen Entdeckers in die künftigen Beſchäftigungen vieler Völker und Generationen! Der Grenzpunkt der fortſchreitenden Aufklärung liegt außer unſerm Geſichtskreiſe; ſelbſt wenn ihre Blüthe längſt verwelkt, ihre Frucht abgefallen und zerſtreuet ſein wird, ſproſſen ihre Saamen in einem andern Boden wieder hervor. Wie ließe es ſich alſo beſtimmen, wo der Einfluß, den Cook auf ſein Zeitalter und auf die Nachwelt haben muß, ſich in den Strom der Jahrhunderte gänzlich verlieren wird?

Bisher betrachteten wir nur die auffallenderen Folgen ſeiner

Entdeckungen; allein ſie wirken auch unvermerkt im Stillen, und vielleicht mit deſto größerem Nachdruck, auf den Verſtand und das Herz. Es iſt ein wichtiges Geſchäft, in Stunden der Erholung, durch eine Reihe neuer Bilder die angeſtrengten Geiſteskräfte zu erquicken, den Eindruck überſtandener Mühſeligkeiten zu verwiſchen, Kraft und Muth zu neuer Anſtrengung zu geben, und das Gedächtniß mit nützlichen Lehren und Kenntniſſen zu bereichern. Unter allen Merkmalen eines aufgeklärten Jahrhunderts iſt vielleicht keins untrüglicher, als eben dieſes lebhafte Bedürfniß der Lektüre, welches ſich bis auf die untern Volksklaſſen erſtreckt. Nur iſt es zu bedauern, daß ein ſo reger Trieb von denen, die ſich zu Schriftſtelleru berufen glauben, ſelten gewiſſenhaft befriedigt wird, indem die reifliche Erwägung der großen Pflicht, welcher ſie ſich unterziehen, gerade dasjenige iſt, was ſie am wenigſten zu kümmern ſcheint. Wenn indeß unter den jährlichen Hekatomben, welche nur durch ihre Anzahl einen Werth erhalten, der Wohlgeruch eines reineren, der Weisheit würdigen Opfers auf dem Altar der Göttin duftet, ſo wird ſie mit den Sterblichen verſöhnt, und läßt ſich vom hohen Sternenſitz in ihre niederen Hütten herab. Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wiſſenſchaftliche Reſultate, lebhafte Schilderungen von Gegenſtänden, die den Menſchen nahe angehen, und Darſtellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklicher Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenſchaften der Leſer nach einander anregt — zugleich dem Verſtande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntniſſe, Urtheile und Grundſätze einprägt, welche, da ſie unmittelbar aus Erfahrung fließen, durch ihre praktiſche Beziehung auf das Leben, einen tiefen und bleibenden Eindruck machen: ſo kann es zur Bildung jedes einzelnen Leſers im erhabenſten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwickelung ſeiner edelſten Anlagen, ſehr weſentlich, und oft mit glücklicherem Erfolge beitragen, als manche Lehren, die auf das Wort des Meiſters für apodiktiſch gelten, und denen ſein Beiſpiel widerſpricht. Das Gepräge des gemeinnützigen Fleißes, des beobachtenden Scharfblicks, der männlichen Vernunft, der Unbefangenheit und Einfalt, zeichnet Cook's Schriften, ſo wie ſeine Thaten, aus. Der Mann, dem überall Mittel zur Ausführnng ſeiner Endzwecke zu Gebote ſtanden, wußte auch Worte zu finden, wenn er tief empfundene Verhältniſſe, ſorgfältig durchſpähete Naturgeſtalten und mit un-

nachahmlicher Kunſt und groſser Kühnheit vollbrachte Arbeiten, ohne Anmaßung, aber voll Ernſt und Nachdruck erzählen wollte. Weder fremde Anleitung, noch vertraute Bekanntſchaft mit großen Muſtern, ſondern der innere Drang, wodurch er auch Entdecker ward, bildete ſeinen ungeſchmückten, aber reinen, deutlichen Styl. Ohne Anhänglichkeit an Syſteme die er nicht kannte, an Vorurtheile die er belächelte oder verabſcheute, blieb ſein feſter Punkt getreue Darſtellung deſſen, was er geſehen und erfahren hatte. Faſſen wir den Inhalt ſeiner Reiſegeſchichte zuſammen, ſo zeigt ſie, was der Menſch auf verſchiedenen Stufen der Bildung iſt; was über die ganze Oberfläche des Erdbodens die weſentlichen Bedingungen eines glücklichen, nach ſeinen verſchiedenen Bedürfniſſen modificirten Zuſtandes ſind; was die Natur ihm dazu darbietet, und was er aus den verborgenen Tiefen ſeines eigenen Weſens ſchöpfen muß; endlich, was der geſittete, vernünftige Menſch Großes vermag, wenn er den ganzen Reichthum ſeiner Organiſations- und Verſtandeskräfte aufbietet, und ſeinen Genuß in ihre unbegrenzte Thätigkeit ſetzt. Aus dieſer reichen Quelle ſchöpften bereits weiſe, gelehrte, erfahrene Männer Belehrung und Nahrung für ihren gebildeten Geiſt; und noch ergiebiger ſtrömt ſie für die aufblühende Jugend mit ihrer Wärme des Gefühls und ihrer beflügelten Phantaſie. Deutſcher Jüngling! auch Du laſeſt Cook's unvergeßliche, thatenvolle Entdeckungsgeſchichte. Sprich! wurdeſt Du nicht belehrt, aufgeklärt, zum Nachdenken erweckt; jetzt unwillkürlich durch Züge von erhabener Größe erſchüttert; dann zu ſanftem Mitleid, zur Tugend und Menſchenliebe hingeriſſen, oder zum edlen Selbſtgefühl und zum Streben nach nützlicher Betriebſamkeit entflammt; und von Dank und Bewundrung für den Entdecker durchdrungen?

Gerecht iſt dieſes Opfer der Bewunderung, welches jedes gefühlvolle Herz dem verewigten Seemanne darbringt; gerecht, und ſeinem Andenken deſto heiliger, da es der Lohn iſt, um welchen er gerungen hat. Zwar ſeiner kalten Aſche frommt unſer Lob nicht mehr; und der Geiſt des Helden, wie der Engel des Dichters,

wird nicht herrlicher durch eu'r Entzücken;
wird nicht mächtiger durch eu'r Vertrauen!

Die Welt könnte ſeine Wohlthaten genießen, und, wie ſie ſo oft gethan, des Gebers vergeſſen. Allein der Nachruhm iſt das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Buſen an. Mit einem Eifer, der alle Hinderniſſe beſiegt, kämpft er dann um dieſen Preis, der ihn ſo groß, ſo rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende ſeiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er dieſen geſchäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem feſten Vertrauen, daß ſein Beiſpiel und der Ruhm ſeines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, ſo wie er ſie zuerſt empfing. So wird der Nachruhm gleichſam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdienſten eines großen Mannes ſchweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus ſeiner Mitte hervorbringen kann.

Was der Menſch mit auf die Welt bringt, iſt die innere Energie ſeines Weſens, und ihre verſchiedenen Grade der Empfänglichkeit. Wie der Bildungstrieb des Körpers in verſchiedenen Menſchen nicht von gleicher Stärke iſt, und bald Patagonen, bald Lappen und Samojeden, auch in einerlei Klima Rieſen und Zwerge hervorbringt, bald früh, bald ſpät, gleichförmig oder anfallsweiſe ſich entwickelt; ebenſo iſt die eigenthümliche Thätigkeit des Willens und der Denkkraft, und die Beweglichkeit der Phantaſie, und des Gefühls an innerer Stärke verſchieden. Es herrſcht aber auch eine unbegreifliche Harmonie zwiſchen den Gegenſtänden der Vorſtellung, und der Fähigkeit ihre Eindrücke anzunehmen. Gewiſſe Menſchen werden durch beſondere Klaſſen von Vorſtellungen kräftig erſchüttert, die auf andere keinen Eindruck zu machen ſcheinen. So tönen geſpannte Saiten von ſelbſt harmoniſch, doch nicht eher, als bis der gleichgeſtimmte Klang ſie durchzittert. Ein Weiſer ſagt irgendwo ſehr ſchön und richtig: „es hängt nur von uns ab, das Verhältniß unſerer Geiſteskräfte unter einander zu prüfen und ſie ins Gleichgewicht zu bringen; ihr intenſiver Reichthum aber iſt die unbedingte Gabe der Götter.“ Dieſe Ungleichheit des innern Kraftmaaßes wird offenbar, ſobald man das Menſchengeſchlecht nur etwas genauer betrachtet; allein die auffallenden Beiſpiele von auszeichnender Größe ſind in allen Ständen ſelten, obgleich an keinen ausſchließungsweiſe gebunden.

„Selbſt die meiſten Fürſten,“ ſagt ein großer freimüthiger Geſchichtſchreiber, „zöge man ihnen den Purpur aus, und würfe ſie nackt in die Welt, würden unverzüglich in die unterſte Klaſſe der Geſellſchaft zu Boden ſinken, ohne Hoffnung, ſich wieder emporzuſchwingen.“ Dagegen hatte die Natur unſern Entdecker in der geringen Hütte des Bauers mit einem vollen Maaße von Kräften gerüſtet. Die Grundkraft ſeines Weſens lag in einem ſiegreichen Beſtreben, zur Wirkſamkeit und That auszuſtrömen; ſie ſchlummerte nie, ſie bedurfte nicht erſt der Anregung der Sinne, und ſinnlicher Genuß leiſtete ihr kein Genüge, Cook's Enthaltſamkeit war auf dieſe Art eine angeborne Tugend, nicht die Folge eines hartnäckigen Kampfes. Seine Begierde konnte nur durch Erkenntniſſe geſättigt werden, und ſie mögen ihm nun Zweck oder Mittel, oder wechſelsweiſe beides geweſen ſein: ſo erzeugte dieſes Bedürfniß, oder dieſer Genuß, jenen nie ermüdenden Fleiß, jenes ſo bewunderte Ausdauern und Beharren, wodurch er ſo große Thaten vollbrachte, und gegen Arbeit, Schwierigkeit, Gefahren und Widerwärtigkeiten unüberwindlich blieb. Eine Einbildungskraft, welche die Verhältniſſe der Dinge ſchnell und deutlich auffaßte und bemerkte; ein Beurtheilungsvermögen, welches richtig erkannte und unbeſtechlich entſchied; eine Reizbarkeit des Gefühls, deren Uebermaaß zuweilen leidenſchaftliche Ausbrüche veranlaßte, aber noch öfter unter der Herrſchaft der Vernunft ſich zur Gerechtigkeit, Güte und Menſchlichkeit neigte; — Anlagen, welche den Adel der Seele beweiſen, ſollten ſich einſt in Cook, dem Sohne eines Pächters, zu großen Zwecken entwickeln. Seine Geburt und die Dürftigkeit ſeiner Umſtände begünſtigten indeß keineswegs ſeine Ausbildung. Eine frühzeitige Neigung für das Seeleben entſchied ſein Schickſal. Sein thätiger Geiſt, ſtark in Entſchlüſſen, kühn und ſchnell in der Ausführung, zerriß die Feſſeln, die man ihm angelegt hatte, und begab ſich freiwillig unter die Zucht eines Kohlenſchiffers. Hier erlitt er 15 Jahre lang, als gemeiner Matroſe und als Steuermann eines Kauffahrers, alles Ungemach und alle Mühſeligkeiten des harten Dienſtes, den er in der Folge ſeinen Untergebenen zu erleichtern ſuchte; hier ward er mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Schifffahrt vertraut; hier ſtählte ſich ſein Herz gegen den grauſenvollen Anblick des nahen, kaum noch vermeidlichen Todes; hier legte er auch den Grund zu jener vollkommenen Geſchicklichkeit im praktiſchen Theile ſeiner Kunſt, zu der genauen und

vollſtändigen Kenntniß des Schiffs und der Ausrüſtung deſſelben, der Pflichten des Matroſen und der in ihm erforderlichen Fertigkeiten und Talente, wodurch er ſich hernach vor unzähligen Befehlshabern ſo vortheilhaft auszeichnete. Nichts gibt uns einen anſchaulichern Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters, als dieſe lange Prüfungszeit, wo er im eigentlichſten Verſtande mit ſeinem Schickſale kämpfte, und dennoch den Sieg davon trug. Hätten wir die Geſchichte jener 15 ſchrecklichen Jahre ſeiner Jugend, wie lehrreich für den Menſchenkenner würde ſie ſein, welchen Aufſchluß würde ſie über den ruhigen Muth und den Reichthum der Seele dieſes großen Mannes geben, der mitten im rohen Schwarm gemeiner Seeleute, deren Sitten oft Abſcheu und Eckel erregen, deren Hang zur gröbſten Sinnlichkeit in Laſter ausartet, deren Leichtſinn zuweilen Verbrechen gebiert, ſelten eines großen Gedankens, nie eines feſten Entſchluſſes fähig iſt, — unerkannt und ohne andere Aufmunterung oder Belohnung als ſeinen eignen Beifall, ſeinen Grundſätzen getreu bleiben konnte und ſeinem Ziel, ſo fern es auch ſein mochte, unermüdet entgegen arbeitete, ohne vom Beiſpiel angeſteckt zu werden, oder bei drückenden Umſtänden und fehlgeſchlagenen Hoffnungen die Hände und das Haupt ſinken zu laſſen! Faſt ſcheint es auch, als wenn Cook ſein großes Maaß von Kräften damals hauptſächlich vertheidigungsweiſe gebraucht haben müſſe; denn die eingeſchränkte, niedrige Sphäre, wohin ihn ſein Schickſal verbannt hatte, bot ihm nicht Stoff genug, ſich zu beſchäftigen, und in dem Grade, wie ſeine Fähigkeiten und Anlagen es geſtatteten, ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben. Die praktiſchen Erfahrungen, welche beinahe das einzige waren, womit er ſeinen Verſtand hier bereichern konnte, gewannen indeſſen bei ihm, durch den Scharfſinn und die geſunde Beurtheilungskraft, womit er ſie verdauete, eine neue Geſtalt, und leiteten ihn bald zu dem wichtigen Reſultate, welches Tauſende in ſeiner Lage überſehen, daß mathematiſche und vorzüglich aſtronomiſche Kenntniſſe zur Bildung des geſchickten Seemannes unentbehrlich ſind. Ehe noch Cook das erſte Ziel ſeines Ehrgeizes erreichen und ein Fahrzeug als Schiffer beſteigen konnte, warf ihn ſein Schickſal plötzlich auf die königliche Flotte. Hier bahnte ihm ſein Verdienſt zum erſtenmal den Weg zur Ehre. Die Ausſicht zu einer höheren Beſtimmung zu gelangen, fachte ſeine Geiſteskräfte zu neuer Anſtrengung und neuen Arbeiten an. Wie vorhin zum Matro-

ſen, ſo bildete er ſich jetzt zum Officier. Die Tiefen der Mathematik waren ſeinem Ernſt ein leichtes und unterhaltendes Spiel; und er widmete ſich ganz der Mathematik und Sternkunde, auf denen die Theorie der Schifffahrt beruhet. Wer es weiß, welche Ordnung und Klarheit der Begriffe das Studium der Mathematik über alle Klaſſen von Kenntniſſen verbreitet, der wird ſich vorſtellen können, welch eine wichtige Veränderung mit unſerm Seemanne jetzt vorgehen mußte. Doch bei allem Reichthum ſeiner Geiſteskräfte, bei der Vollſtändigkeit und Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, hätte Cook, ohne eine günſtige Verkettung von Umſtänden, vielleicht nie den Gipfel erſtiegen, wo die Welt den großen Mann in ihm erkannte. Das Glück, welches blindlings bald die Tugend, bald den Wahnwitz krönt, geht nur zu oft vor dem beſcheidenen Verdienſt vorüber, und kränkt dadurch nicht ſowohl dieſes, als vielmehr das ganze Menſchengeſchlecht. Oder trifft dieſer Vorwurf nicht die Begebenheiten einer Welt, wo ein ununterbrochener Zuſammenhang von Urſach und Wirkung Alles beſtimmt? Wie dem Wortſtreit auch ſei; genug, Cook gehörte unter die wenigen begünſtigten Ausnahmen, oder er war zum Entdecker der halben Erdkugel auserſehen. Das mühſame Geſchäft, die Küſten von Neufundland aufzunehmen, war vier Jahre lang gleichſam die Vorübung zu ſeiner größeren Laufbahn. Er erlangte dabei eine von Wenigen erreichte Fertigkeit und Genauigkeit ſowohl im Ausmeſſen, als im aſtronomiſchen Beobachten. Schon dort übte er ſeine Wachſamkeit und Vorſicht, ſeine Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes im Augenblick der Gefahr, ſein mildes, ſchonendes Betragen gegen ungeſittete Völker; — Eigenſchaften, welche hernach auf ſeinen Weltumſchiffungen im Charakter des Entdeckers glänzten, und zur Vollkommenheit gediehen. Die unerwartete und ehrenvolle Aufforderung zu dieſen Entdeckungsreiſen gab endlich ſeinen Geiſteskräften die höchſte Spannung, und goß ein neues Feuer in alle ſeine Handlungen. Seine Entwürfe waren groß, durchdacht, wohlgeordnet, und von männlicher Kühnheit; ſein Genie beſeelte ihre Ausführung, und bürgte für den Erfolg. Die Ehre, das Anſehen, der Wohlſtand ſeiner neuen Lage verengten ſein Herz nicht, und änderten nichts in ſeinem Betragen; er blieb nach wie vor der Mann von einfachen Sitten, der zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeinem Vergnügen keinen Unterſchied kannte. Seine Empfänglichkeit f[illegible] Begriffe und Gefühle war noch in voller Kraft, und

ſchien vielmehr mit jeder Reiſe zu gewinnen; ja es finden ſich, vorzüglich in der letzten, Spuren einer ungleich zarteren Empfindung, als man in dem abgehärteten Seemanne geſucht hätte. Dieſer Zug, wenn ſonſt keiner, gäbe ſchon ein vollgültiges Zeugniß für ſeine große Seele, deren ſtets währendes Beſtreben es war, ſich immer vollkommener zu bilden: Kaum wird es jetzt noch befremdend ſein, daß jener dunkle Trieb ſich hervorzuthun, der allmälig in Ehrgeiz und Begierde nach Wohlſtand überging, ſich bei einer ſo reich organiſirten Seele zuletzt in ein weit feineres und edleres Gefühl für den Nachruhm verwandelte. Dank ſei es der Natur, daß es Weſen von ſo empfänglicher Organiſation gibt, welche dieſer zarte Antrieb, der zugleich die Menſchen in Liebe vereinigt, zu großen Thaten wecken kann! Läßt ſich auch die Eigenliebe geſelliger und liebenswürdiger denken, als indem ſie dahin ſtrebt, ſich ſelbſt in Andern lieben zu können?

Vollſtändiger, als er ſelbſt es vorausſehen konnte, hat Cook auch dieſen letzten Endzweck erreicht. Ich denke mir ihn, in der Schwärmerei eines Augenblicks, als einen der wohlthätigen Helden des Alterthums, die auf Adlersſchwingen zur Verſammlung der ſeligen Götter emporgeſtiegen ſind. Würfe er dann einen Blick vom Olymp auf dieſe Erde, ſo ſähe er eben dieſe philoſophiſche Geſellſchaft, die ſchon einmal ſeine Verdienſte krönte, ſein Andenken auf Münzen verewigen; er ſähe die Zähre der Wehmuth fließen, ſo oft ein edler Menſch ſeinen zu frühen, von ganz Europa beklagten Verluſt erfährt; er ſähe ſein eignes Werk, die Geſchichte ſeiner Reiſen, ein beſſeres Denkmal als Erz oder Marmor werden; — er ſähe auch die Freundſchaft Blumen auf ſein Grab ſtreuen!

Ueber Leckereien.

Nec sibi coenarum quivis temere arroget artem,
Non prius exacta tenui ratione saporum.

Göttinger Taſchenkalender 1789.

Unter dieſer Aufſchrift ſind wir keinesweges geſinnet einen Beitrag zum Kochbuch zu liefern, wenn es gleich ſeit einiger Zeit üblich iſt, daß unſer Geſchlecht dem andern ins Handwerk fällt und ſich mit Dingen beſchäftigt, welche unſre ernſthafteren Vorfahren mit ſtolzem Selbſtgefühl dem Weiberregimente überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetſtricken ungerechnet, wem iſt es nicht bekannt, daß Männer ſich erdreiſten, die Hausmutter in ihren Geſchäften zu unterweiſen; daß ſie Lucinen vom Lager der Kreiſſenden entfernen und ihren Beiſtand entbehrlich machen; daß ſie, ſonſt dem Magnet der Schönheit ſo folgſam, jetzt ſelbſt die Damen magnetiſiren; daß ſie endlich die Myſterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endloſen Verwandlungen der Putzgöttin Tagebücher halten! Um alſo keinem gehäſſigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unſer freiwilliges Geſtändniß, daß wir mit Niemanden gemeinſchaftliche Sache machen, um auf fremden Küſten Kaperei zu treiben. Wir laſſen das ſchöne Geſchlecht unangefochten im Beſitz der Vorrechts, die edle Kochkunſt nach Regel und Vor-

ſchrift oder auf dem ſichern Wege der Tradition zu lehren, und begnügen uns hier nach Anleitung der menſchlichen Natur, ſo wie ſie unſerer Erfahrung ſich darſtellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der ſeinen Sitz auf der Zunge hat, und von ſeinem Gegenſtande, jedoch hauptſächlich nur von den wohlſchmeckenden Naturprodukten des Pflanzenreichs zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir zuerſt etwas näher zu beſtimmen ſuchen, welche Naturprodukte eigentlich unter dieſe Rubrik gehören und als natürliche Leckereien erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu ſagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaumen die zarten Nervenwärzchen in beſtimmter Geſtalt und beträchtlicher Menge zuſammengedrängt, damit ſie durch mannigfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Exiſtenz, in ſchnellen und auffallenden Veränderungen erneuern ſollten; und was jenen Reiz verurſache, ſei eigentlich lecker. Allein ſo wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen, und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organiſation des Menſchen erſcheint nämlich bei verſchiedenen Völkern in einer ſo weſentlichen Abänderung, daß derſelbe Gegenſtand ganz entgegengeſetzte Eindrücke verurſachen kann. Auch der Kalmücke, der Tunguſe und Kamtſchadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewiſſe Nahrungsmittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unſere Leſer mit dem ſeltſamen Verzeichniſſe derſelben verſchonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig ſein möchte, und ſeinem Magen etwas bieten könnte, an einen ſcharfſinnigen Menſchenforſcher verweiſen, deſſen unermüdeter Fleiß ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden ſei, nach welcher ſich zwiſchen dieſen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir Alle kennen ein altes lateiniſches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geſchmacks verbietet; und in der That verſuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank ſei; ſo wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unſern Gaumen mit dieſem eckelhaften Wallfiſchfette ausſöhnen zu wollen. Die Organe ſind verſchieden, die Eindrücke müſſen alſo verſchieden ſein; und es bleibt uns weiter nichts als die Unterſuchung übrig, welche von beiden Organiſationen die vorzüglichſte ſei? Zwar, wiſſen wir

wohl, daß einem Jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erdeweſen ſollte, und für den Platz den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt aber, haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beiden Grenzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raſchem Schritte. Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengeſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattirungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. Soviel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nämlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmal einen Philoſophen, es ſei ungleich beſſer, nackt im Walde Eicheln zu freſſen, als hinterm Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch bereden konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maaßſtab in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jetzt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindrucks entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervenſyſtems, welches nur dafür empfänglich iſt. Denn auch dieſelben Sinne und Triebe, die im Menſchen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorſtechend ſind, erblickt man einzeln bei verſchiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderſtehlicheren Kraft. Die Vermannigfaltigung, welche in der Einförmigkeit unſeres Planeten herrſcht, beruht lediglich auf dieſer vereinzelten Darſtellung verſchiedener Eigenſchaften, die in ihrem höchſten Grad als Karrikatur erſcheinen, und da, wo ſie alle beiſammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menſchengattung iſt das Individuum gewöhnlicherweiſe

auch nur ein ſolches katoptriſch verzerrtes Bild, in welchem bald dieſe bald jene Anlage mehr hervorragt, dieſe oder jene Fähigkeit mit Hintanſetzung der andern bis zur höchſten Stufe der Ausbildung gelangt iſt. Wer vermag es, alle zahlloſen Extreme herzuzählen, in denen der Menſch bald ſo bald anders modificirt, jetzt in einem beſondern Theile des Körpers mechaniſche Fertigkeiten beſitzt, die uns in Erſtaunen ſetzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenſchaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantaſie, des Gedächtniſſes, der Denkkraft, ein Phönix vor unſern Augen glänzt? Gleich unvermögend an dieſen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung beſſern könnte, einzuſehen, entzückt uns das immer neue Schauſpiel dieſer ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachſten Naturgeſetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zuſammenklang des Weltalls beſtehen!

Ohnſtreitig ſcheint aber auch unter uns diejenige Organiſation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewiſſen Univerſalität der Empfindungen und der Verhältniſſe vorbereitet iſt. Nur dieſes feinere Gewebe empfängt und vergleicht ſodann die Menge verſchiedenartiger Eindrücke, wägt ſie gegen einander ab, und beſtimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen ſchärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich iſt, ohne Wahl und Vergleichung, bloß inſtinktmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Charaktere der Menſchheit, wodurch ſie ſich vom Affen unterſcheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte ſchärfere Sinnlichkeit gewiſſer Völker, nur ein blinder Inſtinkt iſt, der ſie an die Grenze der Thierheit zurückſtellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unſern jetzigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein daß wir die weſentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfaſſende Empfänglichkeit von Alters her beſaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um ſich zur höchſtvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt ſich ſogar hiſtoriſch beweiſen. Ein mildgemiſchtes Blut floß leicht doch langſam in den Adern unſerer gothiſchen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiße; ihr Auge blau und das Haar

von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menſchen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt, grenzte eine Form der Menſchengattung, in welcher die Natur die höchſtmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bei allen andern Menſchenſtämmen regte ſich bei ihnen der Geſchlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper ſein vollkommenes Wachsthum und Feſtigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bei ihnen keine Erwähnung irgend einer durchdringenden inſtinktähnlichen Sinnesſchärfe, dergleichen die nomadiſchen Horden am Altai, und manche amerikaniſche Wilde nur für gewiſſe Arten des Reizes beſitzen; ſondern die verſchiedenen Anlagen der menſchlichen Natur befanden ſich bei ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmoniſcher verwebt. Wie Land und Klima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wie viel die Verkettungen des Schickſals, durch den wechſelſeitigen Einfluß der Völker dazu beigetragen haben, einen Menſchenſtamm, der mit dieſer allgemeinen Verwandtſchaft ausgerüſtet war, gerade ſo zu ſtellen, daß alle Gegenſtände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte: dies auseinander zu ſetzen, führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen iſt da; und augenſcheinlich mußten dieſe wirkſamen Verhältniſſe, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe der wiſſenſchaftlichen ſowohl, als techniſchen Bildung verſetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuum die übrigen Anlagen theils umſchuf,, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber ſchwerlich deutlicher, hätten wir ſtatt alles Bisherigen ſagen können: die Richtigkeit der Vorſtellungen ſteht im direkten Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; Niemand aber hat ein Recht Begriffe feſtzuſetzen als wer richtige Vorſtellungen erhielt, und wenn gleich Niemand eigentlich wiſſen kann, ob z. B. eine Ananas gut ſchmeckt, als der ſie gekoſtet hat, ſo gehört doch mehr als dieſes Koſten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher beſtimmen, was ein Leckerbiſſen ſei, denn nur er iſt vor allen andern Menſchen im Beſitz eines feinen unterſcheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich

einen leckeren Gaumen, und neben ſeinen Gaſtmälern beſteht der Genuß, ſelbſt einer chineſiſchen Tafel, nur in einer unfläthigen Freſſerei. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugniſſen, deren mannigfaltige, oft ſogar widerſprechende Eigenſchaften ſein weiſerer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterſcheidet und claſſificirt die verſchiedenen Arten des Geſchmacks, nicht blos nach dem Eindruck auf ſeine Zunge, ſondern nach der Verſchiedenheit der Beſtandtheile einer jeden Subſtanz die er koſtet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Geſundheit des Körpers. Zwar müſſen wir geſtehen, daß der feine Sinn des Geſchmacks der mit unbeſchreiblich zarter Unterſcheidungsfähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu ſondern und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch im gleichen Grade die verſchiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geſchickt iſt. Die nahrhafteſten Speiſen ſind insgemein die geſchmackloſeſten, und können ſchon darum am längſten genoſſen werden, weil ſie nicht durch übermäßigen Reiz die Nervenwärzchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung deſſelben Eindrucks endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlſchmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht ſowohl deſſen beſondere Eigenſchaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Geſunden ſchaden könne. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß die Bildung der Geſchmackswerkzeuge nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durſtes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was ſchädlich iſt, abzwecken kann. Im Gegentheil, ſo vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde mißbraucht, ſo gewiß ſie oft auf ein bloßes Wortſpiel hinausläuft, und ſo wenig Abſolutes ſie überhaupt haben mag, ſo iſt doch im gegenwärtigen Falle entſchieden, daß die Veränderungen die der Genuß wohlſchmeckender Speiſen in uns hervorbringt, uns zunächſt auch wahres Vergnügen gewähren ſollten, und daß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, ſie habe dem Menſchen zwar Anſprüche auf ein frohes Daſein verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten verſagt. Man ſollte denken, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Beſtimmung dazu mit in ſich ſchließt, ſobald die Gegenſtände des Genuſſes in der Natur anzutreffen ſind. Dieſes von ſelbſt Verſtehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menſchenverſtandes iſt, war nie die Sache

gewiſſer Köpfe, die ſich und Andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu ſchmecken, Augen um ſie nicht aufzuthun, und ſo weiter fort. — Sie finden die Selbſterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob ſie gleich vom Wiſſen eigentlich nicht viel halten, ſo glauben ſie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unſere Beſtimmung ſein. Das Mittel, wodurch ſie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freilich auch über den gemeinen Menſchenverſtand; und auf dieſen Sprung ins weite Blaue verſtehen ſie ſich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, ſcheint uns vielmehr Alles hienieden ſo in einander zu greifen, und wechſelsweiſe bald Wirkung, bald ſelbſt wieder Urſache zu ſein, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch ſelbſt die Leckerei, ſo wie ſie nur bei kultivirten Völkern entſtehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypotheſe Rückſicht zu nehmen, geben rein hiſtoriſche Facta ſchon dieſes Reſultat. Die dümmſten Völker nähren ſich auf die allereinfachſte Art; die Lebensart der klügſten iſt am meiſten zuſammengeſetzt. Die armen Feuerländer, die ſich ſelten einmal ſatt eſſen mögen, ließen auch die Reiſenden in Zweifel, ob ſie die wenigen Vorſtellungen, deren ſie fähig ſchienen, zur Vernunft oder zum Inſtinkt rechnen ſollten. Wo gibt es rohere Menſchen als die bloß fleiſchfreſſenden Hirtenvölker im öſtlichen Aſien; wo ſchwächere als die Indier, die größtentheils nur vom Reis leben? Wie entſchieden iſt hingegen der Fall ſo manches handfeſten und verſtändigen europäiſchen Bauers, der bei einer gemiſchten Diät, ſo oft er ſich gütlich thut, die beiden Indien in Contribution ſetzt, um zu ſeinem Hirſebrei Zucker und Zimmt zu genießen!

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen iſt aber die von allen Phyſiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenſchaften der Speiſen auch die Beſchaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menſchliche Organiſation den weſentlichſten Einfluß haben müſſen. Schon die Krankheiten geben hievon ein ſehr in die Sinne fallendes Beiſpiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelſt der Diät, ſelbſt im Gehirn und Nervenſyſtem Statt finden können, ſind vielleicht viel zu ſubtil an ſich, und gehen auch zu langſam von Statten, als daß es möglich geweſen wäre, ſie zu beobachten; und dennoch

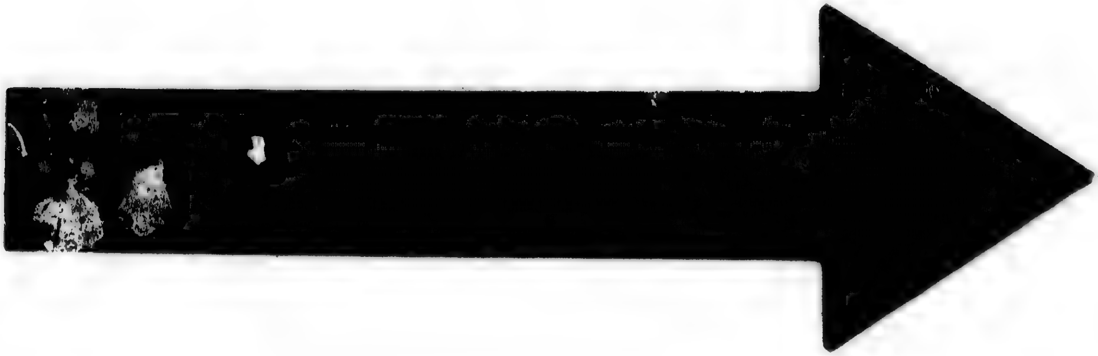


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

liegt ſchon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Weſens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers iſt, die Möglichkeit, daß es irgend wo in einem Körper dem es einverleibt wird, ſein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht ſchon morgen an dieſe Art der Umgeſtaltung der Sinnes- und Verſtandsorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend ſie außer Zweifel zu ſetzen. Selbſt die Empfänglichkeit einer Organiſation könnte ſolchergeſtalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungsmittel erhöhet werden, und es ließe ſich mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik am Ende noch wahrſcheinlich machen, daß die Menſchenfreſſerei aus einer ſehr natürlichen inſtinktmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorſtellungen entſtanden ſei. Wenigſtens möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über ſeinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einſt in ſeinem Roſtbeef und Plumpudding ſteckte?

Dieſe Betrachtungen gewinnen noch ein ernſthafteres Anſehen, indem wir uns des geheimen Einfluſſes erinnern, welchen Theile unſers Körpers von ganz verſchiedener Beſtimmung, und Geſchäften, die dem Anſchein nach völlig abgeſondert ſind, auf einander äußern. Wie auffallend ſind nicht, zum Beiſpiel, die Wirkungen jenes feinen, faſt unſichtbaren Consensus zwiſchen den Werkzeugen des Verſtandes und denen der Verdauung? Wer von allen Phyſiologen dürfte ſich vermeſſen darzuthun, daß Friedrichs Heldenmuth, ſeine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick ſeines Verſtandes und die Blitze ſeines Geiſtes von der übermäßigen Eßluſt ſeines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unſerer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt: und wenn es wahr iſt, daß ſich die ſanften Regungen des Mitgefühls noch nie bei einem Straußmagen befanden, ſondern allemal ein ſchwächeres Verdauungsſyſtem vorausſetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friedrichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpaſtete ihm beſſer ſchmeckten, als ſie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu laſſen, die ſchon ſo deutlich in dieſen Prämiſſen liegt, und weil wir uns einmal bis zu jenem Namen verſtiegen haben, den unſer Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müſſen wir ſeinen Läſterern noch ſagen,

daß gemeine Seelen, bei der ärgſten Luſt auszuſchweifen, oft aus Furcht enthaltſam ſind, und ſich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeß ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unſere Leſer werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verſtanden haben, um uns die Abſicht beizumeſſen, als ob wir ihnen ein Muſter zur Nachahmung aufſtecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigeſtion verhelfen wollten, da wir weiter nichts wünſchen, als jedes Original in ſeinem Werthe gelaſſen zu wiſſen. Es ſei immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem ſich alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe gleichförmig entwickeln; ſo iſt doch in der wirklichen Natur, wo Alles von einer unvollkommenen Bildung und von äußeren Verhältniſſen in den eiſernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur ſeine gemeſſenen Kreiſe beſchreibt, ein ſolches Ideal der Abſtraktion wohl ſchwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geiſtesgröße und Majeſtät, nicht ohne Verſetzung mit einer niederen Eigenſchaft ausſtempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker ſein, ſo wie ſeine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menſchheit, wenn ſie in der Welt erſchiene, mit den reinguten Harzgulden bald einerlei Schickſal haben. Gern überlaſſen wir daher der Dummheit ihren Wunſch, die ganze Menſchengattung nach ihren Lieblingsgeſtalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrſchſucht, die mit ſchärferem Blicke die Triebfedern menſchlicher Handlungen ergründet hat, ſogar etwas jenem Wunſch Entſprechendes auszuführen verſucht, erwarten wir geduldig, ſie an der Unmöglichkeit ſcheitern zu ſehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Geſetzgebung noch Glaube, und nicht einmal die Allgewalt der überredenden Philoſophie, vermag zu ſammeln, was die Natur zerſtreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter ſich verſchieden ſein mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Mißbrauch zu rechtfertigen, iſt er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menſchengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freien Reichsſtadt in Schutz zu nehmen, müſſen wir geſtehen, daß man ihnen zum Theil die emſigere Unterſuchung der Natur in

allen Welttheilen ſchuldig iſt. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwickelung unſerer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir faſt alle unſere Kenntniſſe dem Sinne des Geſchmacks verdanken, und gleichwie Bedürfniß von der einfachſten Art der Stachel iſt, der unwillkürlich unſere erſten Bewegungen erregt, ſo wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenſtände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Inſtinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Bruſt, an ſeiner kleinen Hand zu ſaugen. Das Geſicht, der Geruch, und der betaſtende Sinn, der in den Fingerſpitzen wohnt, ſind in der Folge nur die Diener dieſes mächtigen Triebes, deſſen Gegenſtände ſie auskundſchaften und gleichſam ihm zuführen müſſen. Nicht umſonſt ſind daher die meiſten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblicher Duft ladet ſchon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforſcht, ſpannt oft die Begierde ſo hoch, daß man eigentlich ſagen darf, ſie ſtröme dem Genuß entgegen. Es gibt allerdings auch Beiſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meerſpinnen, mit Auſtern, Schildkröten und Vogelneſtern das erſte Experiment gewagt, ſo wüßte jetzt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Leckerbiſſen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerei iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen, und es war ſicherlich kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen! Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nervenſyſtem auch nur bei dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber, und ſelbſt die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen wirken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, bloß um gedacht zu haben,

eine Beſchäftigung womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zuſammenkommen — ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungskreiſe einer Urſache, nach den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo wüßten wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äußerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Triebfeder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerei beziehen, iſt ſchon die Jagd, bei geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an ſich eine Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hühner, um ſie zu Kapaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer und bei uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſeres Obſtes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben. Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Leckerbiſſens willen im Stande ſind einander aufzuopfern? Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sclaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereien, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Hauptbeweggrund waren, weßwegen Xerxes die Athenienſer bekriegte, und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verſtande ein Zankapfel der braſilianiſchen Völker iſt, ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und

Holländer um den Beſitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge als bewegende Feder erblickt. Die Leckerhaftigkeit unſeres Welttheils unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchengeſchlechte. Der ganze Handel von Weſtindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere beruht auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereien im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Factum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexico liefern, durch die dritte oder vierte Hand für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegeneinander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Kanäle lenken werden; ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegung und Handlung, Entwicklung, Verfeinerung und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen; da hingegen die geringſte Umgeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zugleich als Sprachorgan, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit in einem noch ungleich ſtärkeren Lichte, indem nunmehr die menſchliche Perfectibilität großentheils weſentlich darin beſchloſſen liegt. In der Vereinigung dieſer beiden Naturanlagen des Geſchmacks und der Rede in einem gemeinſchaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforſcher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt laſſen müſſen, um, nach ſo manchen Seitenſprüngen, auf die Frage: was iſt lecker? zurückzukommen.

Wenn man, nach Allem was wir darüber geſagt haben, den Europäern das allgemeine Entſcheidungsrecht dennoch ſtreitig machen wollte, ſo wird man ihnen wenigſtens zugeſtehen müſſen, daß nur ſie von dem was ihnen ſchmeckt, beſtimmte Nachricht geben können. Die große Verſchiedenheit des Geſchmacks bei Perſonen von einerlei Volk und Familie ſcheint zwar eine jede Beſtimmung von dieſer Art zu vereiteln; allein die Abſtraktion, die nur von allgemeineren Uebereinſtimmungen ausgeht, nimmt

keine Rückſicht auf die Ausnahmen; daher kann ſie wahr im Ganzen und doch falſch im Einzelnen ſein. Die Freßgier eines leeren Magens, der ſeltſame Appetit der Schwangeren, und das inſtinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speiſen die ihrem Zuſtand angemeſſen ſind, können ſo wenig wie beider Abneigung gegen manche wohlſchmeckende Nahrungsmittel, in Anſchlag kommen. Es gibt Menſchen, die weder Milch, noch Butter und Käſe koſten mögen, und man hat geſehen, daß geſunde Leute weder den Geruch noch den Geſchmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derſelben in der unbedeutendſten Menge gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beiſpiel eines Mannes, der vom jedesmaligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er ſie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Waſſer verdünnte. Wer ſich an dieſe Idioſynkraſien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere ſind, weil es Menſchen gibt, die ihre Ausdünſtung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, ſo wie Mode, Eitelkeit und Beſorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewiſſer Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das Mindeſte zu beweiſen. So gewöhnen ſich von Jugend auf die ſüdlichen europäiſchen Nationen an den Genuß des ſcharfen Knoblauchs, und des wie Feuer brennenden ſpaniſchen Pfeffers, deren der blondere Menſchenſtamm entübrigt ſein kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tabaks, den wir wegen ſeiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte zuerſt von den amerikaniſchen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unſerer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünſtigt, der anfänglich gegen die Peſt und manche andere Krankheiten als ein ſicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Name Aquavit eine bedeutende Anſpielung enthält. Von dieſen einzelnen Ausnahmen hinweggeſehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptſächlich darin übereinſtimmen, ſowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz Fade und Geſchmackloſe vom Begriff des Leckern auszuſchließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlſchmeckend zu finden was auf ihre Nervenwärzchen einen ſanfteren Eindruck macht, weil in ſeiner Zuſammenſetzung ſtrei-

tende Elemente mit einander gebunden und geſättigt ſind. Alles ganz Bittere ohne anderweitige Beimiſchung, ſo wie das Faulichte, deſſen Grundſtoffe durch die Auflöſung entwickelt, um ſoviel heftiger neue Verbindungen ſuchen, iſt eckelhaft und unangenehm; alles Herbe, Zuſammenziehende, Aetzende und Ranzige iſt nicht nur widerlich, ſondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geſchmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelſalze, Fettigkeiten und die flüchtigen Oele des Gewürzes ſind entweder an ſich wohlſchmeckend, oder machen doch in Verbindung mit einander den unbeſchreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker nennen müſſen. Durch die Beimiſchung des Süßen, Sauren oder Würzhaften erhält ſogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen ſehr geſuchten Reiz, für welchen die Kunſtſprache unſerer Sardanapale die erborgten Namen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indeſſen die Süßigkeit, dieſe mit Brennſtoff geſättigte Pflanzenſäure, als die allgemein gefälligſte, ohn' allen Zweifel den Vorzug; und ſelbſt die Lispeltöne (ἡδυς, dulcis, dolce, ſüß, sweet, slodkie,) welche dieſe Miſchung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichſten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäiſchen Völker an ihrem Geſchmack. Weit über die ganze Erde iſt ſchon in den älteſten Zeiten der Genuß des Honigs üblich geweſen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speiſe und zum Trank der unſterblichen Götter erhoben, hatten ſicherlich von ſeiner Köſtlichkeit den höchſten Begriff; ſie ſelbſt genoſſen ihn bei ihren Gaſtmälern, und miſchten ihn unter den Wein. Noch jetzt iſt Honig eine allgemein beliebte Leckerei faſt aller Völker der Erde; die Orientalen und alle ſüdlichen Aſiaten mit Inbegriff der Chineſen, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja ſelbſt die Mantſchu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg miſchen,) haben ſämmtlich einen Sinn für ſeine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man wie vor Zeiten den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder öliges Süß, das ſich in trockner Geſtalt darſtellen läßt, mithin wegen ſeiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verſtattet, ihn ſeit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Weſtindien, verdrängt. Unſtreitig wird der Zucker unter allen Leckereien in größter Menge zur Bereitung unſerer Speiſen und Getränke verbraucht. Selbſt den

ärmeren Volksklaſſen iſt der Genuß deſſelben beinahe unentbehrlich geworden, und bei weitem die größte Anzahl aller Delicateſſen, die auf vornehmen Tafeln als Deſſert, die ſchon befriedigte Eßluſt erneuern, enthalten einen anſehnlichen Theil Zuckers in ihrer Miſchung. Die Natur, welche nirgends ſo groß iſt, als in den unaufhörlichen Beziehungen, die ſich zwiſchen ihren verſchiedenen Geſchöpfen wahrnehmen laſſen, hat daher hauptſächlich im Pflanzenreiche mit unglaublicher Freigebigkeit, die zuckerähnlichen Subſtanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern gibt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinſtocks einen köſtlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen ſüßen Milchſaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perſer mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc gibt ihn die Lotusfrucht. Die Emſigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen aus den Blüthen vieler tauſend Pflanzenarten Honig zuſammen; ſelbſt bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bei Möhren, Mangold und Bärenklau verſteckt; ja damit dem Ocean wie der Erde ſein Theil beſchieden würde und keine Klaſſe vegetabiliſcher Organiſationen leer ausginge, erzeugt ſich an den Küſten von Schottland, Norwegen und Island ein ſüßer Saft im ſogenannten Zuckertang. Allein auch aus dieſer Leckerei, liefert nur das Pflanzenreich die ausgeſuchteſten Ingredienzien unſerer Brühen und Tunken, unſerer zahlloſen großen und kleinen Schüſſeln, unſerer ſinnreichen Erfindungen erlöſchende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüſſe aller Art, abgezogne und gebrannte Waſſer, wohlriechende Eſſenzen, Pflanzenmilchen aus Oel und Gummi gemiſcht, einheimiſche aromatiſche Kräuter, und jene im heißen Erdſtrich mit Feuer geſättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherlei Art und Geſchmack aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus ſo vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Champignons, Extrakte und Chokolade; dies alles ſind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir ſogar das einzige genießbare Mineral,

das Kochſalz ſelbſt noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerlei Pflanzen vorhanden iſt. Wie zahlreich ſind übrigens nicht die Suppen- und Salatkräuter, die friſchen und eingemachten Gemüſe, die eßbaren Sproſſen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unſere Kochkunſt wohlſchmeckende Speiſen bereitet, verglichen mit der geringen Verſchiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt? *) Doch die Natur weiß in der Pflanzenſchöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunſt, dem Menſchen ein Mahl erleſener Leckerbiſſen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabiliſchen Urſprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem leckern Gaumen nur höchſtens noch Auſtern roh darbieten darf. Vermag die ſo gerühmte Zunft der wiener und pariſer Köche, vermag das ganze Heer der Confiseurs, Destillateurs und Zuckerbäcker nur ein Produkt der Kunſt uns aufzutiſchen, das dieſe Leckereien der Natur erſetzte? Was ſäumen wir länger, ſie zu nennen, dieſe köſtlichen Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigſaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit ſchleimartigen Oelen in tauſend verſchiedenen Verhältniſſen verſetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nervenſpitzen mild umhüllt und zu neuem Genuſſe ſtärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forſchers auf dieſen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erſte Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätheriſche Nahrung erſpäht. Indeß das Thier ſchon ausgebildete Körper verſchlingt, ſie zermalmt, aus ihrem zuſammengeſetzten Safte ſich ergänzt und ihre unreinen Ueberreſte von ſich ſtößt, ſaugen dieſe feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blick das ſanfte Grün **) der Wälder und Fluren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und

---

*) Ein paar Schildkrötenarten ſind nebſt dem Froſch die einzigen Amphibien; Krabben und Krebſe die einzigen Inſekten die man in Europa verſpeiſt.

**) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

der reifenden Früchte, glüht der ſiebenfache Lichtſtrahl, und ziert die Pflanzenſchöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farbenſpiel!

Licht und Feuerſtoff zu Körpern verdichtet, koſtet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächſe; denn die Entzündung und Verflüchtigung des letztern ſcheint das Daſein jener Urweſen anzudeuten, ſo wie im Zucker ſelbſt, wenn man zwei Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenſtrahlen ſenkrecht fallen, wo jene überirdiſchen Elemente mit ſtärkerem Moment die Pflanzen durchſtrömen, in den heißeren Gegenden des gemäßigten Erdſtrichs und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meiſten und edelſten Früchten; dort bilden ſich in der Rinde, im Blüthenkelch und im Saamen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätheriſch nennen muß; dort ſcheidet ſich Kampher aus den mit Brennſtoff überfüllten Säften, um ſchnell wieder zurück, in ſeinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein ſchwächeres Volk verſcheuchen konnte, reift für den Menſchen eine ſehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die ſelten eher eßbar ſind, als bis der Froſt ihre Säure gemildert hat. Unſer Norden beſitzt ebenfalls nur wenige, und außer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlſchmeckende einheimiſche Früchte; doch hat der Kunſtfleiß der uns eigen iſt, nicht nur aus Italien und Kleinaſien allmälig Kirſchen, Aprikoſen, Pflaumen, Pfirſchen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüſſe und Mandeln hierher gebracht und mit Erfolg gepflanzt, ſondern auch durch anhaltende Kultur das herbe Waldobſt zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen geſegneten Ländern, welche der jungen Menſchengattung Wiege waren, wo ſie noch nicht zur Knechtſchaft verdammt, die Rechte der Freigebornen genoß, und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daſeins zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Namen zieren das lange Verzeichniß der aſiatiſchen Früchte; Apfelſinen, Pompelmoſen, Piſangs, Datteln, Mangos und Mangoſtanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambuſen, Blinbings, Litſchis, Lanſas, Rambuttans, Zalacken, — doch was ſollen unſere Leſer mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieſer von der Natur ſo reichlich ausgeſpendeten Leckereien? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, die zugleich mit Speiſe

und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träge iſt, ihren ſchlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceilonische Nepenthe, welches in ſeinen ſchlauchähnlichen Blättern ein ſüßes, kühles Waſſer für den durſtigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten iſt der neue Welttheil, troß Allem was man zu ſeiner Herabwürdigung geſagt hat; außer Kokosnüſſen und Piſangfrüchten, die er mit dem alten Continente gemeinſchaftlich beſitzt, gehören ihm die Ananasſorten, die in unſern Treibhäuſern ſo berühmt geworden ſind, die Mombin und Perſimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammeifrüchte, die Papagaien und Guaiaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breiäpfel und darunter die in Peru ſo geprieſene Tſchirimoya, nebſt einer Menge anderer Obſtarten und Nüſſe. Auch in dieſes neuentdeckten Landes heißen Gegenden konnten alſo die Menſchen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen ſchmeichelte, und durch den ſanften Reiz wuchernder Säfte den Geſchlechtstrieb ſtärker entflammte; auch hier konnten alſo Anfänge der Kultur und geſellſchaftliche Verbindungen in der vermehrten Volksmenge entſtehen; und wirklich fanden ſie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menſchen ſein Sinn für die ſüßen Erzeugniſſe des Erdbodens werden kann, müſſen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereien nicht für ihn allein exiſtiren, indem es in allen Klaſſen der Thiere gewiſſe Gattungen gibt, die ein lebhafter Inſtinkt für das Süße zum Genuß deſſelben auffordert. Die Bären unſeres Nordens, das Ratel und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar ſchlürfen: ja die Bienen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zuckergäſte und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

Ueber Proſelitenmacherei.

An die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift.
1789.

Verſchiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie beſtimmt hätte, Jemandem Ihre Freundſchaft zu entziehen. Nie verſagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtſchaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundſätzen, dieſe mochten von den Ihrigen ſo abſtechend als möglich ſein, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menſchen oder des geſellſchaftlichen Vertrages, handelte. Nur der Unwürdige war Ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in ſeinem Buſen übertäuben und gegen beſſeres Wiſſen vorſetzlich die Befriedigung ſeines Willens auf Koſten der Freiheit und des Eigenthums ſeines Mitmenſchen ſuchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moraliſten ausgehen: die Anerkennung derſelben Rechte, die man für ſich verlangt, in jedem einzelnen Menſchen; führt mich alſo, mit dem Bewußtſein, daß er die unerſchütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine Meinung, welche von der Ihrigen abweicht und ſie beſtreiten ſoll, durch Ihre Monatsſchrift vor das Publikum zu bringen wünſche.

Der Auguſt Ihrer Monatsſchrift von dieſem Jahr enthält, unter der Rubrik: Proſelitenmacherei, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholiſche

Wittwe eines Proteſtanten; worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der lutheriſchen Religion erziehen zu laſſen. Die öffentliche Bekanntmachung dieſes Schreibens ſoll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beſchämung des Briefſtellers dienen, der auf das hinterliſtigſte alle Motive in Bewegung zu ſetzen ſucht, um eine ſchwache und betrübte Perſon zu einem unredlichen Schritte zu verleiten, indem er ihr denſelben als Pflicht und als Befehl von Gott vorſpiegeln will.“ Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte. deren Sie ſich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Proſelitenmacherei. Ich begreife nicht, wie man im proteſtantiſchen Deutſchland, welches ſo lange her bemühet geweſen iſt, von allen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte, in Abſicht der Vorſtellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen und Verfaſſungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verſtandeskräfte genaue Kenntniſſe einzuſammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geiſt eines angeblich alleinſeligmachenden Glaubens je ſo weit hat verkennen können, um ſich zu ſchmeicheln, daß ſeine Bekenner dem ernſten Beſtreben entſagen würden, Andersgeſinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag ſich die Behauptung wohl beſchreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um ſo viel weniger, als es gewiß iſt, daß dieſer Wahn erſt ſeit Kurzem gerügt wird, und überall ſo wenig Beifall findet, daß er kaum der Rüge werth zu ſein ſcheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, ſo würde ich ſeine Entſtehung dort ſuchen, wo man ihn zuerſt widerlegte. Von Schulverbeſſerungen, von Aufnahme der Wiſſenſchaften und Künſte, von Klöſteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen proteſtantiſcher Gelehrten im katholiſchen Deutſchland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht ſchwärmt man nicht für das Gute, welches Jedem nach ſeiner Einſicht das Beſte ſcheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthuſiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugſchluß zu erzeugen, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen ſchon mehr als halber Proteſtant ſein müſſe. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, ſich von dieſer vermeintlichen Metamorphoſe ihrer ſelbſt etwas träumen zu laſſen; eben

ſo entfernt wie jene Proteſtanten, denen derſelbe Enthuſiasmus auf den Kopf zuſagen durfte: ſie könnten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, heimliche Jeſuiten ſein. Allein es währte gewiß nicht lange, ſo mußte der Mann, der dieſe unſichtbaren Verwandlungen erſpähet zu haben glaubte, ſich ſelbſt ſeinen Irrthum eingeſtehen, ſobald er nämlich zur wirklichen Unterſuchung ſchritt, und die deutſchen Katholiken gegen das Ideal in ſeinem Kopfe hielt. Nach dieſer Entdeckung wußte er ſich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen ſo notoriſch gewordenen Kampf mit ſeinem eigenen Hirngeſpinnſte. Die längſt bekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgeſinnten verdienſtlich ſei, mußte itzt auf einmal etwas Unerhörtes heißen, damit man über proteſtantiſche Sorgloſigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemiſirenden Jahrhunderte zurück verſetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbſttäuſchung auch ſo weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unſrer katholiſchen Landsleute die unbilligſten Urtheile veranlaßt hätte; ſo würden Sie ſich mit mir über eine ſo natürliche, dem menſchlichen Herzen ſo angemeſſene, Wirkung wohl ſchwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole alſo, daß die meiſten Katholiken ſich durch den Lehrbegriff ihrer Kirche berufen glauben, Proſeliten zu machen; dies konnte keinem in ſeiner Religion zweckmäßig unterrichteten Proteſtanten, keinem, für deſſen Belehrung und Unterhaltung durch unſere zahlloſe Journale geſorgt werden ſollte, unbekannt geblieben ſein. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen ſei, ſtände mit der Menſchenliebe in Widerſpruch, wenn er nicht an den Wunſch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Dieſe beiden Grundſätze ſtehen und fallen mit einander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis ſie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Proteſtant, der allen chriſtlichen Partheien ziemlich gleiche Anſprüche auf die Seligkeit zugeſteht, muß zwar nach ſeinem Gefühl dieſen verdammenden Glauben mit ſeiner unmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich geſtehen, daß der Katholik auch bei dieſem Glauben wenigſtens noch conſequent iſt. Daß dieſer Glaube, daß ſo mancher andere Glaube ſich des menſchlichen Herzens hat bemeiſtern können: darüber darf der Philoſoph das Loos der Menſchheit bedauern: denn das iſt ſeinem Glauben

gemäß; er wird aber unſtreitig der letzte ſein, der ſeinen Mitmenſchen die goldene Freiheit abſprechen möchte, zu glauben, was ſie wollen oder können. Dieſe Freiheit aufzuheben, iſt nicht nur unerlaubt, ſondern auch zum Glück nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre," wird man mir antworten, „daß ein Proteſtant, er ſei Philoſoph oder nicht, den Einfall haben ſollte, einen andern Glauben, wäre es auch der alleinſeligmachende ſelbſt, im heiligen römiſchen Reiche verfolgen oder in einem gehäſſigen Lichte darſtellen zu wollen! Das aber läßt ſich keinem wehren, daß er nach Grundſätzen einer erleuchteten Vernunft, welche ſeit Kurzem ſo manche Rieſenſchritte gethan, ſich ſelbſt von ſeiner Ueberzeugung Rechenſchaft geben, ſich gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu vermehren ſucht, mit Gründen verwahren, ſeine Glaubensgenoſſen vor dem Abfalle ſichern, und der Wahrheit Zeugniß geben darf."

Wahrheit! ſchönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menſchengeſchlechte ſo theuer, daß Religion und Philoſophie an die Ergründung ſeines göttlichen Sinnes die höchſte Glückſeligkeit knüpften! Wer iſt ſo blödſinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer ſo neidiſch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte? Verzeihen Sie dieſe Apoſtrophe; Sie wiſſen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

die Sonnen: Wahr und Gut und Schön!

Wahrheit alſo muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und ſo lange ſie einem unaufgelöſeten Problem ähnlich ſieht, das iſt, überall wo Verſchiedenheit der Meinungen herrſcht, kann ihre Erforſchung ohne Discuſſionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünſche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu ſehen; ſie ſind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntniſſen Eingang zu verſchaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu laſſen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monatsſchrift dem Aberglauben, der Schwärmerei und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Abſicht, der Wahrheit, wie ſie von Ihnen erkannt worden war, Beiſtimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leſer, mit einem Worte, zu über-

reden. Behauptungen, von deren Zuverläſſigkeit man überzeugt iſt, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publikum.

Von der Wahrheitsliebe iſt alſo der Bekehrungsgeiſt unzertrennlich, in ſo fern er das Beſtreben iſt, Andere zu ſeiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquiſitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philoſophen ſind wir Alle Proſelitenmacher; und was ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet iſt, kann nicht an ſich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel ſträflich ſein. Der Streit zwiſchen Proteſtanten und Katholiken hatte vieler Menſchen Blut gekoſtet, als endlich ein feierlicher Friedensſchluß jeder Parthei die gewaltthätige Beeinträchtigung der andern unterſagte. Allein auch damals ſchon kannte man die Rechte der Menſchheit zu wohl, damals ſchon hatte man ſie mit ſo großem Nachdruck geltend zu machen gewußt, daß jedem deutſchen Manne Freiheit des Gewiſſens zuerkannt, mithin auch allen Religionspartheien deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich beſtätigte, geſtattet wurde, Proſeliten anzunehmen, die ſich durch Beſtimmungsgründe, welche ihnen überwiegend ſchienen, zu einem freiwilligen Tauſche bewogen fänden. Dem Katholiken ſteht es alſo frei, aus eigener Wahl zur proteſtantiſchen Religion überzugehen, und eben ſo dem Proteſtanten, katholiſch zu werden.

Wenn es nun unläugbar iſt, daß der Geiſt der Proſelitenmacherei ſo lange unter den Katholiken nicht erlöſchen kann, bis die katholiſche Kirche durch eine beſtimmte, alle ihre Kenner bindende, Auslegung ihres Lehrbegriffs den Andersgeſinnten die Hoffnung der Seligkeit zugeſtehen wird; wenn ferner durch die itzt gültigen Religionsverträge die Gewiſſensfreiheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern geſtattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proſelitenmacherei zu wehren, oder auch nur dieſes Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung auszuſprechen, um die Handlung ſelbſt und die Religion, welche ſie zu billigen ſcheint, in einem gehäſſigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einſt heftig zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Parthei, kaum ſind ſie noch beſänftigt, kaum iſt Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in dieſem reizbaren Zuſtande kann leicht ein hartes Wort die Ruhe ſtören und für einen wirklichen Angriff gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsſtreitigkeiten — ich appellire an

Ihr Gefühl! — würde dem Schluſſe des 18. Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu beſtimmen, innerhalb deren eine wohlgemeinte Warnung erlaubt und unbeleidigend iſt? Soll der eifrige Proteſtant ruhig zuſehen, daß die katholiſche Religion von allen Seiten um ſich greift, überall durch ihre Ueberredungskünſte neue Bekenner an ſich lockt, und das Häuflein ſeiner Glaubensgenoſſen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich ganz verſchlingt?“ Hier iſt meine Antwort. Können die Proteſtanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen; iſt es mit ihrem Herzen und ihrem Verſtande ſo beſtellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einſt gefloſſen, ihnen jetzt verwerflich ſcheint: ſo iſt ja alle Rettung verloren, aller Widerſtand vergeblich, und jede Anklage eines katholiſchen Proſelitenmachers bei dem Publikum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apoſtaſie des großen Haufens und demnächſt den Sturz der ganzen Parthei nur beſchleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholiſchen; und das Reſultat bleibt daſſelbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls beſiegten, ſo müßten Sie noch heute Muſelmänner ſein.

Doch die gute Sache des Proteſtantismus iſt bei weitem ſo verzweifelt noch nicht; als die Furcht vor den Bekehrern ſie zu machen ſcheint. Was beide Partheien, nächſt ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verſchiedenen Glaubensmeinungen vorzubringen wiſſen, iſt alles längſt geſagt; und wenn etwas mit Wahrſcheinlichkeit behauptet werden kann, ſo iſt es dieſer Satz: den Polemikern auf beiden Seiten ſei Trotz geboten, daß ſie auch nur ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit iſt ſchon darum nicht zu vermitteln, weil er die erſten Principien betrifft, und ſchon darum ſchwer zu führen, weil die tiefſinnigſten Denker, wo es auf Principien ankommt, einander ſo leicht mißverſtehen.*) Doch geſetzt, daß einige der größten menſchlichen Geiſter jene allgemein gültigen Principien, die jeder individuellen Menſchenvernunft Geſetze geben, ſo gefaßt — oder

*) S. Herrn Reinhold's vortreffliche Abhandlung über den Skepticismus, im Juliusſtück der Berl. Monatsſchrift von 1789.

errathen — hätten, daß ſie darüber einverſtanden wären, und darnach über die Anſprüche der Religionen aburtheilen könnten: ſo wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeſchränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entſcheidungsgrund. Auch die Vernunft *κατ᾽ ἐξοχην* exiſtirt nur für den, der ſie zu faſſen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird ſie ein Götze, deſſen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch ſchlimmere Anmaßung ſcheint.

Wenn man demnach, um Proteſtant oder Katholik zu werden, auf die erſten Principien ſelten zurückzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: ſo müſſen wohl andere Urſachen den Ausſchlag geben, ſo oft eine von beiden Partheien einen Proſeliten macht. Hat es ferner ſeine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Proteſtanten für die katholiſche Kirche gewonnenen Proſeliten bedenklich iſt: ſo wird die Veranlaſſung zu dieſen Bekehrungen, ſobald ſie ſich entdeckt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es gibt nur zwei Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menſchen wirken kann: durch den Kopf und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verſtand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl, deſto feſter ſteht die Ueberzeugung, deſto ſchwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu ſetzen, deſto wichtiger, erhabener, vollkommener müſſen die Gründe ſein, wodurch man eine Bekehrung bewerkſtelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bei Proteſtanten, welche ſchön und wahr und gut empfinden, richtig und ſcharfſinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten ſei; weil Sie dem Katholicismus, ſobald ihn Menſchen von dieſer Bezeichnung wählen könnten, entweder entſchiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigſtens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verſchiedenheit ihrer Geiſteskräfte einzuwenden hätten. Alſo: aus welcher Klaſſe von Proteſtanten kann ſich die katholiſche Kirche Proſeliten ſuchen? Die Antwort iſt bereits im Vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klaſſe, worin ſo mancher Proteſtant keinen Sinn für die Moralität ſeiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft beſitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältniſſe ſeiner Lage und ſeines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit, im Proteſtantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn beſitzt, Geſetze geben, und das geläuterte Gefühl ſeine Wirkungen von dem roheren nimmer-

mehr erwarten darf: ſo reduciren ſich alle Mittel, welche nicht auf die Erweckung des moraliſchen Sinnes, und auf verſtärkte Wirkſamkeit der eigenen Denkkräfte im einzelnen Menſchen abzwecken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewiſſensfreiheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Iſt die Religion in die Verfaſſung unzertrennlich verwebt; iſt ſie ein Hauptrad der großen Staatsmaſchine, und ſieht ſich aus dieſem Grunde die geſetzgebende Macht gezwungen, um der Proſelitemacherei zu wehren, dem Gewiſſen des Bürgers Feſſeln anzulegen: ſo hat alle freie Discuſſion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann weiter nicht die Rede ſein; Denkfreiheit und Moralität der Wahl ſind vernichtet; Maſchine ſteht nur gegen Maſchine, und je früher man die zwei- oder dreimalhunderttauſend Argumente Ihres Königs ins Feld rücken läßt, deſto ſchneller und ſicherer iſt der Sieg des Proteſtantismus entſchieden.

So wären wir aber heute noch auf demſelben Punkte, wo man vor 300 Jahren ſtand; und ſo viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umſonſt geſtorben! Märtyrer der Wahrheit, ſage ich: nicht der beſondern Meinung, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte; — denn unter widerſprechenden Meinungen kann höchſtens nur eine die wahre ſein, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders — ſondern der theuer erkauften, mit Blut beſiegelten Wahrheit: daß der Glaube eines Menſchen, was immer ſein Gegenſtand ſei, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und ſelbſt vom eignen Willen unabhängig iſt!

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieſer Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; ſelbſt die unumſchränkteſten Herrſcher haben ſie zur Richtſchnur gewählt; und durch ihre Kraft iſt das ſchreckliche Zwangsſyſtem in Gewiſſensſachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es alſo, diejenige Klaſſe von Unterthanen, deren Verſtand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigſten Widerſtand leiſten konnte, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ohne Zweifel hatte dieſe Sorgloſigkeit die betrübteſten Folgen für die proteſtantiſche Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Diſtrikte bekannten ſich zur katholiſchen Religion? Die proteſtantiſchen Pfarrer ermüdeten das

Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menſchlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtſchaffner Proteſtant, der in ſeinem Syſtem mehr Wahrheit und Menſchenglück findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten ſcheinen, für die Erhaltung dieſes Syſtems unter ſolchen Umſtänden recht ernſtlich beſorgt ſein: er muß es um ſo viel eher, da er keine unmittelbare Dazwiſchenkunft einer höheren Macht zum Beſten irgend eines menſchlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unſern Zeitläuften erwartet, ſondern leicht den Beruf fühlen kann, ſtatt aller Wunderkräfte ſeine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzuſehen, in welchem für dieſesmal die Beſchirmung der Wahrheit beſchloſſen liegt. Hier iſt indeſſen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerſt, die Bekehrer ſelbſt zu erforſchen. Durch welche Vorſpiegelungen, durch welche Künſte gelingt es denen, die nach der ſo ängſtlich wiederholten Klage der proteſtantiſchen Journaliſten, von der katholiſchen Kirche zu dieſem Geſchäfte beſonders auserſehen ſein ſollen, ſo viele Proteſtanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einſicht von warmen Gefühl, von hinreißender Beredtſamkeit ſein? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verſchmitzten Prieſtern ſprechen die Kläger. „Jenen", ſo lautet ferner die Beſchuldigung, „iſt ihre Regel der Inbegriff alles Wiſſens, ihr Gefühl iſt Köhlerglaube, die Quelle ihrer Beredtſamkeit iſt die Legende. Dieſe", fährt man fort, „erſchleichen das Zutrauen, ſchmeicheln dem Gewiſſen, halten dem Eigennutz eine Lockſpeiſe vor." Wir wollen hier die Fragen! ob Menſchen von dieſer Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltenen Auftrages handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Miſſionen in das proteſtantiſche Deutſchland ſchickt, fürs erſte unerörtert laſſen; genug,

Die Proſeliten ſolcher Bekehrer ſind alſo nur Wunderſüchtige von ſchwacher Vernunft, oder Gewinnſüchtige von erſtorbenem Gefühl. Die Unglücklichen! Die Bedauernswürdigen! Welches grauſame Schickſal ſtieß ſie ſo weit hinab, daß ſie die ſchönſte Beſtimmung des Menſchengeſchlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glücklich zu ſein, glücklich als denkende und

empfindende Weſen? Wer feſſelte ihre Vernunft, wer ſtumpfte ihr Gefühl?

„Sie ſind Sclaven.“

Um ihrer Denkkraft Wirkſamkeit, ihrem Gefühle ſittliche Vollkommenheit zu verſchaffen, fordern wir alſo ihre Wiedereinſetzung in alle Rechte der Menſchheit. Freie Menſchen nur können ihrer Beſtimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, ſo oft man es erwähnt, die Lebenskraft ſelbſt des Sclaven mit ſeiner Wahrheit durchdringt: Frei ſein, heiße Menſch ſein; der Freie nur bilde ſich hinauf zum Vollkommnen; er ſammle und erkenne die Verhältniſſe der Weſen zu ihm und unter einander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menſchennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, ſich ſelbſt und ſeinen Himmel im Buſen mit Andern zu theilen! Ein freier Bürger eines freien Staats, und zugleich ein Proſelit zu ſein: das wäre dann entweder ein Widerſpruch, oder es gereichte dem Kopfe und dem Herzen des frei Wählenden zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zuſtand jener Unglücklichen, die der Deſpotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menſchheit beraubt hatte, durch eine ſchlaue petitionem principii zum Beweiſe angeführt, daß die Vormundſchaft eines Deſpoten ihnen unentbehrlich ſei; als ob nicht ſelbſt das roheſte oder auch das verworfenſte Volk eine größere Maſſe von Einſichten und mehr lauteres Menſchengefühl in ſich faßte, als je ein Deſpot allein beſitzen kann! Doch es ſei der Fürſt der weiſeſte und beſte Mann im Staate; Weisheit und Güte beweiſen noch nicht das Herrſcherrecht. Kann ich die geſetzgebende Macht meiner Vernunft über mich ſelbſt nur veräußern? die Geſetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige iſt? Sie annehmen, ſie anerkennen, ſie verſtehen, ſetzt bei mir gleichen Grad der Vernunft voraus; allein alsdann höbe die letzte Vorausſetzung die erſte auf. Dieſem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung gibt es keine Superiorität; Anerkennung aber iſt unmöglich bei ungleichem Faſſungsvermögen; mithin iſt die Herrſchaft, ſelbſt des Weiſeſten und Beſten, kein Recht, ſondern Gewalt. Die Einſchränkung der Gewiſſensfreihet iſt nur der auffallendſte Akt dieſer Gewalt; ein Akt, wodurch der Deſpotismus ſeinen Untergebenen die Rückkehr zu ihrer eigenen Vernunft gar abſchneiden, alle freiwillige Regungen in ihnen zu erſticken

ſucht. Mit der Freiheit ſich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeſchriebenen Vorſtellungen zu machen, verſchwindet die letzte Veranlaſſung zur eignen Anſtrengung der Vernunft; bei der maſchinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erliſcht der letzte Funke von Empfindung, womit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weiſe Regenten, denen dieſe tödtlichen Folgen unverholen blieben, ſchenkten daher dem Volke die Gewiſſensfreiheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majeſtätsrechte der Menſchheit in ſich ſelbſt zu empfinden, und deren Ausübung dereinſt in ſeine Hände zurückzufordern. O, warum glaubten ſie, daß es noch dieſer Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten ſie ſich nicht groß genug, um die Befreier ihres Volkes zu werden? Warum bedachten ſie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, ſo viel als gar nichts der Freiheit des Bürgers einräumen hieße, ſo lange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf, was ſein Vorfahr baute, und die Geſetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, dieſe von den Eingebungen ſeines Divans, und dieſe wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es ſoll mich nicht wundern, wenn man dieſe Gedanken eines ſchwärmeriſchen Anſtrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geiſtes und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Grenzen des Wirklichen hinaus, und was immer der Lieblingsgegenſtand ſei, womit ſich unſer intellektuelles Weſen beſchäftigt, ſo idealiſirt ihn unſre Phantaſie. In Ihrer Monatsſchrift, dieſem Schauplatze der Schwärmereien für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir ſchwärmen, ſo ſei es für die Freiheit! Das iſt wenigſtens eine unſchädliche, ehrwürdige, herz- und geiſterhebende Schwärmerei, die nach dem Zeugniſſe der Geſchichte nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurück aus unſern utopiſchen Theorien in die wirklich ſublunariſche Welt.

Die Gewiſſensfreiheit exiſtirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfaſſung das Widerſpiel der republikaniſchen iſt; und man beſorgt alſo in Ernſt, daß die Bekehrung derſelben zur katholiſchen Kirche unvermeidlich ſei? Inzwiſchen, was nach der Theorie ſo zuverläſſig war, ſo unfehlbar eintreffen mußte, iſt gleichwohl bis jetzt noch nicht geſchehen: kein Diſtrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern iſt bekehrt, kein Pfarrer hat

über die Verminderung ſeiner Heerde und die Abnahme ſeiner Einkünfte geklagt. Beiſpiele von einzelnen Proſeliten laſſen ſich nachweiſen; allein ſie bleiben ſeltne Ausnahmen, und können eben ſo wenig einen allgemein gewordenen Hang zum Katholicismus unter den Proteſtanten darthun, als Steblitzky und Lord Gordon die beſondere Neigung der jetzigen Chriſten zum Judenthum beweiſen. So gibt es auch neuerliche Beiſpiele, daß Katholiken zur proteſtantiſchen Religion übergetreten ſind; nur fallen ſie ſelten ſo in die Augen, wie der Uebertritt des jetzigen Herzogs von Norfolk, und man gibt ſich keine Mühe ſie zuſammenzuſuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas Allgemeines folgern zu wollen, hier Jeden abſchrecken muß. Bei der bekannten Denkungsart der katholiſchen Glaubensverwandten, die den Wunſch nach Bekehrungen rege, und die Bewerkſtelligung derſelben verdienſtlich macht, muß allerdings die Zahl der Proſeliten, welche zu dieſer Kirche übergehen, die der andern weit überſteigen, ohne jedoch für eine ſtärkere Neigung bei Proteſtanten zur Apoſtaſie das Mindeſte erweislich zu machen. Der ganze Unterſchied liegt darin, daß die Proteſtanten ſich nicht, wie ſo manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unläugbar häufigen Verſuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Proteſtanten zur Annahme ihres Bekenntniſſes zu überreden, es ſei nun, daß ſie ihre Gründe vom weltlichen oder geiſtlichen Vortheil, oder von beiden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verſtand in Anſpruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was ſo oft und dringend von der heimlichen Geſchäftigkeit gewiſſer papiſtiſchen Ordensmänner durch den Weg geheimer Geſellſchaften, phyſikaliſcher und hyperphyſiſcher Präſtigiatoren und andrer Emiſſarien in Ihrer Monatsſchrift behauptet worden iſt: ſo möchte man in Verſuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieſer mächtigen Beſtürmung, bei der vorausgeſetzten Schwäche der Principien des großen proteſtantiſchen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuſchreiben, wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die Macht der Gewohnheit nicht das Räthſel löſete. Daß bei vernünftigen Männern Hypotheſen ſich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten Britten den Sonntag wie puritaniſche Kopfhänger feiern, daß die katholiſche Kirche ſich noch der Kurie unterwirft, daß Sclaven ſich mißhandeln laſſen von ſchwächern Tyrannen: dieſe und ſo viele Dinge mehr, werden durch die Macht der Gewohnheit be-

wirkt. Wie? und der proteſtantiſche Glaube wäre allein nicht ſicher unter ihrem Schutze? Wenigſtens bei den Verſuchen katholiſcher Proſelitenmacher ihn wankend zu machen, ſollte ich meinen, daß wir ruhig ſchlafen könnten. Oder wollen wir erſt ſehen, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwei Kräfte gibt es allerdings, deren Wirkſamkeit die Gewohnheit nicht widerſteht: der Trieb der Selbſterhaltung, und das Beiſpiel. Ihre Art zu wirken iſt ſehr verſchieden: die erſte bringt ſchnelle, plötzliche Revolutionen zuwege; die zweite kommt unvermerkt und langſam zum Ziel. Der Druck des Deſpotismus, wenn er zu gewaltſam iſt, weckt auch in einem anſcheinlich erſtorbenen Staatskörper das Selbſtgefühl des Bürgers. Zum Selbſtgefühl erwachen, heißt ſchon frei ſein; denn ein jeder Deſpotismus iſt wie der nächtliche Alp verſchwunden, in dem Augenblick, wo das Volk zum ganzen Bewußtſein wieder erwacht. So ſchüttelt Frankreich jetzt den Todesſchlummer ab, in welchem es verſunken lag, und wird frei. So befreite auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unſre deutſchen Voreltern vom hierarchiſchen Joch; - und nimmermehr wird dieſelbe Reformation, die ſo ſchnell und unaufhaltſam jene aufs äußerſte getriebenen Gemüther ergriff, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geiſtlichen Alleingewalt zurückſinken. Die einſtimmige Mißbilligung ſolcher Maßregeln, die auch nur dem leiſeſten Verdacht eines neuen Eingriffes in die Rechte der Gewiſſensfreiheit unterworfen ſind, beweiſet zur Genüge, daß die Tyrannei einer proteſtantiſchen Unfehlbarkeit ſchwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu ſuchen iſt. Nichts Geringeres aber als der Druck einer ſolchen Tyrannei könnte die Proteſtanten auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht, um ein ſchwereres freiwillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beiſpiels, dieſe langſam und ſicher wirkende, ſanft überredende, ſich einſchmeichelnde Macht, kann unvermerkt die Wachſamkeit der Proteſtanten einſchläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben.“ Ich räume Ihnen ein, von dieſer Seite drohet den Proteſtanten noch die meiſte Gefahr. Wo katholiſche Fürſten proteſtantiſche Staaten beherrſchen, und die Religion bei der Beſetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geſchicklichkeit und Verdienſt; dort laſſen ſich die nachtheiligen

Folgen des Beiſpiels leicht vorausſehen. Dagegen hat man aber in ſolchen Staaten dem Mißbrauche der oberherrlichen Gewalt ſchon vorzubeugen und alle Beſorgniſſe in Zukunft überflüſſig zu machen gewußt. Im Kurfürſtenthum Sachſen iſt die Beſezzung der Landesſtellen mit Subjekten, die der augsburgiſchen Konfeſſion nicht zugethan ſind, dem katholiſchen Regenten gänzlich unterſagt. In Heſſen mußte Friedrich II., unter der Garantie von England und Dänemark, der Erziehung ſeiner Kinder entſagen, dem älteſten Sohne die Grafſchaft Hanau abtreten, und den verſammelten Ständen mit einem feierlichen Eide betheuern, daß ſein Uebertritt zur katholiſchen Religion keins der konſtitutionsmäßigen Rechte der herrſchenden reformirten Kirche ſchmälern ſollte. Dieſen Maßregeln muß man es zuſchreiben, daß das Beiſpiel der regierenden Fürſten in beiden Ländern ganz unſchädlich geblieben iſt. Allein dieſe Unſchädlichkeit, muß ich bekennen, iſt die Wohlthat der Verfaſſung, welche zwar von echtrepublikaniſcher Freiheit weit entfernt, aber gleichwohl frei genug geweſen iſt, um der Willkühr des Fürſten Grenzen zu ſetzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der proteſtantiſchen Kirche in ſolchen Ländern ſtehen, wo Alles von der unumſchränkten Gewalt eines Einzigen abhängig iſt. Geſetzt einmal, der Beherrſcher einer proteſtantiſchen Deſpotie träte öffentlich zum katholiſchen Glauben über; er beſetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er ſuchte durch eine Verordnung nach der andern den Geiſt der proteſtantiſchen Kirche umzumodeln, katholiſche oder eigentlicher papiſtiſche Grundſätze in denſelben überzutragen, die Denk- und Gewiſſensfreiheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; geſetzt, er wäre ſchlau genug, das ſinkende Anſehen des Papſtes in Deutſchland unter einem politiſchen Vorwande aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholiſchen Erzbiſchöfe neue Hinderniſſe in den Weg, und hemmte dadurch die Fortſchritte der deutſchkatholiſchen Kirche zur Läuterung und Independenz: — unter dieſen, freilich höchſt unwahrſcheinlichen, Vorausſetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Geſetzen der Analogie. Nur ſcheint es mir aus dieſem eventuellen Falle, wie aus allem bisher Geſagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht

der Katholicismus an und für ſich, ſondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer deſpotiſchen Regierungsform, der proteſtantiſchen Kirche furchtbar iſt. Nehmen wir den Katholicismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, ſo können Sclaven immer noch durch irgend ein andres geiſtliches Zwangsſyſtem, irgend ein ſymboliſches Formular, in Laſtthiere verwandelt werden, an denen, wie an den polniſchen Leibeigenen, die menſchliche Geſtalt, das Ebenbild der Gottheit, und folglich das Siegel der Freiheit kaum noch kenntlich iſt.

Es iſt keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat ſchon längſt geſagt, ſchon längſt, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchiſchen Deſpotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwieſen; den letztern hat man vielfältig vor dem höchſten Tribunale der Menſchheit aller Majeſtätsverbrechen angeklagt und ſchuldig erfunden. Seine Tücke ſei indeß noch ſo gefährlich, ſo können Umſtände eintreten, welche ihn in gewiſſen Schranken halten, und ihn nöthigen, ſeinen weitausſehenden Projekten, wenigſtens auf einige Zeit, zu entſagen. Wenn unter mehrern Staaten von verſchiedenem Intereſſe und verſchiedener Verfaſſung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Literatur im engſten Verkehr mit einander ſtehen, einer oder der andere ſich der uneingeſchränkten Regierungsform nähert; ſo ſcheuet doch daſelbſt die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publicität. Der gewöhnliche Deſpotismus ſchämt ſich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf ſeinen Schlichen ertappt. Der Blutdurſt muß wirklich ſo hoch ſteigen, wie bei den Nachfolgern Auguſts auf dem römiſchen Kaiſerthron, ehe er ſich über dieſe Furcht hinausſetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrſcher den Katholicismus in proteſtantiſchen Staaten begünſtigte, ſo ſcheint mir wenigſtens in der Publicität ein ſicheres Zufluchtsmittel für die bedrängte Kirche zu liegen; die Beſorgniſſe der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne dringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein ſanfter, gutmüthiger Fürſt den Deſpotenſitz; in dieſem Falle würde man auch durch Anſpielungen ſeinen Endzweck erreichen, und die Proſelitenmacherei könnte dann der kleine Huſar ſein, den man ſtatt des Deſpotismus peitſchte.

Eine ſolche Metonymie hätte aber auch ihre Grenzen. Es

wäre doch unter dieſen Umſtänden unbillig, Scherz in Ernſt zu verwandeln, und auf die Proſelitenmacherei ſo aus allen Kräften loszuſchlagen, als ob ſie wirklich etwas verſchuldet hätte. Am wenigſten dürfte es in einem ſolchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entſchuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu ſchreien — am wenigſten dürfte es da nöthig ſein, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inconſequenzen irgend einer Privatperſon von übrigens unbeſcholtenem Rufe, öffentlich zur Schau zu ſtellen, und der Mißdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, blos weil ſie mit unſerm Gemiſch von Ahnungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unſere Religion nennen, nicht zu reimen ſind.

Beſchämung! — ja! Beſchämung des Briefſtellers nennen Sie aber die andere Abſicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsſchrift abdrucken zu laſſen. Sollte wohl ſein Betragen dieſes harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er, ein Katholik, räth ſeiner Glaubensgenoſſin, ihre Kinder katholiſch zu erziehen, aus Pflicht zu ſeiner Religion und als Freund. Seit wann iſt es ein Verbrechen, nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wann darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewiſſensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältniſſe der ſo berathenen Perſon zur Abſicht hat? Allerdings ein großes unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholiſcher Beamter in einem katholiſchen Lande katholiche Grundſätze hat; daß er den Satz vom einzig ſelig machenden Glauben ſteif und feſt annimmt und darnach handelt; daß er von ſeinen Aeltern, in der Schule, von orthodoxen Theologen ſeiner Kirche dieſe Meinung mit der Muttermilch und mit der erſten Milch des Unterrichts eingeſogen hat! Ich müßte mich ſehr irren, oder die Katholiken dürfen ſich wohl über proteſtantiſche Intoleranz beſchweren, wenn dasjenige, was nach proteſtantiſchen Grundſätzen höchſtens ein bedauernswerthes Unglück iſt, einem Menſchen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird. Iſt es aber in den Augen eines Proteſtanten ſchändlich, ein Katholik zu ſein, und ſeinem Glauben gemäß zu handeln; ſo wird man ſich auch nicht wundern müſſen, wenn Katholiken den Proteſtantismus verabſcheuen, und von den Handlungen der Proteſtanten, die aus ihrem Lehrbegriffe fließen, man-

ches liebloſe Urtheil fällen ſollten. Wahrlich, dieſe gegenſeitige gute Meinung bereitet die beiden Partheien zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Chriſten und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruck heißt es ferner: der Rath dieſes Mannes ſei auf das hinterliſtigſte motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, ſondern den Vortheil der Wittwe zur Abſicht. Wenn ich mir Sie ſelbſt, meine Herren, an dem Platz des Briefſtellers denken, der ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet glaubt, ſeiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proſeliten zuzuſichern, ſo begreife ich wohl, daß ſie überzeugender, eindringender, pathetiſcher geſchrieben; allein ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bei deren Erwählung ſich einer Hinterliſt bewußt geweſen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinſeligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, ſuppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefſteller ſogar geglaubt haben könne, ein Verſprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuſchung läßt ſich leicht erklären, vermöge deren man widerrechtlich handelt, und dennoch ſein Gewiſſen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöſer Meinungen über die Gemüther? Nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Dieſe rechtfertigte ja ſogar vor Zeiten jeden Angriff auf leibliche Freiheit und materielles Eigenthum der Andersgeſinnten; und noch jetzt wird die Uſurpation, womit ſie ihre Ausſprüche jeder Vernunft aufdringen und bei einem jeden Räſonnement vorausgeſetzt wiſſen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Beſitzes wegen tolerirt. „Gott“ — ſo lautet der gewöhnliche Ausdruck: — „Gott ſelbſt hat geredet; hier verſchwinden alle Einwürfe der Vernunft.“ So urtheilt der gewiſſenhafte Mann nach den Poſtulaten ſeines Glaubens. Daß dadurch ein Menſch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an ſeinen Glaubensmeinungen hing, und von ihrer ausſchließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt ſein mochte, in ſeinen Erwartungen hintergangen, daß ein feierlicher, freiwilliger Vertrag gebrochen wird: — von der Unredlichkeit dieſes Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begriff. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen ſein; unredlich

kann der Briefſteller nur alsdann erſt heißen, wenn er von der Ungültigkeit ſeiner Gründe ſchon voraus überzeugt geweſen iſt, wenn er die Wittwe (die bei Ihnen wohl nur in Konformität einer gewiſſen Terminologie eine ſchwache und betrübte Perſon heißt) mit Vorſpiegelungen, die ſeiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verſtorbnen Ehemannes noch im Grabe zu beleidigen.

Sie ſcheinen mir in dieſem Falle von einem Katholiken proteſtantiſche Grundſätze zu fordern, wenigſtens ſeine Handlungen und Abſichten nicht aus ſeinem Geſichtspunkte zu beurtheilen, und auf dieſe Weiſe zu jenen harten Ausdrücken gekommen zu ſein, womit nur vorſätzliche Verbrechen, keineswegs aber die Verirrungen, die aus religiöſen Meinungen entſpringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leſer, ganz wider Ihre Abſicht, eine hinreichende Veranlaſſung, Ihre Darſtellung des katholiſchen Bekehrungseifers in die Klaſſe gewöhnlicher Kontroversſchriften zu ſetzen und den Vorwurf der Proſelitenmacherei zu retorquiren. Ihre gewiß verdienſtliche Bemühung, dem Heer von Bekriegern aller Art entgegen zu arbeiten, und ſowohl das geiſtige Eigenthum unſerer klaren Begriffe als auch das materielle unſrer Baarſchaften vor jenem Raubgeſindel zu ſichern, macht den Wunſch in mir rege, daß Nichts in Ihren Aufſätzen vorhanden ſein möchte, was die Beſchuldigung des Partheigeiſtes auch nur von fernher begünſtigen könnte. Es iſt aber unmöglich, bei der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufſätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenſchaftlicher Synkretismus zuweilen ſichtbar wird, welcher über wiſſentliche Betrüger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöſe Autorität gleiche Verdammniß ergehen läßt: ein Synkretismus, welcher die edelſten Menſchen, wenn ſie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Geſichtspunkte anſehen, ſogleich für Mitſchuldige erklärt, und als ſolche zu züchtigen ſucht. Ich darf wohl ſagen, daß dieſes Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsſchrift ſtiften kann, ſehr weſentlichen Abbruch thut, ohne, ſo viel ich einſehe, den mindeſten Erſatz zu liefern.

Es raubt ihnen erſtlich alles Zutrauen der Katholiken: nicht allein der ſo genannten Rechtgläubigen, die jeder Widerſtand, wenn es möglich wäre, zu größerer Anſtrengung gegen den Proteſtantismus reizen muß; ſondern auch derjenigen, die mit

redlicher Unverdroſſenheit unter ihren Glaubensgenoſſen die Maſſe von Kenntniſſen zu vermehren, den Geiſt der Duldung und ſeine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papiſtiſchen Sauerteige zu reinigen wünſchen. Dieſe gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereien der Proteſtanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und ſchädliche Mißdeutung ſie längſt erkannt haben, deren Anſehen aber einſchlummern muß, ehe es ganz geſtürzt werden kann. Anſtatt alſo der Aufklärung des katholiſchen Deutſchlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfſinnigkeit in Anſehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Proteſtanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieſer Denkungsart kann nur die Macht des Beiſpiels bewirken: des Beiſpiels der bereits aufgeklärten Katholiken, die von ihren Fürſten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und durch eigne Vortrefflichkeit der Charakters glänzen müſſen; der Proteſtanten, indem ſie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlſtand und innerer ſowohl als äußerer Proſperität aller Art, den ihnen politiſche und religiöſe Freiheit verſchafft, in vollem Maße empfinden laſſen, und dadurch den Wunſch nach den Mitteln ähnliche Vorurtheile zu erlangen, im höchſten Grade erwecken müſſen. Wie viel bleibt auf dieſem Wege nicht noch den Proteſtanten für ſich ſelbſt und ihre katholiſchen Brüder zu erringen übrig?

Von der Härte, womit Sie ſich gegen Andersgeſinnte äußern, beſorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrücke auch für Ihre proteſtantiſchen Leſer. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieſes nicht der Fall iſt, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche ſonſt Ihre öffentliche Schauſtellung der neuen Schwarzkünſtler, Desorganiſatöre, Goldköche, Mond-doctoren, Roſenfelde und anderer Betrüger unfehlbar in weit größerem Umfange äußern müßte. Ward einmal der leiſeſte Verdacht von Partheilichkeit in einer Rückſicht veranlaßt, ſo iſt man immer geneigt, in jedem Falle ſie wieder im Spiele zu vermuthen.

Bei der höchſten Achtung für die eigne Beruhigung, welche

aus dem Bewußtſein einer guten Abſicht entſpringt, bleibt mir endlich der Wunſch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer mit mannigfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wiſſens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortſchreiten, blos um des verſchiedenen Ganges willen, der jedem eigen iſt, um eines Tones willen, den innere und äußere Verhältniſſe modificirten, um der beſondern Anſicht willen, wodurch das eine Wahre Jedem anders erſcheint, doch nie vergeſſen möchten, daß wechſelſeitiges Wohlwollen ihre höchſte Ehre iſt. Der Aufklärung unſers Jahrhunderts ſcheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu perſönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird dieſe Intoleranz, die gehäſſigſte von allen, noch dauern? Wann wird man aufhören zu glauben, daß, weil dieſe oder jene Principien und Meinungen uns wahr und alleingültig ſcheinen, ſie darum in eben dem Lichte von Andern geſehen werden müſſen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für ſich verlangt, auch allen Andern zuzugeſtehen; dergeſtalt, daß kein ens rationis den freien Menſchen feſſeln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menſchen allen andern vernünftigen Geſchöpfen das reſpektabelſte Weſen ſei, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzweck haben kann, gewiſſen allgemein gültig ſein ſollenden Principien einen Deſpotenſitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menſchen freie ungehinderte Wirkſamkeit verſchaffe?

Allein bei der Stimmung unſerer Zeitgenoſſen, bei ihrem Wahlſpruch: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis, bei der traurigen Fertigkeit Andersgeſinnte für ehrlos zu halten, und dieſes Privaturtheil auch ſogleich im Druck zu verkündigen, bleibt die Denkfreiheit nur ein frommer Wunſch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionsſyſtem noch hier und da das brutum fulmen einer zukünftigen Verdammniß herabſchleudern — dürfen wir da wohl von Unvernunft ſprechen, ſo lange das mildere oder ſtrengere Urtheil, welches wir von dieſem Glauben fällen, hinreichende Veranlaſſung gibt, eine ſichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menſchlichen, nach welchen angeblich göttlichen Geſetzen kann dieſes Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal: die Nichtanerkennung der

Wahrheit bringt keinem Menſchen Schande, ſondern die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. Wer ſich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich ſind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik abſprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtankennung mathematiſcher Axiomen verbunden: wie wäre es billig, ſie an ſpekulative Sätze oder gar an Glaubensſachen, deren Evidenz ſchlechterdings nur ſubjektiv iſt, zu knüpfen?

Doch geſetzt, die Wahrheit wäre das unverfälſchte, ausſchließende Eigenthum der einen Parthei: iſt Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man ſie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verſchafft? Ich zweifle ſehr, ob man auch bei dem glühendſten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfnng bei dieſem Geſchäfte behaupten, oder ſich ſchmeicheln wird, ſeinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterſchiedene Meinungen betrifft; wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf weſſen Seite das Recht ſich befindet; wo vielleicht Wahrheit und Täuſchung auf allen Seiten unzertrennlich in und neben einander beſtehen: was nutzt es da, die Ehre ſeines Gegners anzutaſten? Ich erwarte keine Antwort auf dieſe Frage; da hingegen die andre: was es ſchadet? leicht ſo beantwortet werden kann, daß ein behutſameres Verfahren gegen Andersgeſinnte ungleich räthlicher erſcheint. Oder iſt der gute Name eines Privatmannes, der nach andern Grundſätzen als die unſrigen handelt, ein Ding, womit man nach Gutdünken ſpielen kann? Daß Menſchen, die das Bedürfniß, geliebt zu werden innig empfinden, ſo leichtſinnig Andern entziehen wollen, was ſie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philoſophen ſich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindeſtens zu reden, unentſchieden iſt, ob ſie gut oder böſe, nützlich oder ſchädlich ſei! Daß der Wahrheitseifer noch immer ſo verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verſchiedenheit der Meinungen nicht größer ſein kann; wo der freie Unterſuchungsgeiſt erſt anfängt ſeine Fackel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfſinn, Erfahrung und Selbſtgefühl ſo dringend bitten, die Entſcheidung der immer nöthiger gewordenen Frage: was iſt Wahrheit? zuvor abzuwarten!

Dieſe Gedanken erwachten von neuem in mir bei der Leſung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des Mainziſchen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefſteller meine Meinung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzuſtellen. Ich will mir ſchmeicheln daß ich dadurch bei manchem Ihrer Leſer, der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefſteller ſchon der Hinterliſt und Unredlichkeit ſchuldig glaubte, eine Reviſion des Prozeſſes veranlaſſen, bei einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies iſt wohl die geringſte Entſchädigung, welche man einem unbeſcholtenen Manne*) für die Kränkung, ſich öffentlich beſchuldigt und verurtheilt zu ſehen, verſchaffen kann, und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, perſönlichen oder unmittelbaren, Verhältniſſe mit ihm zu ſtehen, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen; damit vor dem Publikum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir ſein, wenn dieſer Aufſatz ſo beſchaffen wäre, daß Sie ſelbſt über die darin verhandelten Gegenſtände Ihre Geſinnung ein wenig mildern, und insbeſondre ſich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefſtellers weiter gegangen zu ſein, als die Unbekanntſchaft mit ſeiner Denkungsart, und die in ſeinem eignen Schreiben vorangeſchickten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen ſcheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es ſchaden könne, durch die Eröffnung einer Anſicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlaſſen. Dem Ziele, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein Andrer etwas näher; und was uns dabei an abſoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufſatzes dennoch einer Entſchuldigung, ſo fände ich einen ſehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsſchrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholicismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Auftritte in katholiſchen Ländern, bei dem hieſigen Publikum gegen die von einem aufgeklärten Fürſten hergezogenen Nichtkatholiken endlich doch erwecken könnte. Dieſer Schade wäre ſchon an ſich ſo groß, daß er in meinen

*) Dieſen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zuletzt darauf hinaus, die wohlthätige Abſicht, welche man durch die Anſtellung der Ausländer, ohne Rückſicht auf ihre religiöſen Meinungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrſchenden Glaubensſätze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; ſo ſcheint kein Mittel wirkſamer daſſelbe zu entkräften, als die Verpflanzung ſolcher Andersgeſinnten in den Staat, damit ſie als nützliche, rechtſchaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienſte geſchätzt werden können. Wie aber, wenn es in proteſtantiſchen Ländern hinlänglich iſt ein Katholik zu ſein, um ſchon Mißtrauen zu erwecken; wenn man es ſich dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältniſſe eines jeden Katholiken mit neugierig argwöhniſchen Augen zu durchſpähen; wenn Proteſtanten, nicht zufrieden dieſe Wachſamkeit, ſie ſei nun überflüſſig oder nicht, auf ihre eigne Heimath und Staaten, wo der Proteſtantismus herrſcht, vorſichtig einzuſchränken, ihren Späherblick auch über die Grenze, gleichſam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung ſchuldig zu ſein glaubt? — umherirren laſſen, und dort ohne Rückſicht auf die Gehäſſigkeit dieſer Rolle, das Innere der Familie, welches ſogar der Geſetzgebung heilig iſt, auskundſchaften, die willkührlichen Privatmeinungen der Menſchen vor ihren Richterſtuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der der proteſtantiſchen Kirche erheiſchen ſoll, mit einer Anmaßung, die ſich bis jetzt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beſchämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in dieſen Schritten endlich einen unverſöhnlichen Religionshaß, einen zügelloſen Partheigeiſt zu erblicken glauben, und ſich dann ſelbſt den Vorwurf machen, daß ſie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Proteſtanten mit ſorgloſem Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter ſich im Mainziſchen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erſtreckt, deſto mehr wird die Unbilligkeit daſelbſt auffallen müſſen, womit einzelne Beiſpiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den Tridentiniſchen Lehrbegriff mühſam hervorgeſucht werden, um eine Beſchuldigung zu motiviren, die man hier ſo wenig verdient. Iſt es nicht auffallend, wie ſelten von einer Seite die Beiſpiele von katholiſcher Intoleranz in hieſier Gegend, und

wie erpicht und verhetzt auf der andern manche Menſchen auf dieſe Jagd ſein müſſen, da der im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwei verſchiedenen Einſendern aufgeſchnappt worden iſt? In der That, wenn man katholiſcher Seits Alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltviller Briefſteller nur verlangen können, wird ſich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menſchen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ihn nennen, frei und beſſer denkenden katholiſchen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen ſind, und daß ein Beamter, der ebenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholiſchen Lehre als Bellarmin, Buſenbaum und Conſorten, um Rath zu fragen, unglücklicher Weiſe nicht gewußt zu haben ſcheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerſt Menſch und Bürger ſein könnte. Aber mit dieſem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn ſich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß dieſem Lande der rege Geiſt der Proſelitenmacherei zugeſchrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, ſondern auch Proteſtanten einer zu weit getriebenen Beſorgniß zuſchreiben, um Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, wenn man vom Geiſte eines Landes ſpricht, ſo ſpricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; ſonſt wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berliniſchen Monatsſchrift für den Geiſt des Proteſtantismus zu halten. Wenn alſo die Ausnahmen nicht gelten ſollen, ſo ruhet allerdings der Geiſt der Proſelitenmacherei nicht nur in dem Mainziſchen, ſondern in den meiſten aufgeklärteren deutſchkatholiſchen Staaten. Es werden von hier aus weder Miſſionare in proteſtantiſche Länder ausgeſchickt, noch die hier wohnenden Proteſtanten durch Bekehrungsvorſchläge beunruhigt. Proteſtanten können hier zu allerlei weltlichen Aemtern gelangen; die hieſige Univerſität hat ſogar das rühmlichſte Beiſpiel einer uneingeſchränkten Toleranz gegeben, und ohne Rückſicht auf religiöſe Meinungen einem Juden den mediciniſchen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weiſen Menſchenfreundes auf dem kurfürſtlichen und erzbiſchöflichen Throne hat die aufgeklärte Geiſtlichkeit einem proteſtantiſchen Gelehrten, meinem ſeligen Vorgänger Dieze, in der hieſigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabſtätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle proteſtantiſchen

Gelehrten, der uneingeſchränkteſten Gewiſſens- Denk- und Preßfreiheit genieße; in einem Lande, wo man ſich der Uſurpation der römiſchen Kurie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menſchheit muthig widerſetzt; in einem Lande, wo Alles von der Abſicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eigenes Denken zu befördern, redende Beweiſe gibt: in dieſem Lande fühle ich den Beruf, ſowohl den katholiſchen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtſchaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundſchaftliche Vertrauen würdiger Menſchen mit mir theilt, öffentlich zu verſichern, daß wir aus eigner Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die Mainziſche Proſelitenmacherei nicht beipflichten können. Herberufen, nicht um ſeine beſondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, ſondern um gemeinnützige Kenntniſſe in Befolgung ſeiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Ausländer hier den moraliſchen Endzweck und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menſchliches jedem beigemiſcht zu ſein ſcheint, damit verwechſeln zu müſſen. Verehrungswürdig aber iſt ihm dasjenige Publikum, welches den apoſtaſirenden Proteſtanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieſer einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beiſpiele von Proſelitenmacherei, in ſo fern ſie eine allgemeine Stimmung darthun ſollen, zu Schanden macht.

Um die Ueberſicht zu erleichtern, faſſe ich jetzt die Hauptpunkte meiner Meinung zuſammen.

I. Der katholiſche Bekehrungseifer hat ſelbſt unter den nachtheiligſten Umſtänden für die proteſtantiſche Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II. Die Gewiſſensfreiheit iſt aber bei deſpotiſchen Regierungin immer in Gefahr.

III. Aller Zwang bildet Maſchinen, und jedes Symbol iſt der freien Moralität des Menſchen nachtheilig.

IV. Wenn Proteſtanten apoſtaſiren, ſo läßt ſich in den meiſten Fällen die Urſache auf Mangel an Einſicht und moraliſchem Gefühl zurückführen.

V. Das einzige ſichere Mittel dieſem Mangel abzuhelfen, iſt Freiheit.

VI. Jedes andere Mittel iſt gewaltthätig, und ſchon darum unwirkſam.

VII. Denn ſeiner Meinung die Beiſtimmung Andrer verſchaffen, (Proſelitenmacherei) iſt im Erkenntnißtriebe gegründet, und an ſich tadelfrei.

VIII. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholiſchen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer ſogar eine Pflicht ſcheinen.

IX. Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen beſſere Ueberzeugung handelt; und alſo nur in dieſem Falle kann der Bekehrer Beſchämung verdienen.

X. Die Befugniß aber, Privatverhältniſſe öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu beſtrafen, wenn ſie gegen die Meinung einer Privatperſon anſtoßen, iſt dieſer letztern noch nicht zugeſtanden.

XI. Auch ruhet wirklich der Geiſt der Proſelitenmacherei in den deutſchkatholiſchen Staaten, und einzelne Beiſpiele von intoleranten Menſchen beweiſen nichts wider dieſe Behauptung.

XII. Man iſt vielmehr in verſchiedenen deutſchkatholiſchen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Denk- und Gewiſſensfreiheit beſchäftigt.

Dieſe Sätze, habe ich geglaubt, gegen Sie, meine hochgeſchätzten Herren, behaupten zu können. Jetzt überlaſſe ich ſie, nebſt meinen Gründen, ihrem Schickſal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unſers verewigten Leſſing über einen gewiſſen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bei Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen leben zwei
Von Euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O, ſo ſeid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger!

Rede bei dem Antritt des Prorectorats am Collegium Carolinum in Caſſel.

1784.

Die öffentliche Feierlichkeit womit der Antritt eines Lehramts verbunden zu ſein pflegt, hat auch noch in unſern Zeiten den zwiefachen Nutzen, daß ſowol derjenige, der es übernimmt, die Wichtigkeit der damit verknüpften Obliegenheiten gleichſam öffentlich vor vielen Zeugen anerkennen, und ſtillſchweigend oder laut, die beſtmöglichſte Erfüllung derſelben angeloben möge; als auch, daß die Eltern, und die Jugend, die ſie ſeiner Unterweiſung anvertrauen, ihrer gegenſeitigen und jenen entſprechenden Verbindlichkeiten erinnert werden können.

Die Pflichten des Lehramts haben dies mit vielen andern gemein, daß ſie nur bedingungsweiſe ausgeübt werden können; ja, dieſe Ausübung hängt vielleicht mehr als jede andre von der Mitwirkung günſtiger Verhältniſſe ab, wodurch man nach einem regelmäßigen, durchdachten Plane ungehindert fortzuarbeiten in Stand geſetzt wird.

Wäre der Erzieher das, womit man ihn ſo oft, und jedesmal ſo ungeſchickt verglich, ein Bildner, der den Zögling nach Willkür modeln könnte, und nähme die jugendliche Seele den Eindruck ſeiner Lehren ſo tief und bleibend an, wie weiches Wachs, wenn es der warmen plaſtiſchen Hand gehorcht: dann überträfe freilich das Lehramt jedes andre Geſchäft an Genuß ohne Bitterkeit, an Freuden ohne Ueberdruß, an Unterhaltung

ohne Einförmigkeit; dann möchte Jeder gern ein neuer Prometheus, ein Menſchenbildner ſein.

Allein der erſte ſchärfere Blick auf jenes unabänderliche Geſetz, womit die Kräfte der Natur gebunden ſind, entdeckt uns ſchon das Ungereimte dieſer Vorſtellung. Weder Kunſt noch menſchliche Klugheit erſtrecken ſich ſo weit, die vorherbeſtimmte Intenſion auch nur Einer ſolchen Kraft zu ändern, oder was ſie eigenthümliches hat zu umſchaffen. Nicht nur eine jede Art von Geſchöpfen, ſondern jedes einzelne Ding iſt ſo weſentlich von allen ſelbſt den allerähnlichſten verſchieden, daß es unmöglich ein andres ihm vollkommen gleiches geben kann. Iſt dies der Fall mit lebloſen oder auch organiſchen Körpern, deren einfachere Miſchung weniger Mannigfaltigkeit zuläßt, wie viel überzeugender und augenſcheinlicher wird dann nicht die individuelle Verſchiedenheit, dieſe größte Pracht des harmoniſchen Schöpfungsſyſtems in den Miſchungen von Sinn und Empfindung, Leidenſchaft und Trieb, Einbildungs- und Beurtheilungskraft, Vernunft, Gewiſſen und Willen, die nach unzählig veränderten Verhältniſſen ineinander greifen, und jeden Menſchen mit Eigenthümlichkeit begaben, welche zwar gelenkt, doch keineswegeß umgebildet werden kann.

So iſt dann ſchon in jedem Säugling ein Syſtem von Anlagen und Kräften vorhanden, nach welchen Jeder lebenslang und Jeder anders wirken ſoll. Allein wer wagt es nun das vielrädrige Triebwerk in Bewegung zu ſetzen, und ſo zu führen, daß es weder ſelbſt zu Grunde geht, noch um ſich her Zerſtörung verbreitet? Wer pflegt, ernährt und reift die guten Fähigkeiten, wer dämpft die gefährlichen, oder weiß ſie ſo vortheilhaft zu benutzen und ſo unſchädlich zu machen, daß der einzelne Menſch und die bürgerliche Geſellſchaft den Grad der Vollkommenheit und der Glückſeligkeit erreichen deren beide fähig ſind?

Vielleicht wäre es nicht vollends ein Traum aus Platons Republik, ſich irgendwo ein ſolches Erziehungsſyſtem möglich zu denken, wo die Geiſteskräfte zweckmäßig entwickelt würden, und die Talente des Jünglings ganz allein ſeine künftige Laufbahn beſtimmten. Vielleicht kann dereinſt, wenn die dringenden Vorſtellungen menſchenfreundlicher Erzieher Gehör finden, und wenn mehrere Fürſten ſo freigebig wie Heſſen's Friederich die Schulverbeſſerungen unterſtützen, Deutſchland das Land werden, wo Männer, die mit der Pflugſchaar brauchbare Bürger ſein könn-

ten, nicht mehr in die überzählige Zunft mechaniſcher Gelehrten aufgenommen, und Andre, mit Geiſtesgaben für den erſten Kreis im Staate nicht mehr im Staube vergeſſen werden. Jedoch für itzt müſſen wir noch über dieſe weſentliche und wünſchenswerthe Vervollkommnung des Erziehungsweſens hinwegſehen. Geſetzt es finden ſich unter der Menge von Lehrern, deren eigenes und einziges Geſchäft in der Prüfung und Ausbildung jugendlicher Anlagen beſteht, eine hinreichende Anzahl Männer von regem und geübtem Beobachtungsgeiſte, von richtiger und ſchneller Beurtheilungskraft, mit einem Worte von ſo geſundem Kopf und Herzen, daß ihnen die verſchiedenen Miſchungen in der annoch unausgebildeten Seele, ſo wenig verborgen bleiben könnten, als der junge Achill im weiblichen Schleier dem Scharfblick des Ulyſſes entging; ſie hätten nun auch Fähigkeit den Plan der Entwicklung nach jenen Schattirungen der Gemüther für jeden Zögling zweckmäßig zu entwerfen, und Kraft ihn vollends auszuführen: ſo gelten gleichwol alle dieſe Vortheile nichts, wo das Schickſal des künftigen Mannes ſchon in der Wiege entſchieden iſt.

Schwierigkeiten, die ſo tief in der Grundverfaſſung geſitteter Völker liegen, dürften ſehr ſchwer und ſicherlich nur mit langſamen allmäligen Schritten zu heben ſein. Es iſt alſo die Frage nicht, wie ihnen abzuhelfen wäre, ſondern was eine öffentliche Erziehungsanſtalt bei der angezeigten Lage der Sachen noch leiſten kann? Fürwahr! bei allen Unannehmlichkeiten und allem Mißlichen eines ſolchen Lehrgeſchäfts, wo Kriegsmann und Kaufmann, Künſtler und Gelehrter ihre Beſtimmung ſchon erhalten hatten, ehe man noch wiſſen konnte, ob ſie ſich dazu ſchickten, bei dem Zeitaufwand, bei dem anhaltenden Fleiß, der, wenn er fruchtet, ſich gleichwol erſt ſo ſpät belohnt, bei der ſteten Anſtrengung und der langmüthigen Geduld die dieſes Geſchäft erfordert, iſt eine ſolche Anſtalt, welche die Hausväter im Staate mit einemmale aller dieſer Sorgen überhebt, keine verächtliche Bequemlichkeit, kein geringes Geſchenk wohlthätiger Regenten!

Den Satz unangefochten, daß Mancher in einem andern Fache weit brauchbarer geworden wäre, als grad in dem, wozu ihn eine Reihe von Privatbeweggründen zwangen, ſo iſt es doch in den meiſten Fällen unläugbar, daß ein wohleingerichtetes öffentliches Erziehungsinſtitut ihn noch immerhin zum nützlichen Mitglied der Geſellſchaft machen könne. Phidias, der die Bildſäule des olympiſchen Jupiters aus edlem Gold und Edelſtein

ſchuf, konnte ja wol auch in Erz, Holz, und noch geringeren Materien den Gott mit ſeinen Abzeichen ausarbeiten, und ſo wie er ihn als Koloß gebildet, ihn auch in Zwergesgröße darſtellen. Nur dann hätte man der Elier geſpottet, wenn ſie einen ſpannenlangen Donnerer von Korkholz oder Töpferthon auf den Rieſenſtuhl in ihrem Tempel geſetzt hätten. Ein ſolches Verſehen wäre aber des Künſtlers Schuld eben ſo wenig geweſen, als man es einem Lehrer zurechnen kann, wenn das Glück oder der Nepotismus blindlings zugreift, und grade dem untauglichſten ſeiner Schüler in irgend einem Fache die Oberſtelle ertheilt.

Wenn ich zugebe, daß viele tauſend Menſchen von ganz verſchiedenen Anlagen durch die Bemühung redlicher und nachdenkender Lehrer allerdings für eine beſondre Beſtimmung erzogen, und dazu angeführt werden können, in mehr oder minder untergeordneten Standpunkten dem Staate in der einmal für ſie gewählten Laufbahn nützlich zu ſein, ſo iſt die Mißlichkeit und Beſchwerde eines ſolchen Lehramts gleichwol ein Gegenſtand, der nähere Beleuchtung ſchon um deswillen verdient, weil Diejenigen denen jenes zum Beſten gereicht, ihn gewöhnlich ganz überſehen.

Nicht bloßes Wirken allein iſt es, was den Menſchen zufrieden und glücklich macht; im Gegentheil die leidende Empfindung nach Anleitung der Idee, die in ihm die lebendigſte war, gewirkt zu haben, iſt oft der höchſte Genuß, und das ſo Gewirkte oder Hervorgebrachte, ſei es materiell oder blos idealiſch, erneuert ihm dieſes angenehme Gefühl, ſo oft er es von neuem betrachtet. Wäre nicht dieſe innere Belohnung, bei der ſchwerſten Handarbeit ſo wie bei den Werken des Geiſtes, der ſtärkſte Trieb, der uns ohne daß wir uns deſſen immer bewußt ſind, zur Thätigkeit anmuntert: gewiß Noth, Zwang und Drang des Treibers würden wenig Macht haben den Landmann dahin zu bewegen, daß er mit vielem Schweiß für die Erhaltung der übrigen Stände ſorgte. Läßt es ſich denken, daß die Idee des kärglichen Gewinnes den der Handwerker aus ſeiner Arbeit löſen wird, ihn bei dem mühſamſten, langwierigſten Geſchäft oft monatelang unabläſſig wirkſam erhalten könne. O wahrlich, wenn er im Weberſtuhle ſitzt, denkt er nicht daran, wie theuer er ſeine Waare verkaufen werde. Sein ganzes Dichten und Trachten iſt jetzt auf ſeine Kunſt gerichtet, und daß jeder Faden ſeinen Fingern gehorcht, daß das Gewebe eine Geſtalt gewinnt, daß die Blumen im Muſter ſo

und nicht anders werden, wie er es erſann, dies lohnt ihm ſeine Geduld, darüber vergißt er ſeine unbequeme den Körper oft verunſtaltende Stellung. Dieſer Genuß iſt inniger und vollkommener je edler die Werke des menſchlichen Fleißes ſind. Vorzüglich bemerkbar iſt er im Entzücken des großen Künſtlers, wenn derſelbe in Erz und Marmor, oder auch in glühenden Farbenmiſchungen ſo treu und wahr verſinnlichte Gedanken darzuſtellen, ſo täuſchende Nachahmungen der Natur aus lebloſem Stoff hervorzubringen weiß, daß er ſelbſt und andre Menſchen ſeine Seele in ſeinen Werken leben, handeln, denken ſehen.

So groß wäre der Lohn den die Kunſt ihren Anhängern ſchenkt, und die Wiſſenſchaft ſollte nicht die ihrigen in eben dem Maße befriedigen? Das Vorrecht alle Kräfte des Geiſtes, die der Lehrer im Zöglinge wahrnimmt, nach ſeinen Begriffen zu entwickeln, ihrer Wirkſamkeit Richtung zu geben, ſie zu rühmlichen Endzwecken zu befördern oder zu hemmen — dies königliche Vorrecht — ſollte ihm nicht vielmehr die reinſte und vollkommenſte Art des Seelengenuſſes zuſichern? Ja! wir dürfen es nicht bezweifeln; die Freude glückliche Menſchen und rechtſchaffene Bürger gebildet zu haben, übertrifft eine jede andre an Süſſigkeit und Dauer, ſo oft ſie Sterblichen zu Theile wird. Aber ach, wie ſelten iſt dieſes Glück! Welche zahlloſe Hinderniſſe ſtreiten gegen den muthvollen, thätigen Eiferer, der ſich's erringen will! Der Stoff den er bearbeiten ſoll, verhält ſich nicht blos leidend wie jener des Künſtlers, ſondern es regen ſich eigenthümliche Triebe darin, die mehrentheils in einer ſeinen Bemühungen ſchnurſtracks entgegengeſetzten Richtung wirken, und nur zu oft alle ſeine Hoffnungen vereiteln. Nie, oder äußerſt ſelten rüſtet man ihn mit jener ſo unentbehrlichen Vollmacht, alle Hülfsmittel zu gebrauchen, die Erfahrung und Einſicht ihm an die Hand geben, und deren Anwendung die Umſtände gebieten. Wie darf man doch von ſeiner Sorgfalt die Bereicherung des Verſtandes fordern, wenn jede Bemühung das ſittliche Gefühl zugleich auszubilden, den Anſchein eines gefährlichen Eingriffs in väterliche Vorrechte gewinnt? Wie darf man einigen Erfolg von ſeinen Lehren hoffen, wenn der Gedanke der Unabhängigkeit bei dem Zögling nicht blos geduldet, ſondern wohl gepflegt, und bis zur Verwegenheit erhärtet wird? Iſt es auch nur denkbar, daß der Erzieher mit einiger Theilnehmung, mit einiger Hoffnung den Lohn ſeines Fleißes zu ſehn, den Lehrſtuhl beſteige, wenn

falſche Zärtlichkeit, auf einmal ſeine gehoffte Ernte verſengt? Laßt den Künſtler, der alle Schwierigkeiten beſiegt zu haben glaubt, in dem Augenblick da er den Rücken wendet, durch einen fremden Pinſelſtrich, durch einen Meiſelſchlag von ungeübter Hand, ſein Werk und ſeinen Ruhm vernichtet ſehen, und fragt ihn dann ob Liebe zu der angefangenen Arbeit ihn fernerhin beſeelen könne? In der That iſt keine Selbſtverläugnung ſtark genug dieſe Probe zu beſtehen, und nicht vielmehr in Mißmuth und Gleichgültigkeit überzugehen, wovon die Folgen zum Nachtheil des Staats, wiewol ganz ohne Schuld des Erziehers, unausbleiblich ſind.

So gewiß, ſo einleuchtend iſt es alſo, daß, wo das Erziehungsgeſchäft getheilt werden muß, die Mitwirkungen aller Derjenigen die daran Antheil haben, zum glücklichen Erfolg auf keinerlei Weiſe entbehrt werden kann. In einer wohleingerichteten, öffentlichen Erziehungsanſtalt wußte daher die Weisheit des Regenten genau die Grenzen zu beſtimmen innerhalb welchen die Führung der heranwachſenden Nachkommen der Einſicht, Willkür und Gewalt der Lehrer überlaſſen werden ſollte. Auf einer hohen Schule, wo die Milde heſſiſcher Landesfürſten dem Unterthan Gelegenheit verſchaffte, ſeine Söhne zur wiſſenſchaftlichen Erziehung auf Univerſitäten vorbereiten zu laſſen, ward es daher zur Bedingung gemacht, daß die Lehrer den Plan der künftigen Studien des Zöglings, nach Verhältniß ſeiner Beſtimmung entwerfen, deſſen Ausübung durch Prämien belohnen, deſſen Nichterfüllung aber beſtrafen, und Niemand ohne ein auf Wohlverhalten gegründetes gutes Zeugniß ihrer Aufſicht entlaſſen und zur Akademie befördern ſollten. Mehr als ein Bewegungsgrund fordert die Bürger Heſſens, und dieſer Hauptſtadt insbeſondere auf, zur genauen Befolgung dieſer weiſen Verordnung aus allen Kräften beizutragen; ich nenne darunter nur die Pflicht, das wahre Wohl ihrer Nachkommenſchaft nie aus den Augen zu verlieren, den patriotiſchen Trieb für des Vaterlandes Flor zu wachen, die Billigkeit gegen Männer die ſich der Beſchwerde des Lehramts willig und nicht als bloße Miethlinge unterziehn, endlich auch die Dankbarkeit gegen einen huldreichen Landesfürſten, der nicht nur dieſes Inſtitut unterhält und mit einer großen Anzahl von würdigen Lehrern in jedem wiſſenſchaftlichen Fache beſetzt, ſondern auch aus beſondrer landesväterlicher Fürſorge, den fleißigen und verdienſtvollen heſſiſchen Jüngling nach

abgelegter Probe ſeines rühmlichen Eifers, zur Erlangung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe auf Univerſitäten fürſtlich unterſtützt.

Die großen Vortheile, welche unſer Collegium Carolinum der lehrbegierigen Jugend in Caſſel darbietet, hat mein würdiger Vorgänger in dem Amte, welches ich jetzt antrete, bereits ausführlich erwähnt, und zu einer Zeit, da ihre Aufzählung beſonders zweckmäßig ſcheint, und rechte Beherzigung verdient, den Vätern und Vormündern ſchon dringend an das Herz gelegt. Allein, ſo wie es die Obliegenheit eines jeden Lehrers mit ſich bringt, für die Bereicherung des Kopfs und Herzens ſeiner Zuhörer zu ſorgen, ſo iſt es meine beſondre, mir nunmehr gnädigſt anbefohlene Pflicht für den Flor unſeres Inſtituts, und auf Alles was mittelbar oder unmittelbar zur Erhaltung deſſelben abzwecken kann, wachſam zu ſein. Mit denſelben Geſinnungen, womit mein hochgeſchätzter Herr College ſein rühmlich geführtes Amt, während deſſen Dauer ihn noch andre patriotiſche Bemühungen beſchäftigten, ſo eben beſchloſſen hat, und mit dem eifrigen Wunſch darin nach der Abſicht des gnädigſten Landesherrn nützlich zu ſein, übernehme ich daher das Prorectorat und in derſelben guten Abſicht gebe ich es nochmals als einen hinreichenden Stoff zum Nachdenken und zur Selbſtprüfung den Vätern dieſer Jugend anheim, wie oft und in welchem reichlichen Maße die unſterblichen Landgrafen Carl und Friederich, für den Unterricht und die Aufklärung ihrer Unterthanen geſorgt, und nichts geſpart haben, um ihnen ſowol durch den Mund gelehrter Männer, als auch durch lehrreiche Sammlungen aller Art jene Vortheile zu verſchaffen, deren ſo viele, ſelbſt der anſehnlichſten Städte Deutſchlands noch entbehren müſſen. Sollten dies Gemeinplätze ſcheinen deren Wiederholung ermüdend iſt, ſo wird es mir erlaubt zu fragen ſein, wann war es je das Amt der Lehrer nur **Neues** zu ſagen, und nicht vielmehr bekannte Wahrheit, die wegen ihrer Folgen nicht oft genug wiederholt werden kann, dann am nachdrücklichſten zu empfehlen, wann die Gefahr daß ſie vergeſſen, und als veraltete Waare beiſeit geworfen werden möchte, ſein Gewiſſen dazu aufzurufen ſcheint. Soll demnach das Carolinum Illuſtre ſeinen ehemaligen Ruhm behaupten, und dem Staate brauchbare Bürger liefern, ſo bleibt nach ſo vielen wiederholten Merkmalen der fürſtlichen Vorſorge für daſſelbe, kein Wunſch mehr übrig, als daß der Plan der Studien, den die Lehrer jedem ihrer Untergebenen nach Maßgabe ſeiner

künftigen Beſtimmung vorſchreiben, kraft der väterlichen Autorität genau in Ausübung gebracht werde, und nur dem fleißigen Jüngling der Weg zu Vorzügen und Unterſtützungen offen ſtehe, welche die Huld des Landesherrn ihm allein beſtimmte.

Auch Ihnen, junge, hoffnungsvolle Mitbürger unſeres Carolinums, kann es heilſam ſein, wenn ſie ſich oft der Vortheile erinnern, die unſer gnädigſter Beſchützer Ihnen hier angedeihen läßt. Sie befinden ſich hier in ſeiner Reſidenz, alſo unmittelbar unter den Augen des Landesherrn und ſeiner hohen Räthe, die einſt aus Ihrer Mitte zum Dienſt des gemeinen Beſten geſchickte Subjekte wählen und Sie für dieſen Dienſt belohnen werden. Gewiß ein wichtiger und edler Grund für Sie, durch Fleiß und Anſtrengung nach dem Beifall Ihrer Vorgeſetzten zu ringen, der einzig und allein Ihr Schickſal beſtimmen wird. Ich fordre Sie alſo hiermit auf, die koſtbare Zeit, deren ganzen Werth wir Menſchen vielleicht nie gehörig zu ſchätzen wiſſen, während Ihres Hierſeins ungeſäumt zu benutzen, und ſich von mir bei der Uebergabe meines Amts das beſte Zeugniß zu verdienen.

Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit.

Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia sumta pudenter.
Hor.

Deutſches Muſeum 1789.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In dieſem Spottgedichte, wo er die Träume der Philoſophen über den Sitz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehſpitzen in den neugebildeten Körper dringen und allmälig in verſchiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf ſteigen zu laſſen.

Statt des Beweiſes, beruft er ſich auf die Erſcheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beiſpiel kann nach ſeiner Meinung nirgend anders, als in ſeinen Füßen wohnen; denn mit dieſen ſtößt und zappelt er ſchon lange, ehe er kriechen und andere Theile ſeines Körpers bewegen lernt. Auch beim Knaben verweilt ſie noch in dieſen Extremitäten. Sieht man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Raſtloſigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick ſtill zu ſtehen, daß ſeine Beine in

einem fort ſeinen Willen beſtimmen? Allein es kommt die Zeit, wo die Seele höher ſteigt: andere Organe bilden ſich zu ihrem Thron, von wannen ſie den ganzen Körper beherrſcht; und alle ſeine Handlungen beziehen ſich auf die Beſtimmung und Kraft dieſer Theile. Kindiſches Spiel und raſches Umhertreiben ergötzt den blühenden Jüngling nicht mehr; ein neuer Trieb erfüllt ſein ganzes Weſen, richtet alles Wirken ſeines Geiſtes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Charakteriſtik des männlichen und höhern Alters.

Die Ausführung dieſer Phantaſie, die zwar etwas unfein und deſultoriſch, in Prior's eigener Manier, gerathen iſt, hatte wenigſtens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergeſſenen gelehrten Streites aufzudecken nnd ſcherzhaft zu züchtigen. Jetzt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergeſſen; denn die neuere Philoſophie hat wichtigere Sorgen, als dieſe, dem Wohnorte der Seele nachzuſpüren. Sie ſtehet am Rande jenes kritiſchen Abgrunds, den Milton's Satan einſt durchwanderte. Die Subſtanzen, ſagt man, fliehen ſie ſtärker, je eifriger ſie ihnen nachforſcht; ſie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Geſichte verloren, ſondern ſogar der Körper ſoll ihr neulich abhanden gekommen ſein. Wenn es ſo fortgeht, und Alles um ſie her verſchwindet, ſo läuft ſie wirklich Gefahr, im großen idealiſchen Nichts ſich ſelbſt zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos ſie eben ſo freundſchaftlich wie den Höllenfürſten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Grenzen, Ausdehnung und Gegenſtand, wo Zeit und Raum unmöglich ſind," — ſich zu orientiren! Doch zurück von dieſer Nacht des Ungrunds, des Zwiſts und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Leſern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Luſt zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder geleſen, ſo reihte ſich in meinem Kopfe ein ganzes Syſtem der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit daran. Das Bindungsglied war jener ſo bekannte als gemißbrauchte Vergleich der verſchiedenen Lebensepochen des einzelnen Menſchen mit den Stufen der Cultur bei ganzen Familien und Völkern. Ich weiß, wie viel ich wage, indem ich dieſe Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Beſondern wieder hervorſuche. Wie leicht ſind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? Die Weisheit der alten Baſe entdeckt bei jedem jungen Ehepaare gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach

ihrer Phyſik, zu wechſelſeitiger Neigung die erſte Veranlaſſung gab. So bemerkt ſie auch an jedem älteren Ehepaar immer fortſchreitende Verähnlichung, und wundert ſich, daß deſſen ungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre ſich merklich vermindert. Sollten, aller Vorſichtigkeit ungeachtet, die Reſultate meiner Wahrnehmungen mit dieſer ehrwürdigen Matronenphyſiognomik eine unglückliche Verwandtſchaft verrathen, ſo werde ich mich gleichwol, mit dem unvermeidlichen Schickſal aller meiner Vorgänger, die den Ereigniſſen im Gebiete der Humanität nachgeforſcht haben, wie es einem Philoſophen ziemt, zu tröſten wiſſen.

Ohne Prior's dichteriſchen Apparat zu benutzen, und ohne mich, mit wem es auch ſei, über die Art und den Namen des wirkenden Princips im Menſchen zu entzweien, halte ich mich zuvörderſt an die Erfahrung allein, und betrachte Erſcheinungen oder Wirkungen, die unſern Augen täglich kund werden, die ſich täglich berichtigen laſſen.

Die erſten Organiſationskräfte, man nenne ſie plaſtiſch mit den Alten, Seele mit Stahl, weſentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. ſ. w. wirken im Menſchen dahin, daß er ſich ſelbſt erhalten, und ſein individuelles Daſein hier gegen alle äußern Verhältniſſe behaupten könne. Die weſentliche Bedingniß zur Erreichung dieſes Endzwecks, iſt Wachsthum des Körpers, Feſtigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich ſind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflöſung, bemerkt man daneben einen allmäligen Uebergang aus einem vollkommen flüſſigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung feſten Zuſtand der meiſten Organe, und in eine zähe Verdickung der meiſten Säfte. Die Federkraft des organiſchen Stoffes nimmt ſo lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältniſſe zwiſchen ihren feſten und flüſſigen Urſtoffen beſteht. Zuerſt alſo iſt der Wirkungskreis der Kräfte, die eine menſchliche Geſtalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwickelung eingeſchränkt. So wie die ganze Organiſation mehr Conſiſtenz erhält, erweitert ſich die Sphäre ihrer Wirkſamkeit auch jenſeits ihrer körperlichen Grenzen, vermittelſt der willkürlichen Bewegung; doch hat ſie außer der Selbſterhaltung, und

der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organiſationen, noch keinen beſtimmteren Zweck. Bewegung iſt der Genuß des Knabenalters: ſie entſpringt aus einem Gefühle der Kräfte, und iſt Wirkung ihres inneren Reitzes; auch befördert ſie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwickelung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums iſt aber die Ausbildung der Organe und Abſonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derſelben Form des Daſeins in andern Individuen unentbehrlich iſt. Der Menſch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu ſeiner beſtimmten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet iſt, ehe die Knorpel alle geſchwunden ſind. Mit der Entwickelung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet ſich ein ſtarker Reiz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organiſationskräfte, die auf ein Wirken außer ſich, und zwar nicht mehr auf Zerſtörung, ſondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menſchen, die frohe Zeit des berauſchenden Genuſſes, der im Tauſche der Empfindungen und wechſelſeitiger Hingebung beſteht, iſt jedoch, wie jede Blüthezeit, ein kurzer, ſchnell vorüber eilender Augenblick.

Nach der Erſcheinung des Geſchlechtstriebes erreicht der Körper ſein volles Wachsthum, ſeine höchſte Reife. Der Widerſtand der Theile kommt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchſten Grad ihrer Feſtigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers ſeinen Kreislauf fortſetzt, iſt nicht nur in größerer Menge vorhanden, ſondern wird feuriger, in ſich ſelbſt lebendiger und belebender, als zuvor. Man iſt daher geneigt, ſchon im voraus eine wichtige Revolution im Menſchen, bei dieſem Stillſtand in ſeinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewiſſer Theile der bildenden Kraft nun Grenzen ſteckt, und keine Ausdehnung mehr Statt finden läßt, ſo würde bald das Blut in allen Adern ſtocken, falls es kein Mittel gäbe, daſſelbe in dem Maße, wie es aus den Speiſen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieſes Mittel bietet aber die Abnutzung der Organe dar, welche jetzt um ſo ſchneller vor ſich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltſamer Anſtrengung, zur Thätigkeit im Aeußern reizt.

Nie trug der Körper größere Laſten, nie regten ſich die Glieder mit geringerer Erſchöpfung, nie vermochten die geſpannten Muskeln mehr als jetzt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell ſo leicht von Statten geht. In der That ſteigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menſchen jetzt auf den höchſten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb, außer ſich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er ſich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenſchaft verſtärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalte zu ahnen, ein Sclave der coexiſtirenden Dinge wird. Nach dem Rauſche eines Augenblicks kehrt das Gefühl der freien Selbſtheit zurück, zum Gebrauche der inwohnenden Kraft; aber milder iſt doch der Genuß in dieſer langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht ſeines Wirkens fühlt.

Das feuchteſte, weichſte, zarteſte, eindrucksfähigſte Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtſeins, mit einem Worte das Hirn, empfängt und ſammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenſtände, vermittelſt der Sinneswerkzeuge und des ganzen Nervenſyſtems. Seine Maſſe bleibt weich, und erlangt erſt im ſpäteren Alter eine gewiſſe, jedoch immer ſehr geringe Feſtigkeit. Kein Wunder alſo, daß erſt in der Periode des Stillſtands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchſte Regſamkeit äußern, und durch die von ſolchen Aeußerungen unzertrennliche Reaktion die Klarheit des Bewußtſeins erhöhen. Wenn bereits die Knochen ſpröde, die Muskeln ſteif, die Sinne ſtumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden ſind, erhält ſich noch die Wirkſamkeit dieſes bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus ſeinem größeren Wirkungskreiſe, bleibt alsdann der Menſch ſich ſelbſt noch übrig und findet in dem zarten Gewebe ſeines Hirns das Weltall wieder, wenn es außerhalb deſſelben kaum mehr für ihn exiſtirt. Herrlicher Genuß auch dieſer! und vielleicht der herrlichſte von allen, dieſes erhöhte Bewußtſein des Menſchen, der in ſich ſelbſt eine erhöhte Welt beſchaut, und ſolchergeſtalt die letzten Höhen ſeiner Ausbildung erſteigt!

So ſind alſo die Hauptbeſtimmungen des Menſchen, Selbſterhaltung, Fortpflanzung, Wirkſamkeit außer, und Rückwirken in ſich ſelbſt, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verſchiedener Organe abhängig, und im genaueſten Verhältniſſe

mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillſtandes und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in ſo fern alſo ſind dieſe Funktionen mit den beſondern und ausſchließenden Beſtimmungen der Menſchheit nicht zu vergleichen. Das Daſein des Einzelnen und der geſammten Gattung hinge gleichwol an einem gar zu ſchwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geſchlechtstriebes nicht vor der höchſten Entwickelung der Thätigkeit nach Außen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müſſen wir ſein; ſodann erſt können wir auf eine beſtimmte Art und Weiſe unſere Kräfte äußern. Da indeſſen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortſchreitet, (wiewol das zarteſte früher ausgearbeitet erſcheint); da nun die Zeitpunkte ihrer höchſten Wirkſamkeit, ihrer Reife, verſchieden ſind; da auch das Handeln und Denken ſchon während der Epoche des Wachsthums ſeinen Anfang nimmt: ſo darf man in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß unſere Exiſtenz zu keiner Zeit bloß thieriſch iſt.

Was ſcheint nun wol natürlicher, als die Vorausſetzung, daß zwar keine Anlage im Menſchen unbenutzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Koſten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? Die Natur bindet ſich jedoch nirgends an dieſe Regel. Wäre ſie unabänderlich, ſo wüßten wir nicht, wie weit ſich die Perfectibilität jedes einzelnen Organs erſtreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft ſich darin äußern kann, ſobald ſie ſich ganz darauf concentrirt und die übrigen Organe vernachläſſigt. Nun wird aber dieſe Kraft durch geringe Anomalien der Bildung und hinzutretende äußere Verhältniſſe ſo beſtimmt, daß einzelne Theile durch ſie im Körper gleichſam herrſchend werden, daß Alles ſich auf dieſe zu beziehen ſcheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigſte Kraftgefühl, die unerſättlichſte Salacität, die heftigſte Leidenſchaft und der göttlichſte Tiefſinn können nimmermehr in einem Menſchen vereinigt ſein; ſondern eine von dieſen Eigenſchaften, ſobald ſie in ihrem Grade hervorſticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüſtling Sardanapel konnte nicht die Geſetze des Zuſammenhanges ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltſamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochſen getragen,

u. ſ. f., Gleichgewicht unter jenen Eigenſchaften iſt alſo das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruhet auf einer ſehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonien und Excentricitäten.

Die Urſache dieſer Abweichungen von einer gleichförmigen Entwickelung entzieht ſich unſeren Blicken. Verkettungen des Schickſals aufſteigend in unabſehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltſam, das Maß der Empfänglichkeit der neuen Organiſation in allen ihren Theilen zu beſtimmen; ein geringfügiger, dem Anſchein nach unbedeutender Umſtand, durch eine eben ſo lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt durch einen unmerklichen Stoß dieſer Maſchine eine Richtung, die ſie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daſeins folgen ſich ſchnell dieſe Stöße und verrücken die Kreiſe die unſere Philoſophen in Gedanken ziehen.

Dieſe allgemein bekannten Erfahrungen ſcheinen ſich mir auch in der großen Maſſe des Menſchengeſchlechts zu beſtätigen, und ganze Völker ſcheinen jene verſchiedenen Stufen der Bildung hinanzuſteigen, die dem einzelnen Menſchen vorgezeichnet ſind. Die Natur ſcheint anfänglich auch bei dieſen Haufen nur für Erhaltung zu ſorgen; ſpäterhin, wenn ſie reichlichere Quellen der Subſiſtenz ausfindig gemacht haben, kommt der Zeitraum ihrer Vermehrung; ſodann entſtehen große Bewegungen, gewaltſames Streben nach Herrſchaft und Genuß; endlich entwickelt ſich der Verſtand, verfeinert ſich die Empfindung, und die Vernunft beſteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf ſind die erſten Fertigkeiten des Wilden, der ſich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt. Er fühlt ſeine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude ſtampft er unwillkürlich die Erde mit ſeinen Füßen; Alles an ihm iſt unbändiger Knabenmuthwille und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den ſanfteren Reiz wuchernder Säfte den Geſchlechtstrieb ſtärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungeſtörte Nachbarſchaft, und wer mag beſtimmen, welcher andere Zuſammenfluß von Organiſation und äußeren Verhältniſſen beſchleunigte das Wachsthum ſowol der Chineſen und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren

Geſchlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte ſie zu den volkreichſten Nationen der Erde. Allein Erſchlaffung iſt das Loos einer zu üppigen Verſchwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieſer Völker ſchlief die belebende Kraft, oder zuckte nur convulſiviſch. Zur Knechtſchaft geboren, bedurften ſie, und bedürfen noch der Weisheit eines Deſpoten, der ſie zu den Künſten des Friedens anführt, und mechaniſche Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Deſpotismus, auch wenn eine milde Hand ſie regiert, kann jedoch nur das Menſchengeſchlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor ſich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderiſche Kraft in ihm hervorrufen. Was iſt der höchſte, aber geſchmackloſe und keiner Vervollkommnung fähige Kunſtfleiß noch werth, bei jener ſtarren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finſtern Schwärmerei einer herz- und ſinnloſen Religion, jener ſchwerfälligen, kindiſchen Vernunft der aſiatiſchen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umſtänden begünſtigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Beſitz des Eigenthums eine ſtarke Bevölkerung nach ſich zog, die Entwickelung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenſchaften, die ſchon im rohen, Zerſtörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium ſchufen ſich eine Verfaſſung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freiheitsſinn, Edelmuth, Ehrgeiz und Herrſchſucht, ſchon lange bevor noch ein Strahl von wiſſenſchaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieſes Löwenherz voll Kraft, konnten nicht jenes hohen Gefühls, nicht einer jener Heldentugenden fähig ſein.

Nur ſolche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wolluſt glücklich entgangen, und in den Armen der Freiheit zu männlicher Stärke heran gewachſen ſind, können und müſſen zuletzt den höchſten Zipfel der Bildung erſteigen, wo die ganze Energie unſeres Weſens ſich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verſtandes am thätigſten erweiſet. Nur dreimal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Geſtalt, erblickte die Welt das Schauſpiel dieſer letzten Ausbildungsſtufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerſt ſein ſtolzes Haupt, da blühende Phantaſie und reiner Schönheitsſinn in ihm die Erſtlinge der Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugten. Rom war

nicht mehr frei, und die Beute der halben Welt hatte daſelbſt bereits das zügelloſeſte Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer attiſcher Cultur in ſeinen Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit, als durch hohen Schwung des Genies, für ſeine künftigen Ueberwinder ſie aufbewahrte. Schon war der ſanfte Frühlingszauber von Duft und Blüthe dahin, und die Periode römiſcher Aufklärung glich einem ſchwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beſchließt. Uns endlich, der Nachkommenſchaft eines glücklich organiſirten Barbarenſtammes, bei dem hernach das romantiſche Feuer des Rittergeiſtes ſo ſchön aufloderte, uns bleibt der Herbſt mit ſeinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unſre Scheuern, der Himmel weiß, für welchen bevorſtehenden Winter! —

Doch es ſei für heute genug geträumt von dieſen vier Stufen der muskulariſchen, ſpermatiſchen, heroiſchen und ſenſitiven Cultur. Die mancherlei Schattirungen, welche zwiſchen einige dieſer Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und laſſen ſich leicht klaſſificiren. Ich verſpare die Ausführung meines Syſtems für ein dickes Buch, wozu ein Ocean von Citaten in Bereitſchaft liegt, der bei ſeiner Ueberſchwemmung alle Einwürfe, wie unſichere Dämme zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht ſelten ſehr glücklich gegen den Menſchenverſtand. Die meiſten alten Eintheilungen der Menſchengattung ſind ohne dies ſchon längſt verworfen. Noah's Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, ſchwarz, gelb, kupferroth: — wer denkt noch heut zu Tage an dieſe veralteten Moden? Ein anderes iſt es freilich um eine metaphyſiſche Eintheilung! Dem kühnen Verſuch, alle Völker der Erde von einem guten und einem böſen Princip abſtammen zu laſſen, fehlt nichts als — ein Beweis, — ſo ſtreicht meine Hypotheſe die Segel, und ihr Urheber muß ſich noch glücklich ſchätzen, daß er kein geborner Teufel iſt.

Von
Lebens
gängli
ihre K
formen
heit fe
dieſen
einmal
einem
von U
ſten L
Werke
auch 1
ſchlecht
cher de
ſuchte.
neuen
ſobald

Die Kunſt und das Zeitalter.

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.
Hor.

Thalia. Heft 9.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geſelligen Lebens ſchmücken, von allen die zarteſte, die ſchönſte, die vergänglichſte, iſt die Blüthe der Kunſt. Vor dem Entfalten ſcheint ihre Knoſpe nur ein dunkles Chaos, welches ſich mühſam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt. Vergebens wünſcht man, dieſen glänzenden Moment zu verlängern oder feſtzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen ſteht in menſchlicher Hand. Unter einem glücklichen und in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluſſe von Umſtänden erhoben ſich die Griechen ganz allein zur höchſten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerſtörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menſchengeſchlechts erſchienen iſt, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunſt ſeine Fackel zu zünden verſuchte. Allein was bleiben die Kunſtepochen des alten und des neuen Roms, die ſpäteren Frankreichs und Großbritanniens, ſobald Griechenland ſeine Modelle zurückfordert, und ihnen nur

ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaße, welches Polyklet in ſeinem Kanon oder Parrhaſius als anerkannter Geſetzgeber der Malerei gebot, jeder ungriechiſche Ausdruck der Köpfe, jede Geſtalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer griechiſchen Gottheit entlehnt, ſinkt unverzüglich in die Region der Verunſtaltung hinab. Gibt es nur eine erträgliche Statüe neuerer Zeiten, wozu die griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe, griechiſches Coſtüme nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo iſt ein Schnirkel unſerer Baukunſt, wenn er das Siegel des Schönen an ſich trägt, deſſen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen ſtammt? Warum endlich ſteht Raphael einzig unter den Neueren? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden laſſe, ſo viel Anlage zum großen Maler? Weil jener die hohe Idealiſirungskunſt der Alten beſaß, und dieſer nach ihren ſchönſten Werken kopirte.

Unermeßlich iſt die Entfernung in welcher die moderne Kunſt hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet ſich die Kluft zu meſſen, die das Wahre von dem Falſchen trennt? In dieſer ſchneidenden Bezeichnung ſcheint etwas Hartes, vielleicht ſogar Unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunſtwerke, ſo wird man uns eine ſtrenge Wahrheit hingehen laſſen, für welche die Rekriminationen des Publikums und der Künſtler ſelbſt uns Bürgſchaft leiſten. Die Norm des Schönen liegt ſchon im Innerſten unſeres Weſens; ſie beſtimmt des Künſtlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieſes, der menſchlichen Natur angeborne Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberreſten antiker Kunſtgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Geſtalt den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerke der Neuern faſt gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beſchuldigung, daß Gewinnſucht und Stolz den neueren Artiſten beherrſchen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeiſterung des Schönheitsſinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künſtler über Kälte der Zeitgenoſſen, über Verfall des Geſchmacks, über Vervollkommnung mechaniſcher Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunſt entbehrlich machen, indem ſie einem Luxus Genüge leiſten, der keines erhabenen Schwunges fähig iſt? Zu welchem andern Endzwecke tritt auch die Schiedsrich-

terin Philoſophie hervor, um den Streit des Zeitalters mit den Künſtlern zu ſchlichten? Beſchuldigt ſie nicht den rauheren Himmelsſtrich mit ſeinen verkrüppelten Geſtalten, ſeinen reizloſen Verhüllungen und der ſteifen Ehrbarkeit ſeiner gleißenden Sitten? Ja, ſie beſchuldigt auch jene finſtere Schwärmerei, die aus Furcht vor dem Mißbrauche ſich von allen Naturbeſtimmungen losſagen, und aus Menſchen ſinn- und ſeelenloſe Maſchinen ſchaffen möchte; ſie beſchuldigt endlich noch jenen weltlichen Deſpotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt, und, wenn dieſes ſtockt, ſie alle ſtocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Urſache ſucht, muß wenigſtens vorhanden, und ihre Exiſtenz von allen Seiten anerkannt worden ſein. Nähere Beſtimmung des Begriffes, den wir mit dem Endzwecke der Kunſt verbinden, und Winke von demjenigen, was der heutige Künſtler uns gewährt, werden unſere Behauptungen in ein helleres Licht ſetzen.

Das Kunſtwerk im Verhältniß zu ſeinem Urheber iſt die Schöpfung ſeiner individuellen Kräfte in einer ſchon gegebenen Materie; Umwandlung derſelben nach den Bildern, welche ſeine Phantaſie, vom Anſchauen geſchwängert, als ihre geiſtigen Kinder gebar; empfangener Eindrücke Darſtellung im Aeußern. Dieſer ſittliche Bildungstrieb iſt, wie der phyſiſche, in jedem einzelnen Menſchen von höchſt verſchiedener Intenſion, und überdies entwickelt er ſich anders in jedem, nach der mannigfaltigen Verſchiedenheit des äußeren Verhältniſſes. In manchem Griechen ging vielleicht ein Lyſander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenoſſe die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; da hingegen auch mitten im Genuſſe des attiſchen Ideenreichthums ein ſchwacher Kunſttrieb in fruchtbarer Ruhe dahin ſtarb. Intenſion der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äußern und innern Sinnes und höchſte Perfektibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmaßen, mit einem Worte, die ſittliche und phyſiſche Vollkommenheit des Künſtlers, iſt folglich nur das erſte Erforderniß der Kunſt. Er empfinde lebhaft, empfange zahlloſe Eindrücke und ſetze ſie ſchöner zuſammen, ſeine künſtliche Hand gehorche willig dem ſchaffenden Triebe, und ihr materielles Gebilde verſinnliche treu und vollkommen das Geſchöpf ſeiner Phantaſie: wenn die Natur, aus welcher er ſchöpfen muß, ihm ihre ſchönſten Formen vorenthält, verloren iſt dann alle ſeine Mühe.

Wir wollen nicht hinabſteigen in die Tiefen der Metaphyſik, um dort zu erfragen, was Schön genannt zu werden verdiene. Das Weſentliche der Empfindung reicht über die Grenze der meſſenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verſchiedene Brechbarkeit der Lichtſtrahlen erklärt uns eben ſo wenig, wie die Vorſtellung ihrer verſchiedenen Farben in uns entſteht, als die logiſche Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für daſſelbe geſchaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert ſind die Begriffe des Ganzen, Harmoniſchen, Vollkommenen. Dieſe Verhältniſſe beſchäftigen den Verſtand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand ſie das Herz, und ſchmolz in namenloſem Entzücken. So umſchweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Geſpielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müſſen wir ſie anſchauen in der Natur oder im Werke des Künſtlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältniſſe der begleitenden Erſcheinungen. Dem zu folge iſt die Empfindung des Schönen die reinſte, wenn ihr Gegenſtand ein Ganzes bildet, das durch ſeine inneren und äußeren Beziehungen unſerer Vernunft vor allen anderen richtig iſt. Alſo nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen ſie nur in abgeriſſenen Theilen; nicht die lebloſen Felſenmaſſen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die weſentliche, beſtimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Geſtalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein ſtrenges Geſetz, und ſie ſind gefeſſelt an der Erde mütterlichen Schooß; ſelbſt thieriſches Leben nicht, des Daſeins unbewußt, an inneren Beziehungen arm; ſondern der Menſch, der ſich von allem Coexiſtirenden unterſcheidet und gleichwol außer ſich nur Correlate ſeiner inneren Harmonie erblickt, — der Menſch iſt der **höchſte** Gegenſtand der ſchönheitbildenden Kunſt.

Was man auch über den Urſprung der Menſchengattung wähnen mag; es ſei, daß jedes Land ſeine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamme hervorgehen ließ, oder daß von einem gemeinſchaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Ureltern das ganze Heer der Nationen entſproß und ſich allmälig über alle Weltgegenden verbreitete: ſo mußte doch bei der vielfältig verſchiedenen Beſchaffenheit der Länder und ihrem wirkſamen Einfluß auf innere und äußere Bildung, die Gegend

irgendwo zu finden ſein, wo die menſchliche Organiſation mit der Lage, den Erzeugniſſen, dem Himmelsſtriche, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zuſammenſtimmte, ſie zur höchſten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht ſchwer halten, nach den Merkmalen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die ſchönſten Formen der Menſchengattung einſt entſtehen mußten. Das milde gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwickelung der Kräfte und Vermehrung der Kenntniſſe ſo bequeme Lage, die Freiheit der Verfaſſungen, das daraus entſtehende ſchöne Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Cultur, der Gedankenreichthum bei der höchſten Reizbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf das Ziel.

Hier alſo vereinigten ſich jene Bedingniſſe, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunſtwerkes unentbehrlich ſind. Der Künſtler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um ſich her Geſtalten, die ſeinem Sinne für das Schöne entſprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anſchaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtiſch bei der einzelnen Form; von mühſamer Nachahmung ſchwang er ſich empor zur edlen Freiheit der Wahl; das Schönſte erkor er unter dem Schönen. So ſtellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor ſich hin, um aus ihren verſchmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia ſein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leiſen Mißton iſt keine, ſelbſt nicht die lieblichſte, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetſte irdiſche Weſen nur ein Accord iſt jenes großen Zuſammenklanges, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt!

Eine Stufe war noch zu erſteigen übrig, und auch zu dieſer erhob ſich die griechiſche Kunſt. Das Gefühl des Künſtlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen ſich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen ſchönen Leichnam zu formen; den ſchönen Körper belebte die ſchönere Seele, und vor ſeinem Marmorbilde ahnete der Zuſchauer zum erſtenmale, wie größere Menſchen empfinden. „Dieſe Stirn birgt hohe Weisheit,“ rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthſelt die Zukunft;

Ueberredung fließt von ſolchen Lippen! Den Schleier der Geſtalten durchſchimmern hier Leiden und Genuß, aber ſie ſtören nicht das ſchöne Ebenmaß ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: ſo leidet und ſo genießt der Held und der Weiſe!" Von gehaltener Wirkung iſt jeder Charakter, wenn Schönheit ſeinen Ausdruck begrenzt. Die ernſte Jungfräulichkeit ſcheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reizenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, ſondern flößen das ſtille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. Liſt und Trug werden im Sohn der Maja zur anſchmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit iſt nur Frohſinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verſchwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künſtlerphantaſien, berauſcht von den Göttergeſängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich iſt. Entfeſſelt von dem gröberen Körper, allwirkſam, ſtand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätheriſchen Umriſſen noch ſichtbar, wie ſie im Ichorſtrom die ſchöne Form erfüllt. An der furchtbaren Grenze, wo die Schönheitslinie wieder in Mißgeſtalt übergeht, ergriffen ſie die möglichen Geſtalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in ſich faßt, und ſchufen ahnungsvoll das hohe Ideal!

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantaſie in roſigen Träumen ſchwärmt. Uns ſelbſt vergeſſend im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtandes, faſſen wir ſeine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe ſpricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genuſſes iſt dieſe unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes. Aber auch nur was ſo innig empfangen, uns ſelbſt ſo innig angeeignet ward, kann wieder eben ſo vollkommen von uns ausſtrömen und als neue Schöpfung hervorgehn. Dieſen Urſprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; ſie ſind die Kinder eines edlen, großen, umfaſſenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltſamer Energie. Das reifere Alter iſt ſelten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannigfaltigen, indem ſie das Selbſtbewußtſein ſchärfte, hat ihm ſeine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen ſeinen Handlungen her; Selbſterhaltung iſt ihr Zweck und Selbſtverherrlichung. Der Genuß des eignen Daſeins

ſchließt jedes Wirken aus, wobei die Individualität verläugnet werden muß; die Vernunſt uſurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Geſetze beſchränken die Thaten des Herzens.

Weſſen Blick durchdringt die dunkle Ferne verfloſſener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen ſo zu faſſen und in einem großen Zuſammenhange vor ſich aufgedeckt zu überſchauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schickſale vom Entſtehungspunkte an, von jener erſten Wildheitsepoche der fälſchlich ſo genannten Willkür, wo ſinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen ſpielte, bald um die Herrſchaft mit ihnen rang und bald mit unumſchränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erliſcht und der Mechanismus ihrer Vorſchriften allein übrig bleibt, in deſſen lange gewohnten Banden die geſchwächte Organiſation maſchinenmäßig oſcillirt, gleichfern von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es Jemand, dieſen Analogien mit dem Einzelnen noch weiter nachzuſpüren, und die Dauer der geſammten Menſchengattung als Einheit betrachtet, mit den Stufen unſeres individuellen Wachsthums und unſerer Abnahme zu vergleichen, des Kindes thieriſche Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernſt und des Greiſes Gewohnheitsſpiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigſtens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen die Punkte des Werdens und der Auflöſung beſtimmen, oder mit den Phänomenen der Geſchichte ein hypothetiſches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es iſt mehr als Hypotheſe; dem Forſcher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeiſterung die Menſchheit ergriff, ihr Sinn ſich aufſchloß dem Schönen, ſich nährte von den Rhapſodien des Dichters und des plaſtiſchen Künſtlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunſt ward die Pflegerin der Wiſſenſchaft. Das ſchöne Ebenmaß ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Menſch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabſehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künſtler innig gefühlt, kühn geahnet und glücklich dargeſtellt hatte, dort beſtimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinſtimmung, dort abſtrahirte er die ganze Kritik der Kunſt.

Jetzt alſo demonſtrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichſchöne, welches man bis dahin in dem Rhytmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menſchliche Geiſt ſich ſeiner freieſten Thätigkeit, und insbeſondere die Vernunft ſich ihrer höchſten Entwickelung nahte, ging unvermerkt die äſthetiſche Empfänglichkeit verloren. Der geiſtreichſte Schriftſteller unſeres Jahrhunderts hat irgendwo ſo fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein ſcharfſinniges folgen kann, und modernes Verdienſt nur in der Zergliederung des Verdienſtes der Alten beſteht.

Griechiſche Weisheit hat ſich daher erhalten bis anf uns, indeß griechiſche Kunſt, wie der Blüthenſchnee des Frühlings, dahin ſchwand. Die Weltbeherrſcherin Rom verbreitete in ihren entfernteſten Provinzen denſelben Geiſt der Geſetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenlande aus die ganze abendliche Welt überzog, verſchmähte nicht den Mantel der griechiſchen Philoſophie. Der Sturz des Reiches, der eine unvermeidliche Folge des erſtickten Schönheits- und Tugendſinnes war, vermochte nicht die Fortſchritte der Vernunft zu hemmen; ſelbſt Gothen und Sarmaten, Araber und Kreuzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung griechiſcher Wiſſenſchaften beitragen, bis die erſchöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunſt ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfaſſung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung verſetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwiſchenraum der Ruhe und des Wohlſtands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten ſich zugleich wieder die erſten Keime des künſtleriſchen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunſt das Unglück, daß die Wiſſenſchaft ihr längſt zuvorgeeilt war, und anſtatt daß man ehemals von dem Kunſtwerke Regeln entlehnte, ward jetzt der Künſtler verurtheilt, in den Feſſeln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene echte Kunſt der Alten, die jetzt auf den Brandſtätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenloſe Zweige trieb. Die ſeelenvolle Tochter der Begeiſterung und des Gefühls war verſchwunden, an ihrer Stelle wankte mit unſicherm Tritt eine Truggeſtalt, die Geburt des Bedürfniſſes und der Beſonnenheit.

Wie Aſträens Sendung an die Menſchheit vollendet war, ſobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Worte des Geſetzes im Richterſtuhle ſaß, ſo war auch die erhabene Beſtimmung der Kunſt, die Lehrerin und Bildnerin der Menſchen zu ſein, in jenem Augenblick erfüllt, da die Philoſophie dieſes Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmliſche ſo früh der Schweſter nachzog auf den Olymp, daß ſie ſich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menſchen herabwürdigen ließ, und ſeiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorſtellen, welches noch von unſerm Apparat des logiſchen Wiſſens weit entfernt, aus unmittelbarem Anſchauen Belehrung und Weisheit ſchöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menſchheit in jenem Volke betrachten, das mit umfaſſendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantaſie die friſchgeſammelten Bilder verwebte, mit zartem Menſchengefühl und hoher Einfalt des Geiſtes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeſchwächtem Triebe die Empfindung in That ſich äußern ließ; endlich, wenn wir dort, ehe noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen beſtimmte, ehe noch die Theorie erſonnen ward, welche Kunſt in Mechanismus verwandelt, dort die zahlloſen Kunſtgebilde erblicken, die jene Kraft inſtinktähnlich, zu Meiſterwerken ſtempelte; zu Meiſterwerken, denen nicht etwa nur ein ſelbſtſüchtiger Lucull in ſeinen Paläſten huldigen ließ, ſondern die mit dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahnung des Sittlichſchönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemiſch von Ehrfurcht und Vertrauen zu ſeinen menſchenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieſer reizende Augenblick im Leben der Menſchengattung wie die Blüthezeit der Roſe vergänglich ſein, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie floſſen die Erſtlinge griechiſcher Kunſt ſo ſanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthiſchen Jünglinge die Hand, als er das erſte Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künſtler das Herz, als er die edle Geſtalt in Metall oder Marmor zuerſt verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahneten beſſeren Weſen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte,

ſchuf die erſte Bildſäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menſchheit. Jetzt ergriff dieſe edle Schwärmerei das ſtaunende Volk, es belohnte die Tugend ſeiner Feldherren, ſeiner Geſetzgeber, ſeiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen, es ließ den delphiſchen Tempel und das Pöcile von Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm ſeinen Donnerer und ſeine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnaſien und Tempel, die der Stolz der Baukunſt waren, erhoben ſich auf jener bezauberten Erde; der Pinſel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der aſiatiſche Luxus mit lydiſchen Schätzen aufwog, die Künſtler und das Volk überließen ſich der Reizbarkeit des Gefühls, und beeiferten ſich in die Wette das Verdienſt ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der ſich am gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht genügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das ſtolze Athen an die Verſchönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feſte mit jugendlichem Leichtſinne Millionen verſchwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunſt hatte einen andern Urſprung und ein anderes Schickſal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher Alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bei dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes, durch feudaliſche Tyrannei und immerwährende Kriege, zur thieriſchen Lüſternheit, zur eigennützigen Selbſtſucht, zu allen niederen Leidenſchaften tief hinabgeſunken. Scholaſtiſches Scheinwiſſen, unheilbarer als Unwiſſenheit, thronte in den Lehrſtühlen; gekettet an den todten Buchſtaben vertiefte man ſich in logiſche Spitzfindigkeiten und metaphyſiſche Grübeleien und führte unverſöhnlichen Wortſtreit, indeß der Weg der Anſchauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten Schleier um die beſten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geſchmackloſe Ueppigkeit und kleinliche Selbſtſucht in den Sitten, Thorheit in den Wiſſenſchaften, und Wahn im Volksglauben, auf die Phantaſie des modernen Artiſten, und lähmten den Fittig, womit er ſich, ſtolz auf beſſere mechaniſche Hülfs-

mittel und beſeelt vom Anblick attiſcher Trümmer, den Alten nachzuſchwingen erkühnte.

Ein Gefühl iſt es, aus welchem die Kunſt und die Tugend entſpringt; aber der kalte Hauch des Deſpotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeiſtern, der kein Vaterland hatte, ſondern einen Herrn. Kein befreites Athen winkte dem Künſtler, ſeinen Harmodius für die Nachwelt zu bilden; keine Amphyktionen erwieſen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbundes. Im Stahl der Rüſtung, unter den unförmlichen Wolken der nordiſchen Kleidung ſuchte ſein forſchender Blick vergebens den Menſchen; die Helden ſeines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in dieſen barbariſchen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und ſchöner in ihre Tugend gekleidet. Selbſt im Heiligthume der Tempel wartete des Künſtlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der griechiſche Anthropomorphismus entzückte. Im Schönſten und Beſten alles Sichtbaren, in der menſchlichen Form, deren erhabenſte Reize die griechiſche Kunſt den Göttern verlieh, in idealiſchen Verhältniſſen, die den Glauben an mehr als menſchliche Vollkommenheit verſiegelten, ſah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Qual des gefolterten Dulders bleibt die Darſtellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit dieſen Spielen der Phantaſie, aus dem Jugendalter der Menſchheit; hinweg mit jedem kindiſchen Verſuche den reinen Vernunftbegriff in ſinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott iſt ein Geiſt! gepredigt wird, entweihet ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeiſtiges Urweſen verehrt.

So ſtieß die alternde Menſchheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborne Kunſt in die Sphäre der Dienſtbarkeit hinab. Dennoch ſtreben Viele hinan den ſteilen Pfad zum Künſtlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wiſſenſchaft dürfen ſie herrannahen zum Tempel der Kunſt. Nach tauſend erlernten Regeln wählen ſie ihren Gegenſtand, ordnen Stellungen und Figuren, charakteriſiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuſchung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobſpruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen iſt, im Chaos der unverdorbenen

Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abſtraktion zu geleiten und die Ahnungen des Wilden, womit er ſich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menſchenähnlicher Weſen träumte, in die reizende wohlthätige Hülle der idealiſchen Schönheit zu kleiden.

Die ſchönen Stunden des unbefangenen Genuſſes ſind auf ewig entflohen! Traure, wer ſeiner Jugend nicht froh geworden iſt! Hohnneckend triumphire der finſtre Freudenſtörer, der nie empfand! Tröſte ſich der Weiſe, der in dem Wechſel der Dinge das Ziel herannahen ſieht. *)

---

*) Die Unvollkommenheiten dieſes flüchtigen Aufſatzes wird man vielleicht eher entſchuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die erſten Anſichten der Phantaſie über einen Gegenſtand enthält, deſſen vollſtändige und beſtimmte Ausführung metaphyſiſchen Ernſt erheiſchte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftſteller oft unwillkürlich für dieſe oder jene Art der Compoſition beſtimmen, und wiſſen, daß im Augenblick der Begeiſterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnen glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erſcheinen darf. Allein es ſei fern, daß die Kleinigkeit auf eine Kritik Anſpruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag ſie bei den Leſern anfragen, ob ſich Jemand unter ihnen finde, deſſen Gefühl ſich in ihren Geſichtspunkt verſetzen kann? Der Verfaſſer hat es nur verſucht, ſich ſelbſt das Phänomen ſeiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, ſelbſt das geprieſenſte Kunſtwerk kalt und gleichgültig läßt, ſobald es keine Spuren jener Idealiſirung an ſich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zuſammenſtellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geſchicklichkeit hat er nur raiſonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

Fragmente aus Georg Forſter's Nachlaß.

1.

Ueber die Vernunft,

in Beziehung auf das Glück der Menſchheit.

Der Zeitpunkt, in dem wir leben, iſt, wie mich dünkt, beſonders dadurch merkwürdig, daß die Verhältniſſe der Menſchen unter einander ſich vervielfältigen, daß die Extreme durch dazwiſchen gebrachte Mittel ſich beſſer verbinden laſſen, und daß, indem ſich das Heterogene nähert, ein Gedränge entſteht, wodurch die Heftigkeit des Stoßes, welcher ſonſt ſo zerſtörend wirkte, jetzt gebrochen wird. Dafür ſcheint aber vermittelſt der Menge ſchnell auf einander folgender Berührungen und Attritionen jene milde genialiſche Wärme ſich zu erzeugen, welche die verborgenſten Kräfte der Menſchheit entwickelt und neue Anſichten der Dinge eröffnet. Die Organe des Empfangens und des Mittheilens ſind jetzt beide mit ihrer höchſten Reizbarkeit begabt, nie galt das große mechaniſche Geſetz der Stärke weniger, nie vermochten die intellektuellen Kräfte ſo viel; nie empfand man inniger die ſüße Wolluſt, über die Gemüther zu herrſchen, indem man ihre Phantaſie mit den Bildern der ſeinigen erfüllte, und nie wußte man beſſer, welche ſüße Wolluſt es ſei, mit harmoniſch geſtimmter Phantaſie die Geſchöpfe einer andern ganz zu faſſen. Es iſt vielleicht unmöglich zu errathen, was dieſe allgemeine geiſtige Gährung in der Maſſe des Menſchengeſchlechts für Folgen haben, welche neue Miſchungen ſie gebären, wie ſie, geſtört oder auch durch die Fortdauer in ihrem Grade verſtärkt,

anſtatt die Läuterung des Ganzen zu befördern, ſeine endliche Auflöſung vielleicht hervorbringen könne. O, mein Freund! über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand unſeres Nachſinnens habe ich ſo manches Traumbild in der Seele, das ich gern auch vor der Ihrigen hinaufzaubern möchte! Ich will wenigſtens verſuchen, mich verſtändlich zu machen. Sie wiſſen, an der Grenze, wo die menſchliche Vorſtellungsart ſich nur als eine Modifikation offenbart, dort bleibt uns nur Ahnung, nur Stückwerk, vielleicht gar nur Täuſchung. Aber wenn die menſchliche Natur ſo rührend ſich ein Ziel erſehnt, nach welchem ſie hinarbeiten könne; wenn der Gedanke, daß dieſe blaue Ausdehnung, in welcher wir ſchwimmen, nach allen Richtungen hin unendlich, unermeßlich ſei, mit unwillkürlichem Schauer uns ergreift, und der Glaube an Zuſammenhang und moraliſche Conſequenz dieſes ſichtbaren Schöpfungsapparats ein ſo heiliges Bedürfniß wird, daß ohne ihn die meiſten Menſchen ſich ſelbſt als ſittliche Beſtandtheile eines ſolchen Ganzen nicht ehren, und noch weniger ſo geberden würden: dann laſſen ſie uns wenigſtens der heilſamen Wirkung dieſer Täuſchung huldigen.

2.

Ueber die öffentliche Meinung.

(Fragment eines Briefes.)

— — Sie ſehen alſo wohl, liebſter Freund, auch ich klammere mich aus allen Kräften an die tröſtliche Vorſtellungsart eines zwar nicht abſoluten, aber doch bedingten Optimismus und einer wahrſcheinlich weiſen Cauſalverbindung der Schickſale unſerer Gattung. Gut ſein, weil das Gegentheil unſerer Empfindung und unſerm ſtolzen Bewußtſein zuwider läuft, ſei immerhin die Vollkommenheit des durch Philoſophie gereiften Mannes; der leidenſchaftliche Jüngling, und mit ihm der gewöhnliche Menſch, will ein Ziel, worauf er hinarbeite, den Glauben an Zuſammenhang und moraliſche Conſequenz dieſes ſichtbaren Schöpfungsapparats, um ſich ſelbſt als ſittlichen Beſtandtheil eines ſittlichen Ganzen ehren zu können, und ſo geberden zu

müſſen — und wenn das Täuſchung iſt, ſo laſſen ſie uns wenigſtens ihrer heilſamen Wirkung huldigen.

Die ſo oft gemachte, ſo langweilig gewordene Beſchuldigung, daß wir keine Nation, daß wir nur Oeſterreicher und Preußen, nur Ober- und Niederſachſen, oder gar nur Mainzer, Frankfurter, Leipziger, Berliner, Hannoveraner, Göttinger, u. ſ. w. ſind; ach! ſie iſt leider ſo wahr, daß ſie mich zwingt, einen Geſichtspunkt aufzuſuchen, wo eine ſolche Vereinzelung wenigſtens für die Zukunft vortheilhaft ins Ganze zu wirken ſcheint. Eine große Hauptſtadt, die den Ton angibt, kann zwar die Reife ihrer Nation befördern, allein wol ſchwerlich anders, als auf Koſten ihrer reinen Univerſalität; Rom, Paris, London, geben den Beweis. Die getheilte, rivaliſirende Cultur der griechiſchen Städte, wenn ſie auch zu dieſer extenſiven Vollkommenheit nicht gelangte, blieb ſchon darum der Natur getreuer, weil ſie immer etwas hatten, wonach ſie ihre Abweichungen corrigiren konnten. Die Vortheile unſerer geographiſchen Lage müßten uns billig noch weiter bringen; wir ſind zur vollendeten politiſchen Einheit gleichſam geſchaffen, und ſie verblühten ſchon in ihrer wetteifernden Periode.

Das einzige, was mich irre macht, iſt der unläugbar weite Abſtand, in welchem wir hinter den Ländern mit großen Hauptſtädten zurückgeblieben ſind, und die beinahe unverbeſſerliche, mit ſelbſtgenügſamem Dünkel verknüpfte Verwahrloſung, worin wir ſchon zu verſinken ſcheinen; ſchon haben wir ſiebentauſend Schriftſteller, und deſſen ungeachtet, wie es keinen deutſchen Gemeingeiſt gibt, ſo gibt es auch keine deutſche öffentliche Meinung. Selbſt dieſe Wörter ſind uns ſo neu, ſo fremd, daß Jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert, indeß kein Engländer den andern mißverſteht, wenn vom public spirit, kein Franzoſe den andern, wenn von opinion publique die Rede iſt.

Reminiscenzen.

Fragment.

1.

San Jago.

Neuer Himmel und neue Erde! Mit gierigen Blicken ſaug' ich die neue Schöpfung ein. So glühet uns keine vaterländiſche Landſchaft! Unmittelbarer von der Sonne ergoß ſich dieſes Licht um mich her; ich ahne es mit dem Sinne, der ſonſt zu Hauſe den Schimmer des Frühlings und des Herbſtes unterſchied.

Vergebens zeigt das Thermometer ſchon zwanzig Grad von Hitze; ich empfinde ſie nicht; ich athme mir die Bruſt voll heiterer, friſcher Morgenluft, ſo reich an Lebensbalſam wie ein milder Maimorgen auf unſern Hügeln, der uns ſtärkt, des Tages Laſt zu tragen.

Willkommen erſtes Land, das ich jenſeits der Sonnenwende betrete!

2.

Die Kokospalme.

Dunkelblau, wie der Saphir, iſt des Meeres unendliche Fläche; lichter blau ſind die ewigen Räume des Aethers, von der blendenden Sonne durchglänzt. Ein raſcher Oſtwind kühlt

die Luft, und füllt die Segel. Brauſend und ziſchend bricht der Rand der aufgeregten Wellen zu ſchneeweißem Schaum. Die tauſendfarbige Dorade ſchießt pfeilſchnell am Schiffe vorüber, ſchwimmt rund umher und holt es wieder ein. Jetzt ſtößt ſie auf ein ſchüchternes Heer von kleinen Fliegefiſchen, die das Meer mit der Luft vertauſchen. Ueber des Maſtbaums höchſter Spitze ſchwebt, die ſchwarzen Fittige weit ausgebreitet, der Fregattvogel, und ſtaunt das ſegelnde Fahrzeug wie ein fremdes Ungeheuer aus ſeiner ſichern Höhe an. Mit langen, ſchmalen Steuerfedern ſchimmert der roſenfarbige Tropikvogel in der Sonne, und ſpielt im vollen Genuſſe ſeiner Kräfte durch die höheren Regionen der Luft. Aber das erſehnte Land ſucht unſer Blick noch vergebens ringsum am Horizonte.

Jetzt reihen ſich über dem unermeßlichen Meere kleine Punkte wie Wölkchen in gleicher Höhe. Jedes Wölkchen, durch das Fernglas, ſcheint oben in kleine Strahlen getheilt. Körperlicher als geſammelte Dünſte pflegen, ſchwebt es dennoch ohne Stütze in der Luft. Jetzt erblick' ich am Rande des Meeres, wo es ſich vom helleren Himmel ſcheidet, einen dunklen Strich; — es iſt Land!

Ein flaches Koralleneiland iſt es, und die darüber ſchwebenden Wölkchen ſind die Gipfel der Kokospalmen. Noch ſeh' ich ihre zarten ſchlanken Stämme nicht; vom Lichte des Tages umfloſſen, verlieren ſie ſich darin, wie des Mondes ſchwach erleuchtete Hälfte vor unſren Augen verſchwindet.

3.

Gaſtfreundſchaft.

Pamani[1]). Wer iſt der wohlgekleidete Mann, der in jenem Schwarm von Begleitern das Thal hinaufgezogen kommt? Iſt es ein Erih[2])?

Nuna[3]). Nein, es iſt Oradi, der reichſte Landeigenthümer[4]) im Thale Matawi. Er hat dem Befehlshaber Eurer Schiffe Geſchenke gebracht, und kehrt nach ſeiner Wohnung zurück. Seht Ihr das ſchöne Mädchen neben ihm? Es iſt ſeine Tochter.

Oradi (mit ſeiner Geſellſchaft). Tayo[5])! Teori[6])! lieber

Teori! komm mit uns! komm in meine Hütte, auszuruhen bei Kokosnüſſen und Brodfrucht! Teori! Pamani! kommt!

Teori. Wer kann den freundlich Bittenden widerſtehen? So müde wir ſind, müſſen wir ſchon bei ihnen bleiben. Können Sie es dem offenen Blicke des ehrlichen Oradi verſagen? Ich gebe mich den kühnen Augen des Mädchens gefangen. Oradi! wir gehen mit Dir.

Pamani. Es wird ja ſo gar weit im Thal hinauf nicht ſein, da es hier ſchon ſo enge wird; und vor Nacht erreichen wir auf jeden Fall den Strand. Zudem geht es ſich hier auf ebenem Boden und im Schatten lange nicht ſo mühſam als dort, auf dem nackten, ſteinigen Berge, wo uns die Sonne auf die Scheitel brannte.

Das Mädchen. Ich führe Dich, Teori; gib mir Deine Hand.

Teori. An Deiner Hand, Tedua[7]), bin ich nicht mehr müde.

Das Mädchen. Nenne mich Imiroa.

Oradi. Iſt es weit weg bis nach Eurem Britannien?

Teori. Zweimal kann der Brotbaum Früchte tragen[8]), ehe wir den Weg dorthin zurücklegen.

Oradi. Hat Euer König viele ſo große Schiffe, wie jene zwei, die dort unten an der Spitze Matawai liegen?

Teori. Eine große Anzahl, und dieſe hier ſind von den kleinſten. Haſt Du wol ihre Kanonen geſehen?

Oradi. Wol hab' ich, und die Kugeln, die ſie ſchießen.

Teori. Wir haben Schiffe mit hundert und mehr Kanonen, in drei Reihen über einander, zu beiden Seiten des Schiffes; und alle ſind ſehr viel größer als die Du ſaheſt. Die Kugeln dazu ſind ſo groß wie eine Brotfrucht.

Oradi. Damit ſchößet Ihr wol ganz Otaheiti in den Grund?

Imiroa. Teori, nicht wahr, Du ſchießeſt uns nicht?

Teori. Dein Freund! und ſchießen?

Oradi. Iſt das auch ein Feuergewehr in Deiner Hand?

Pamani. Meine Vogelflinte.

Oradi. Ich möchte doch die Wirkung ſehen.

Pamani. Sehr gern, ſobald Du mir einen Vogel zeigſt.

Ein Taheitier. Pamani! ſieh! dort ſitzt einer, ein Kukuk[9])!

Imiroa. Meinen Eatua [10])! Ich bitte Dich, Pamani, tödte ihn nicht. Was gebe ich Dir doch gleich? — Lieber Teori, nur den Eatua nicht!

Weiber. Tödtet nicht den Eatua!

Ein Taheitier. So geht doch mit Eurem Eatua! Schieß ihn [11]), Pamani!

Teori. Thun Sie's lieber nicht. Du ſchenkſt dem Vogel das Leben, ſchöne Imiroa, und damit Du weiter nicht ſorgſt, — hier, Nuna! trage mir die Flinte. — Wie? lohnt man auch in Taheiti mit einem Händedruck? Dieſe Hand, welche die meinige an ihr Herz führt, iſt beredter als der Mund.

Imiroa. Weh! was iſt das? Du haſt ja einen wehen Finger!

Teori. Der Nagel war gequetſcht; das wird wieder beſſer.

Imiroa. Sieh! meine Nägel ſind alle glatt und lang. Warum ſind die Deinen ſo kurz? Biſt Du kein Freigeborner [12])?

Teori. Tuti iſt mein Oheim [13]). Bei uns beſchneidet ſich Jedermann die Nägel; der König ſelbſt.

Imiroa (zu ihrem Vater). Er iſt Tuti's Neffe! — Ich wußte das nicht, lieber Teori. Deine Hand iſt auch ſo weiß, und meine ſo gelb, und Du haſt keine ſolche ſchwarze Pünktchen drauf. Biſt Du noch nicht tatauirt? Sieh, ich bin es ſchon [14]).

Teori. Keiner von uns Allen iſt es, er ſei jung oder alt. Aber Deine Hand iſt dennoch ſchön. Die langen niedlichen Finger! Weißer biſt du auch als Deine Landsmänninnen. Das Tattauiren iſt keine ſo üble Erfindung; Eure Haut ſieht dabei noch einmal ſo weiß aus: zumal hier die ſchöne Hüfte mit dem breiten, ſchwarzen Streif. Das that wol ſehr weh?

Imiroa. Kinder weinen, wenn ſie's ſchmerzt [15]). — Moyadua, gib her den Korb mit Ewih-Aepfeln [16]). Nimm, Teori! Nein, den nicht! dieſen gelben, glatten, mit den zarten Tüpfelchen. Ich ſchäl' ihn Dir.

Teori. Die langen Nägel ſind alſo doch zu etwas gut. Eine herrliche, ſaftreiche, erquickende Frucht! Guter Pamani, koſten Sie doch auch; ſie ſchmecken faſt wie Ananas. Wer nur auch otaheitiſch zu danken wüßte! Doch ich verſtehe ſchon dieſen Blick: genießen iſt danken. Ich ſollte meinen, in der Sprache der Götter, die wir nicht verſtehen, iſt es das Nämliche.

Pamani. Das Mädchen hat Recht; man muß den Apfel ſchälen; die Schale brennt auf der Zunge, wie Feuer.

Oradi. Tragt die Fremden über den Bach. Ihre Füße ſind bekleidet; ſie könnten naß werden.

Imiroa. Ich trage Dich, Teori.

Teori. Oder ich Dich, willſt Du ſagen.

Imiroa. Du? Auf den ſchlüpfrigen Steinen kannſt Du ja nicht fußen. Laß mich! Siehſt Du? da heb' ich Dich auf wie nichts, und hüpfe mit Dir davon.

Teori. Tolles Geſchöpf!

Imiroa. Halt' Dich feſt an meinem Halſe.

Teori. O feſtwachſen ſoll meine Hand an dieſem Buſen!

Imiroa. So wären wir herüber! Gelt, ich bin ſtark, Teori? Ohne mich wärſt Du nicht trocken herüber gekommen. Du biſt vom Gehen ermüdet und erhitzt; Deine Kleider ſind vom Schweiße durchnäßt. Mir thut die Hitze nichts; meine Haut iſt trocken. Nur noch ein wenig Geduld! Siehſt Du jenen Kranz von hohen Kokospalmen, und das blühende Geſträuch dazwiſchen, und links am Fuße des Berges die gelben Piſangpflanzungen? Sobald wir durch das Gebüſch ſind, kommen wir an den Raſenplatz, auf welchem unſere Hütte ſteht. Dort will ich Dir die Müdigkeit vertreiben.

Teori. Iſt das naiver Muthwille oder Frohſinn der glücklichen Wildheit.

Erläuterungen.

1. Pamani, der Name Sparrmann, taheitiſch ausgeſprochen.
2. Erih, ein Oberhaupt.
3. Nuna, ein taheitiſcher Knabe, der die Wanderer begleitete.
4. Landeigenthümer, otaheitiſch: Manahaune, ſind Leute die Grund beſitzen, aber zu Lehen tragen.
5. Tayo, Lieber oder Freund, ein Bewillkommungsausruf.
6. Teori, Georg.
7. Tedua, jedes Frauenzimmer von Stande, etwa wie bei uns Madame.
8. Früchte tragen, dies thut der Brotbaum von acht zu acht Monaten, daher heißt das taheitiſche Jahr Pa-ure, die Brotfruchtzeit, und dauert ſieben Monate.
9. Kukuk, nicht der europäiſche; eine eigene Gattung.

10. Eatua, eigentlich e=Atua; Gott, göttlich, Gott heilig. Es gibt Vögel, Reiher, Kukuk, Eisvogel, u. a. m., die für göttlich oder unter dem Schutze der Gottheit stehend, gehalten werden.
11. Schieß ihn. Nicht alle haben denſelben Eatua, die Männer ſpotten oft über die Eatuas der Weiber.
12. Freigeborner. Die arbeitende Klaſſe von Menſchen ſind Leibeigene, nur die Freien haben lange Nägel: denn ſie arbeiten nicht.
13. Oheim. Teori's Vater hielt Jedermann in Otaheiti für Tuti's, d. i. Cook's Bruder.
14. Tattauirt ſein, oder unter der Haut, vermittelſt einer ſchmerzhaften Operation, ſchwarze Flecken bekommen haben, die nicht vergehen, iſt bei den taheitiſchen Mädchen das Zeichen ihrer Mannbarkeit, worin ſie eine Ehre ſuchen. Daher zeigen ſie gern dieſe Punkturen, zumal die breiten ſchwarzen Streifen auf den Lenden.
15. Sie rühmen ſich des überſtandenen Schmerzes.
16. Ewih=Aepfel, eine Frucht, welche den botaniſchen Namen Spondias dulcis führt.

De la Félicité des Etres physiques.

Discours, prononcé à l'assemblée extraordinaire de la Société, le 16 Février 1782.

S'il est incontestable, que le prémier objét d'une étude réellement philosophique doit être celui d'approfondir le vrai bonheur de l'homme, et d'en établir les principes sur une base inébranlable, c'est sans doute aux physiciens qu'il appartient d'apprécier au juste la mesure des forces humaines; et aux historiens de modérer ce calcul, en nous apprenant l'usage qu'on a fait de ces forces dans tous les tems et dans tous les lieux. Quelles lumières, en effet, plus propres à nous conduire dans cette recherche que les résultats de deux sciences réunies, qui ne s'occupent que de faits et de vérités! D'abord le physique de l'homme développé; ses organes, ses facultés, son intellect approfondis; tous les rapports saisis, qui le réunissent aux habitans de la terre et du ciel, en un mot, à la Nature entière et à son Dieu. De l'autre part, tous ces ressorts mis en action, les forces mécaniques du corps et les puissances vives de l'ame, bien ou mal appliquées; le produit de leurs diverses combinaisons, — l'esprit multiforme, le génie gigantesque, le goût indéfinissable, tout à la fois les sources des jouissances du genre humain, et des tristes intervalles de ses peines; —

ces deux tableaux, à côté l'un de l'autre ne cesseraient jamais de s'éclairer, de s'expliquer mutuellement. Quittant cette infinité de théories malconçues, qui n'ont fait qu'échouer successivement, on jetterait les fondemens du seul Système de Félicité, qui serait immanquable dans l'exécution; — à travèrs ce labyrinthe de routes trompeuses, l'on parviendrait enfin à tracer l'heureux sentier du milieu, l'objét des vœux de tous les ages, que malgré leurs efforts, ils n'auraient pas su découvrir.

Mais, serait-il bien vrai, qu'il ait fallu au genre humain l'expérience de soixante siècles, pour qu'il trouvât enfin une définition bien précise de sa félicité, de la quelle il s'est pourtant occupé depuis le berceau jusqu'aux approcher de la vieillesse; c'est à dire par toutes les révolutions qu'il a essuyées depuis sa sortie de la tente patriarchale?

Quel moyen de faire accueillir une idée si humiliante pour l'antiquité, lorsqu'en tournant la vue vers ses sublimes efforts, on sent le cœur s'animer d'admiration, s'enfler de joie, et partager en idée la gloire des grandes actions, qui semblent couvrir d'honneur tout le genre humain? Quel moyen de prononcer le sombre arrêt, qui doit condamner tous nos devanciers à l'erreur ou à l'ignorance, lorsque le flambeau de l'histoire repand le jour sur les sages héros de tous les temps, et découvre à nos yeux leurs travaux couronnés des plus brillants succès; lorsqu'on voit les Cyrus, les Solon, les Périclés, les Philippe, les Numa, les Auguste, les Charles, les Joseph et les Frédéric, former les peuples, donner le jour aux arts et aux Sciences, déployer toutes les facultés de l'homme, éveiller le génie et diriger son vol vers les grandes vertus, commander, pour ainsi dire, à la destinée, et revêtir successivement la Grèce, la Perse, la Macedoine, l'Empire Romain, la France et l'Allemagne du lustre éclatant de la prospérité?

Tous ces objéts, puisés dans l'examen des siècles, semblent nous reduire, ou à quitter une idée qui paraît en contradiction directe avec l'expérience; ou à prouver, qu'il reste à nos contemporains l'espoir bien fondé de parvenir au comble de la félicité, de pénétrer jusques dans le sanctuaire intérieur, tandisque tous nos ancêtres se sont arrêtés au seuil du temple.

Si en présence de l'élite des hommes, il est permis au physicien de s'écarter de la poursuite uniforme des faits, pour entrer en lice sur le vaste champ du raisonnement, et faire son coup d'essai devant les juges et les maîtres de l'art, ce n'est qu'en implorant toute leur indulgence, qu'il osera s'arrêter un instant aux difficultés épineuses de cette espèce de dilemme. Quelques réflexions détachées, — quelques doux rêves, dont l'imagination se berce peut-être trop facilement; voilà tout ce qu'il sait offrir dans ce moment; heureux, s'il pourrait indiquer un point de vuë intéressant, et digne d'une assemblée, qui rappelle bien vivement aujourd'hui la mémoire de ces siècles à jamais regrettés, lorsque les divins habitans de l'Olympe daignèrent quitter leur céleste séjour, pour demeurer avec les mortels et repandre sur eux les rayons d'une lumière bienfaisante.

Parmi le grand nombre d'écrivains modernes, il s'en est trouvé quelques-uns, qui en réfléchissant sur la nature de l'homme, ont cru trouver la cause de ses plus grands malheurs dans l'état de Société. On ne désire jamais, ont ils dit, ce qui est inconnu; ainsi ce qu'on ne désire pas, ne peut être un besoin; or, heureux celui dont les besoins sont circonscrits au possible! Je ne dirai point, que cette espèce de Sophisme accuse la Nature d'injustice, parce qu'il prouverait, que la condition des hommes en général, soit policés, soit sauvages, est inférieure à celle des animaux. Il prouverait effectivement bien davantage, car il mettrait l'insensibilité à la place du bonheur; et l'huitre dans cette acception serait la plus heureuse de toutes les créatures. Il n'est donc pas question de justifier la Nature, contre un raisonnement si puérile, qui porte en lui même sa réfutation. Mais s'il est évident, que ces écrivains ont peu connu la marche sublime de cette mère de toutes les formes de l'univers, un coup d'œil plus ferme et plus perçant, jetté sur son vaste empire, aura de quoi rassurer l'homme sur sa prétendue dégradation, et lui indiquera le rang qu'il doit tenir dans l'enchaînement des Etres.

La main de la Nature, d'ailleurs toute puissante, ne peut revêtir les corps grossiers de l'immortalité. Les parties

intégrantes de la matière, trop hétérogènes pour rester unies par des liens indissolubles, subissent une circulation continuelle. Dans les êtres organisés cette même puissance vive qui les anime, qui met en mouvement les fluides, qui supplée aux ravages d'une décomposition perpétuelle, travaille insensiblement à la dissolution finale du corps qu'elle dirige: plus elle sera active, plus elle aura précipité le moment de la mort. Mais ces forces opératives de la Nature font germer en même temps des êtres nouveaux, qui viennent remplacer partout une génération surannée.

Quelle profusion, quelle magnificence dans toutes ces opérations! La beauté et la perfection de l'ensemble en sont le but universel. La frêle charpente des individus oppose des vains obstacles à ces vues de la Nature; par un effort digne de sa puissance, elle tire de son sein une foule de formes nouvelles: à son gré la face de la terre se rajeunit, les êtres languissans disparaissent, l'abondance et la beauté y regnent sans interruption. La Saison des fleurs est le triomphe de la Nature; c'est alors qu'elle semble défier les ravages de la mort, en lui prodiguant des victimes: mais après des millions de nouveaux germes engloutis, elle en conserve un nombre plusque suffisant pour réparer toutes ses pertes, pour repeupler l'univers; sa corne d'abondance ne s'épuisse jamais, et la mort se trouve vaincue au milieu des victoires.

Cette apparence de prodigalité dans la propagation des espèces, n'est en effet qu'une sage économie de la Nature. Toujours maîtresse de cette multitude de formes qui servent à décorer son empire, elle ne l'est pas également des moyens de les placer, de les faire paraître, de les incorporer à la matière. Cependant, toute limitée par les entraves des corps, toute humiliée qu'elle puisse être sous le joug que les tems lui imposent, elle sait combattre et surmonter ces difficultés avec un courage infatigable, et réussir, par sa fermeté étonnante, à remplir la tâche, que le Créateur lui a départi. Forcée d'abandonner la plûpart de ses germes au hazard, il ne lui restait qu'un seul moyen d'en garantir la préservation; ce fut d'en multiplier le nombre à l'infini. Aussi de toutes les espèces vivantes, il n'en a disparu qu'un nombre peu considérable, quoique tous leurs individus aient

constamment subi la loi qui leur est prescrite, en prenant de l'accroissement, se multipliant, et passant ensuite à la décomposition.

La vie est donc l'accomplissement de la loi universelle. La vie passagère des êtres organisés, est leur acte de surmonter la resistance de la matière, de l'unir et de la façonner au gré de la loi particulière de leurs formes individuelles. La réaction de la matière ainsi modifiée, produit le sentiment de la jouissance. Lorsque, par cette puissance incompréhensible, que la Nature a cachée sous son Voile mystérieux, elle accorde aux formes incorporées, le droit précieux de donner un nouveau maître à la matière, le sentiment qui en resulte est le transport de la liberté.

Animer, inspirer, donner la vie, c'est le seul acte de la Nature, qu'elle persiste à vouloir accomplir dans tous les tems, et dans toutes les parties de l'univers. Elle fait paraître la vie sous le plus grand nombre de modifications possible, elle réunit tous les efforts, pour la conserver intacte, pour la rendre douce et désirable. Rien de plus touchant que le spectacle de la vie; rien de plus glorieux pour la Nature, que cette bonté presque divine, avec laquelle elle repand l'allegresse et le bonheur dans tout son empire. Au milieu de cette douce contemplation, souvenons-nous toujours que ses moyens sont bornés, que les composés sont fragiles. Quoique la multitude des formes pourrait être infinie, *la quantité de la matière est déterminée.* Pour décorer la terre, du phénomène d'une vie perpétuelle, pour introduire successivement toutes les formes dans la matière, il fallait donc en élaguer de temps en temps les sujets qui commençaient à languir, et mettre en action de nouveaux ressorts.

Mais si la Nature, malgré cette charité maternelle qui l'intéresse au sort de ses enfans, ne peut empêcher, qu'une mort prématurée ne lui en ravisse de peuplades entières dans l'embryon, elle est bien plus éloignée de pouvoir garantir les Etres actuellement vivans, *des maux* qui sont attachés à leur existence. Tout change sur la Terre, je le repète encore, tous les composés sont sujéts à un dépérissement continuel, et ce n'est qu'aux dépens de cette décomposition successive, que les formes actuellement incorpo-

rées peuvent accomplir toutes leurs fonctions, que de nouvelles puissances vives peuvent s'unir à la matière et maintenir l'ordre universel de la Nature. Donc, si le besoin de restituer ce déchet insensible mais non-interrompu, si le désir de pourvoir à la préservation des espèces, se fait vivement sentir aux formes des individus; il est évident que toutes les fois qu'elles se trouveront dépourvuës de moyens d'appaiser ces clameurs de l'instinct, et qu'elles ne pourront régir la matière rebelle, ce sera leur sort *de Souffrir*.

Oui! la vie passagère de tous les êtres organisés est assujétie à cette dure condition; elle est de l'essence du composé. On pourrait même soutenir, que les espèces du regne végétal n'en sont point exemptes à proportion du dégré de leur sensibilité. Si nous n'entendons pas les soupirs du palmier, lorsque les zéphirs tardent à lui porter les fécondes exhalaisons de sa moitié; si l'arbre de Jupiter ne gémit pas, lorsque les Aquilons le ménacent de tout leur courroux et parsément la terre de ses glands; dumoins la modeste Sensitive, blessée du plus léger attouchement, semble expirer de douleur à nos yeux.

La contemplation des Etres organisés nous vaut encore cette vérité évidente, que tous leurs maux sont proportionnés à leur dégré de Sensibilité, à leur façon d'exister: c'est à dire que les espèces les plus exposées aux dangers sont, ou munies d'un extérieur moins subtil, ou de facultés plus éveillées, ou d'organes extraordinaires; ou bien, elles sont formées seulement pour une apparition momentanée et prêtes à succomber à la moindre injure. Je dis prêtes à succomber; car dans toute l'étendue de la Nature la mort des individus n'est point un mal, ni pour l'ensemble, qui est toujours repeuplé, ni pour la forme qui doit évacuer sa terrestre demeure, pour rentrer dans l'immense réservoir des puissances physiques, — que sçais-je? — pour en resortir bientôt peut-être, animée de nouveaux feux, plus perfectionnée par les mains de la Nature, plus capable en un mot de faire plier la matière, et de ressentir les agrémens de la vie.

C'en est assez, ce me semble, pour faire rougir les ingrats detracteurs de la Nature. Semblable à la Vénus-Uranie de l'ancien Olympe, cette mère universelle de tous les êtres

repand ses bienfaits sur eux d'une main toujours féconde; trop tendre pour faire durer les souffrances de ses enfans, elle ne leur accorde la vie qu'autant qu'elle est un bien; dèsqu'ils gemissent sous le poids de la matière, elle leur fait trouver un prompt remède à leurs peines: les prisons terrestres s'écroulent, et les formes délivrées s'envolent dans les airs.

Loin de négliger le moindre de ces êtres qui lui doivent l'existence, loin de mériter à l'égard du plus vil d'entr'eux en apparence, le nom outrageant de marâtre, elle agit envers tous avec une inflexible impartialité. Elle n'est pas moins juste dans la distribution des graces, que dans la répartition des maux passagers qui naissent de toute *union par contrainte.* Quoique ces maux fussent légers en comparaison du nombre et de la durée des jouissances, et qu'ils ne troublassent le repos de la vie, qu'à de grands intervalles; encore la tendresse maternelle a-t'-elle su les adoucir. L'empreinte d'une réaction matérielle qui se fait ressentir malgré la loi de la forme, cette empreinte, que nous nommons *douleur*, porte en elle même une espèce de lénitif, puisqu'elle assoupit la Sensibilité: jamais de deux chocs réitérés de la même force, le second pourra se faire sentir aussi vivement que le prémier; il n'y a que la prémière impulsion qui coute, et le mal d'habitude a changé de charactère et cessé d'être réel.

Munis de tous les argumens que la vue de la Nature a pu nous fournir, revenons enfin à l'homme, qui d'un côté ressemble si fort à tous les êtres organisés, et partage le même sort avec eux. Sa vie, depuis sa naissance jusqu'à la mort, se passe précisément de la même manière. La Nature, tout aussi juste vis-à-vis de lui, qu'elle l'est envers les animaux, a partagé son existence corporelle, dans la même proportion que la leur, entre les jouissances et les douleurs. Mais à moins d'être injustes à nous-mêmes, nous ne pourrons nier que la forme de l'homme, plus puissante et plus durable en elle même, quoique plus finement dessinée, plus souple, plus richement pourvuë d'organes, lui donne un avantage décidé sur le reste de la création animée.

Je ne crains point de tomber dans les contradictions. Vivre sans empêchement, sera toujours un état de bienêtre,

lors même que les différentes *manières* de vivre pourraient rendre cet état plus ou moins parfait. Par exemple: puisque les fonctions de la vie librement exécutées, produisent toujours une Sensation agréable, il est clair, que de deux êtres actifs, et par conséquent heureux, celui qui accomplirait le plus grand nombre d'actions dans un tems donné, serait sans contredit le plus parfait des deux. Tel est l'homme, vis-à-vis de la plupart des animaux, et rien ne serait plus facile, que de prouver, par la correspondance de ses autres rapports, qu'il est l'être physique le plus parfait que nous connaissions.

Une gradation semblable doit avoir lieu entre les perfections des différentes peuplades, depuis les sauvages, jusqu'aux Sociétés civilisées, tandisque la proportion des peines et des plaisirs de la vie, est à peuprès égale chez toutes les nations.

Les alarmes des Sauvages toujours en guerre avec leurs voisins, l'abandon dans lequel leurs vieillards languissent souvent pendant les tristes années de la décrépitude, l'intempérie des saisons à laquelle ils sont presque toujours exposés, la cruelle disette qu'ils éprouvent de tems en tems; — ce sont des maux réels, qui balancent tous les prétendus avantages de leur licence indolente, si souvent pronée comme le comble de la félicité. Insensibles à tous ce qui peut rendre leur subsistence moins précaire, ils ne sont heureux, que parceque l'imbecillité les roidit contre la faim dévorante, et contre les horreurs d'une guerre sans pitié. En supposant, que les maux qui retombent sur les habitans des états policés servient même assez affligeans, pour souffrir une comparaison avec la misère des Sauvages, pourrait-on balancer un moment à donner la préférence aux prémiers? Il est vrai, que les travaux pénibles ne sont pas également répartis dans les sociétés; mais puisque le travail, l'activité, la difficulté vaincue est un bien, on pourra dire avec raison, que les laboureurs et les manufacturiers sont heureux. Il ne peut y avoir beaucoup d'hommes souffrans, sinon dans les gouvernemens indolens, et déréglès: ou, parcequ'ils négligent les moyens d'occuper les sujéts, et font regner partout le mortel ennui de l'oisiveté; ou, parce qu'ayant trop appesanti leur joug, ils les ont jetté dans un épuisement

qui les rend incapables de pourvoir aux besoins présens et à venir.

Nous avons vû, que la vie de tous les Etres, est sujette à quelques maux passagers dans une proportion à peuprès constante et égale pour toutes les espèces; mais nous nous sommes aperçus en même tems, que non obstant cette égalité de bonheur, la condition des espèces doit être plus désirable et plus parfaite, à mésure que leurs fonctions se multiplient en nombre et en variétés. Or il est des ressources dans la nature humaine, qui annoncent une perfectibilité étonnante, laquelle se développant par dégrés dans les sociétés, y elève les hommes, pour ainsi dire, au dessus d'eux-mêmes, les monte d'échelons en échelons, et les mène au temple de la gloire.

Cette étincelle éthérée, qu'il plût au Dieu d'amour et de bonté de départir à l'homme, quels éclats de vive lumière ne repand-elle pas à l'entour, lorsque chérie d'une main soigneuse, elle embrase les esprits de sa divine ardeur! À sa première lueur une création nouvelle, un monde jusques-là inconnu, commence à paraître; le sentiment du vrai, du beau, du juste et du sublime, la symmétrie universelle, l'harmonie des nombres, des formes, des couleurs, des accens, — c'est l'immortel ouvrage de *la raison.* Exciter cette flamme bénigne, perfectionner l'intelligence, féconder l'imagination, exercer la sensibilité morale, voilà le but de ces grands hommes, que j'ai nommé à l'entrée de mon discours, qui par des soins infatigables ont fait éclorre dans Rome et dans Athènes les plus belles fleurs de l'humanité; voilà enfin la marche sublime des grands Souverains, qui saisissant la lampe sacrée de ce noble enthousiasme, érigent aujourd'hui la patrie, trop longtemps assoupie, en contre lumineux des arts, des sciences et des vertus héroïques.

Qu'il est beau ce zèle ardent pour le perfectionnement de l'humanité! Qu'il est digne des éloges et des applaudissemens des siècles! Qu'il mérite des succès plus illimités que la condition toujours bornée de l'homme ne semble lui promettre! — — Hélas! Combien s'en faut-il, que le génie des législateurs soit parvenu à développer cette immensité de puissances intellectuelles, qui reposent dans le sein de leurs concitoyens? Le phénomène d'un état florissant ne

fut-il pas toujours l'effot d'un très-petit nombre de ces êtres privilégiés, dont les facultés, heureusement, avaient eu le tems de germer, de s'épanouir, d'arriver à la maturité parfait? La multitude ouvrière ne fut-elle pas toujours abandonnée à son sort? Un grand nombre d'individus capables de monter aux premiers rangs de la perfection, ne furent-ils pas confondus à jamais dans la foule, et condamnés au mécanique maniement de la charrue et du fuseau?

Cette dissonance qui détruit l'harmonie de la civilisation semble l'accuser d'injustice et de tyrannie, et justifier les prétendus défenseurs de la liberté et de l'égalité agreste. Quel moyen d'appaiser leurs clameurs odieuses? En effet, quel moyen de contenter l'enthousiasme d'un cœur noble, qui voudrait transformer tout le genre humain, et revêtir tous les hommes d'une perfection transcendante? — C'est en vain qu'il cherche à lever une imperfection qui tient à l'essence même des sociétés; loin de pouvoir invertir l'ordre des choses, il ne sait trouver même le moindre dédommagement pour cette classe de ses frères, qui capable de perfectionnement comme lui-même, lui paraît condamnée à ne jamais se développer.

Mais il existe, ce moyen de restorer l'équilibre, et d'égaliser les hommes; il existe entre les mains de la Divinité. Nous n'avions examiné les rapports de l'homme jusqu'ici, qu'en tant qu'il tient à la Nature, et qu'il est son premier sujét. Il est plus; il participe à son empire. Une liaison miraculeuse le rapproche de son créateur. Il ne fallait pas moins que la voix divine, prononcée avec les indices majestueux de la Toute-présence, pour graver dans le cœur des hommes le précepte d'un Amour éternel et tout puissant, seul dispensateur de la félicité incorruptible. Heureuses les nations, où l'empreinte de cette voix divine se conserve encore dans tous les cœurs comme le plus précieux dépôt de l'antiquité; où les tendus soins et l'exemple du législateur les conduisent à la Réligion! Heureux les hommes, s'ils tachent d'entretenir toujours cette liaison sacrée qui leur inspire les sentimens de douceur et de paix, qui les rapproche de tous leurs semblables par cette charité universelle qui est la base de toutes les vertus. Heureuse l'ame tranquille, où les caractères „divins sont gravés en traits de flamme, dont

l'éclat perce au loin, et brille à tous les yeux sans les offenser: bien différens de l'éclat de la gloire qui toujours nous frappe par éclairs et souvent nous aveugle, celui de la Vertu n'est qu'une lumière bienfaisante qui nous guide, qui nous éclaire, et dont les rayons nous vivifient."

Que n'ai-je ici le don de l'éloquence! Que ne sais-je puiser dans les trésors d'une langue qui m'est étrangère, de couleurs assez brillantes pour achever ce tableau! Que ne puis-je donner à cette humble offrande la dignité sévère, la vérité lumineuse, qu'exigent la grandeur et la majesté de ces objèts!

Mais je supprime ces vaines douleurs, pour me livrer tout-entier aux sentiments d'une joye pure et respectueuse qui regne dans ce sanctuaire, où l'hospitalité vient emprunter à mes cotés l'organe de l'éloquence *), pour se féliciter du bonheur de cette journée.

---

*) L'organe de l'Eloquence, c'est la voix du Sécr. perpétuel, M. de Luchet, qui lut son discours après moi.

Observations sur le Temple de Diane à Ephése.

Mémoires de la Société des Antiquités de Cassel.
1780.

Ces observations se bornent à concilier ensemble quelques passages contradictoires de Pline, au sujet du Temple de Diane à Ephése. Le premier de ces passages se trouve dans le VII. Livre Chap. 38. (37.) et ne contient que ces mots :

„Ctésiphon le Gnossien s'est rendu célèbre par la construction admirable du Temple de Diane à Ephése.“

Le second endroit est celui du Livre XVI. c. 79. (40.) Il est conçu en ces termes:

„Les bois d'ébène, de cyprès et de cédre sont les plus durables; on en a fait l'expérience dans le Temple de la Diane Ephésienne, bâti il y a *quatre cens ans* aux fraix de toute l'Asie, et dont les solives du toît sont de bois de cédre. L'on ne sait pas précisément de quel bois est faite l'image de la Déesse. Plusieurs prétendent qu'elle est d'ébène; mais Minucius qui a été trois fois Consul, après l'avoir vû de près, dit qu'elle est taillée d'un cep de vigne, et qu'elle n'a jamais été changée quoique le Temple ait été rebâti sept fois. Il ajoute que ce bois fut choisi par Pandémion. Je m'étonne qu'on a préservé le nom de

cet Artiste, puisqu'on attribue à cette piéce une plus haute antiquité que celle de Bacchus et même de Minerve. Il dit encore que cette image est percée de quantité de petits trous, et qu'on y versait de l'huile de nard, pour entretenir les jointures; mais il est fort singulier à mon avis qu'il y ait des jointures à un se petit ouvrage. Les battans des portes sont de bois de cyprès, et paraissent tous neufs encore, quoiqu'il y a prés de quatre cens ans qu'ils ont été placés. Cependant il faut remarquer, qu'ils avaient été trempés dans de la colle pendant quatre ans."

Un troisième passage enfin L. XXXVI. Ch. 21. (14.) renferme ces mots:

„On admire avec raison la splendeur du Temple de Diane à Ephése qui fut construit il y a *deux cens vingt ans*, aux fraix de toute l'Asie. On en jetta les fondemens dans un endroit marécageux pour le garantir d'être endommagé par les tremblemens de terre, et pour empêcher qu'il n'en reçut des crevasses. Mais un édifice de cette importance ayant besoin d'une base solide, l'on commença d'abord par mettre une couche de charbon crépi, et par dessus une couche de toisons. Le Temple avait quatre cens vingt-cinq pieds de longueur et deux cens vingt pieds de largeur. Il était décoré de cent vingt sept colonnes de soixante pieds de haut, lesquelles furent ajoutées aux dépens de plusieurs Rois; il y en avait trente-six de sculptées, dont une était l'ouvrage de Scopas. L'Architecte Chersiphron dirigea les ouvrages. Il est étonnant qu'on a été capable d'élever des épistyles de cette grandeur. On y parvint en entassant une quantité de sacs pleins de sable, les uns sur les autres en pente douce au dessus des chapiteaux des colonnes; de sorte qu'en vuidant les sacs les plus bas, l'entablement s'affaissa par dessus les colonnes et prit sa juste position. La plus grande pierre fût placée au dessus du portail. D'abord elle ne voulut pas tomber dans sa place; et l'Architecte au désespoir, resolut de s'arracher la vie. Il s'endormit la nuit, accablé de cette sombre idée. Alors, Diane à ce qu'on prétend, lui apparut et l'encouragea à vivre en l'assûrant qu'elle avait arrangé la pierre. Effectivement, le lendemain on trouva la pierre à sa place, sans doute que son propre poids l'y avait portée."

Il paraît d'après ces extraits que Pline dit d'abord qu'on avait travaillé à ce Temple depuis *quatre cens ans*, et qu'il fixe ce tems dans un autre endroit à *deux cens vingt* ans; que dans l'un de ces passages il appelle l'Architecte *Ctésiphon*, et dans l'autre *Chersiphron*.

La ressemblance de ces noms pourrait faire soupçonner que l'un ou l'autre ait été défiguré par quelque Copiste. Mais on retrouve chacun de ces deux noms chez les autres anciens Ecrivains.

Vitruve, L. X. dit expressément que l'Architecte Ctésiphon et son fils Métagène ont bâti ce Temple; et Strabon au contraire attribue ce travail à Chersiphron. Cependant le passage de Strabon ne manque pas de nous donner déjà quelques éclaircissemens; le voici:

„Chersiphron l'Architecte fut le premier qui fonda le Temple de Diane en cette ville (d'Ephése), qui a été aggrandi depuis par un autre dont le nom est inconnu. Ce Temple ayant été brûlé par Hérostrate, il en fut élevé un autre plus magnifique et plus beau, les femmes d'Ephése se dépouillant de leurs parures et de leurs bijoux, pour fournir les fraix de cette entreprise. — Ce nouveau Temple eut pour Architecte Chironocrate, le même qui a éternisé sa mémoire par la fondation de la ville d'Alexandrie.“ Liv. XIV.

Avant d'aller plus loin, j'observerai que ce nom de *Chironocrate* paraît être mal-écrit, parceque Solin, Pline, Marcellin, Valerius Maximus et plusieurs autres Ecrivains s'accordent à nommer *Dinocrate* l'Architecte d'Alexandrie, le même qui conçut l'idée gigantesque de tailler le Mont Athos en statue, et de placer une ville dans l'une de ses mains.

Strabon distingue ici, comme nous venons de le voir, deux époques très différentes de la construction du Temple, ce qui semble s'accorder avec l'expression de Pline, qu'il a été sept fois rebâti, *septies restituto Templo.* Pour mettre à ce sujet toute la discussion possible, il ne sera point hors de propos de donner ici le résumé des événemens qui ont rapport à ce Temple.

Selon le témoignage universel de tous les Anciens le premier peuple qui érigea un Temple à Diane dans l'en-

droit où la ville d'Ephése fut bâtie dans la suite, ce furent les Amazones *). Ce Peuple si remarquable par le gouvernement des femmes établi chez lui dès les premiers tems, était sans contredit l'un des plus anciens dont il soit resté quelques notices. L'abbréviateur de Trogue Pompée nous apprend, que les Amazones étaient originaires de Scythie, et ce fut là le sentiment général de l'Antiquité. Or les Anciens parlent toûjours des Scythes comme de la Nation primitive qui existait dans le monde avant toutes les autres.

Il ne paraît pas étrange que les Amazones eussent établi un culte à Diane, puisque les attributs de cette Déesse s'accordent assez avec la façon de penser de ces femmes dénaturées et féroces. Diane insensible et farouche, qui ne trouvait du plaisir qu'à lancer ses javelots aux cerfs et aux sangliers, c'était en même tems la Déesse conservatrice de la nature vivante; son sein déployait plusieurs rangs de mammelles, emblémes de la fécondité et de la nutrition universelles; sœur du Soleil elle regnait pendant la nuit, comme lui pendant le jour; à sa volonté la terre buvait la rosée, les nouveaux Etres se développaient; elle fournissait les germes, et le Soleil les faisait éclorre, elle était présente aux couches des femmes et leur prétait du secours; en un mot, tout renaissait sous ses auspices. Me tromperais-je beaucoup si je croyais que les premiers traits de ce caractère héterogene ne nous présentent dans la Déesse qu'une Amazone insociable; tandis que les derniers font un portrait assez juste du principe féminin dans la nature? Mais je quitte la conjecture, car l'usage où étaient tous les anciens Peuples d'adopter la Religion de ceux mêmes qu'ils avaient conquis, nous laissera toûjours en doute, si la Diane d'Ephése était originairement une Divinité des Amazones, ou si elles ne l'avaient pas empruntée des Cariens et des Léléges, habitans de l'Asie mineure, qui y ont demeuré dès les premiers siecles. C'étaient des soldats mercenaires qui servaient dans les guerres des autres Nations, et lesquels par conséquent l'on

*) Denys le Périégète v. 927. et Solin c. 43.

avait coutume de ranger en face du plus grand danger, d'où vient le proverbe: *in Care periculum!* *)

La Nation errante des Amazones, sortie des contrées élevées de la Scythie, parut très anciennement dans l'Asie mineure ou l'Asie proprement dite. Un passage de Tacite (Annal. l. III. c. 61.) nous apprend que les Amazones s'y étaient établies même avant l'expédition de Bacchus, puisqu'après avoir été vaincues par ce conquérant, elles s'attroupèrent autour de l'autel de Diane, lui demandèrent la vie, et furent assez heureuses pour le fléchir. Il existait déjà de ce tems, selon Pline, une statue de la Déesse, parcequ'il prétend qu'elle était plus ancienne que Minerve et Bacchus, et que c'était la même à laquelle on rendait encore un culte du tems de Minucius. La description qu'il en donne, ne semble point démentir cette opinion. C'était une idole creuse, composée de plusieurs petites piéces de bois, et percée partout de petits trous où l'on versait de l'huile. Cette conformation démontre bien, que les Arts étaient d'une rudesse extrême lorsqu'elle fut faite.

Dans la suite le courage des Amazones et leurs déprédations répandirent la terreur jusqu'en Europe, de sorte que l'on demanda à Hercule, comme une chose impossible, d'ôter les armes à leur Reine. Celle-ci étant partie pour ravager quelques pays, Hercule arriva inopinément dans ses établissemens, et fit ses sœurs prisonnières **). Les Amazones épouvantées, se refugièrent encore comme le raconte Eustathe dans ses parecboles (in Dionys.) auprès de l'autel de Diane. Cela s'accorde assez avec la notice succincte qu'on trouve dans Tacite à ce sujet, (Annal. Lib. III. Cap. 61.) où il dit qu'Hercule, lors de sa conquête de Lydie donna la permission de construire un Temple, et d'en augmenter le culte qu'on rendait déjà à la Déesse. Donc ce premier Temple de la Diane d'Ephése existait déjà à peu près cinq cens ans avant le commencement des Olympiades. Denys

*) Cicero pro Flacco. — On soupçonne qu'il est fait mention des Cariens comme de mercenaires, même dans l'Ecriture Sainte. 2 Samuel XX. 2. 3. — 2 Reg. XI. 4. 19.

**) Justin. Lib. II. Cap. 3.

le Périégète dit (v. 827.) qu'il était bâti sur des troncs d'ormeaux, c'est-à-dire que les colonnes en étaient de bois.

Malgré les revers que les Amazones avaient essuyé, elles pénétrèrent jusque dans l'Attique sous le regne de Thésée (1223 ans avant notre ère) et quoique repoussées vigoureusement, elles furent assez acharnées contre les Grecs, pour se ranger du côté des Troyens, sous Penthésilée leur Reine, durant ce siége si célébré dans les Poëmes d'Homère. Mais il paraît aussi que ce fut là leur dernier effort, car on n'en trouve presque point de notices, jusqu'aux tems d'Alexandre, qui les rencontra dans une petite vallée du Caucase. Si la visite de Thalestris avait flatté la vanité de ce conquérant, toute fois le présent qu'il lui fit d'un fifre, me paraît être une marque du souverain mépris qu'il sentait pour elle; comme l'admiration démésurée et sauvage qu'elle témoigna de ce présent, prouve effectivement, combien elle était méprisable *).

Je reviens de ce petit écart. Ce fut environ 1094 ans avant notre ère, que Codrus, Roi d'Athénes, s'immola pour la patrie. Médon, son fils, lui succéda dans le Gouvernement de l'Attique; mais Androclus et ses frères prirent avec eux les Joniens, et allèrent s'établir en Asie, d'où ils chassèrent les Cariens et les Léléges. (Strab. Lib. XIV.) Si la ville d'Ephése n'existait pas encore, ce sont eux qui lui ont donné naissance. Cependant Justin (Lib. II. Cap. 3.) met l'origine de cette ville au nombre des ouvrages des Amazones. Quoiqu'il en soit, les Grecs auront apparemment ajouté de nouvelles décorations au Temple de Diane, qui avait été bâti de l'aveu d'Hercule deux cens ans auparavant.

L'Histoire ne fait aucune mention des événemens qui ont eu rapport à ce Temple dans le grand intervalle des 340 ans qui se sont écoulés depuis l'arrivée de cette Colonie grecque jusqu'à la nouvelle construction du Temple en pierres de taille, dont les Anciens ont préservé les faits suivans. Un berger nommé Pyxodore découvrit par hazard

*) Martian. Capell. Lib. IX. de nupt. Philol. — Freinshemius in Curtium.

une carrière de marbre sur le Mont Prion dans le voisinage d'Ephése. La joye que cette découverte répandit dans la ville fut assez vive, pour qu'on appelât le berger *Evangelus*, et qu'on lui permit de faire des sacrifices sur le Mont Prion, privilége affecté aux Héros de ce tems là. Le marbre qu'on tira de cette carrière facilita infiniment la construction d'un nouveau Temple qui fut commencé dans la sixième Olympiade. C'est vraisemblablement de ce nouvel édifice que l'Architecte Chersiphron (mentionné par Pline et Strabon) dessina le plan, et dont il dirigea les travaux. Car Chersiphron était contemporain de Rhoecus et Théodorus, fameux Artistes Samiens, qui inventèrent l'Art plastique, *bien longtems*, dit Pline, avant que les Bacchiades furent chassés de Corinthe, ce qui arriva l'an 657 avant notre ère. Il y a même assez de raison à croire que ces hommes célèbres, qui vécurent au commencement des Olympiades, et qui durent être versés dans les opérations chymiques inséparables de la fonte des métaux, pourraient avoir enseigné à Chersiphron que le charbon resiste à la putrefaction. C'est pourquoi il s'en servit dans le sol humide où le Temple devait être placé. Nous observerons seulement, que Pline, compilateur rapidement laborieux et toûjours séduit par sa mémoire, a brouillé le passage où il parle de l'Architecte Chersiphron, en y ajoutant la description du nouveau Temple qui fut bâti après l'incendie occasionnée par Herostrate, c'est-à-dire quatre cens ans plus tard.

Le passage de Strabon que j'ai cité ci-devant, fait mention d'une réparation ou d'un aggrandissement intermédiaire de ce Temple, par un Architecte dont le nom lui est inconnu. Il n'est guéres douteux que l'événement suivant n'ait donné lieu au renouvellement de cet édifice. Dans la XXXVI. Olympiade il y eut une grande migration des Peuples dans le Nord de l'Asie. Les Scythes, dit Strabon, tombèrent sur les Cimmériens qui demeuraient alors des deux côtés du Bospore, qu'on nomme aujourd'hui le détroit de Kaffa. Ceux-ci se réplièrent sur les habitans des côtes de la mer noire, et continuèrent leurs ravages jusque dans l'Asie mineure. La rapidité de leur course, semblable au débordement d'un grand fleuve, entraîna tous les objèts de résistance, et désola toutes les contrées où ils mirent le pied.

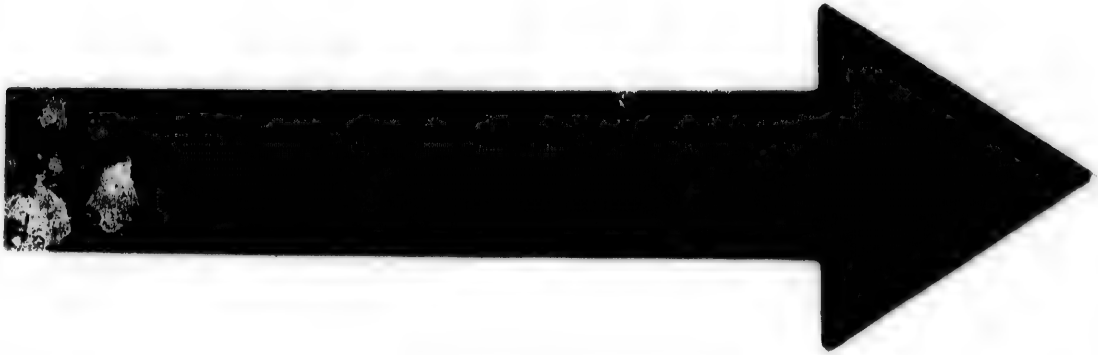


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Sous Lygdamus leur Général, ils s'avancèrent bientôt jusqu'aux bords de la Mer de Jonie et s'emparèrent de Sardes capitale de Lydie, à l'exception de la Citadelle, ainsi que de la ville d'Ephése. Le Temple de Diane ne pût échapper à ces barbares; ils le pillèrent et y portèrent le feu.

Trente ans après, les Lydiens eurent à combattre un nouvel ennemi; c'étaient les Médes qui s'avancèrent du côté de l'Orient. La bataille se donna (l'an 604 avant J. C.) lors du moment même de l'éclipse totale du soleil, prédite par Thalès. Elle fut décisive et glorieuse pour les Lydiens. Alyatte leur Roi, si célèbre dans l'Antiquité à cause de ses richesses, chassa les Cimmériens de l'Asie l'année suivante. Il n'est pas vraisemblable qu'on ait pensé à rebâtir le Temple de Diane, tandis que ces Tyrans nomadiques restèrent dans le pays. Strabon ne dit pas que le Temple fut entièrement reduit en cendres; il rapporte seulement qu'un Architecte dont il ne sait pas même le nom, l'avait aggrandi. Aussi la statue de la Déesse avait été préservée, puisque du tems de Pline c'était encore la même qui avait existé avant Bacchus et Minerve.

Environ l'an 560 avant notre ère, Crœsus Roi de Lydie assiégea la ville d'Ephése. Les habitans, dit Hérodote, attachèrent les murs de la ville avec des cordes au Temple de Diane, et là-dessus Crœsus leur donna la liberté. Soixante ans après, les Athéniens et les Joniens brulèrent la ville de Sardes, qui faisait alors partie de l'Empire Persan. Ce fut l'origine de la guerre de Darius contre les Grecs. L'an 480 avant notre ère, Xerxes se mit en marche et porta le feu à tous les Temples en Ionie; mais celui de la Diane d'Ephése eut le bonheur d'échapper à son courroux, à cause de sa beauté, comme le rapporte Solin C. 34.

L'ambition, le désir de s'immortaliser fit commettre une action à Hérostrate, où la haine et l'esprit de vengeance contre les Grecs n'avaient pû porter le despote persan. L'an 356 avant J. C. il brûla le Temple de Diane; c'était le moment même de la naissance d'Alexandre le Conquérant. Timée, dans Ciceron, s'avise de dire à cette occasion, que Diane ayant porté des secours à Olympias en Macédoine, ne pouvait être en même tems chez elle pour garantir son Temple contre l'attentat d'Hérostrate. (Cic. de

Nat. Deor. Lib. II.) Mais Plutarque renchérit sur lui, en disant que cette plaisanterie était assez glacée pour éteindre l'incendie du Temple. Ce sont des exemples assez frappans, que l'esprit des Anciens s'amusait souvent aussi frivolement que celui de nos contemporains.

Les Gres en Asie, assujettis à l'Empire Persan, n'eurent ni assez de liberté, ni des facultés nécessaires pour ériger un nouvel édifice à leur Déesse. L'an 334 avant notre ère, Alexandre entra dans la ville d'Ephése après la victoire du Granique; il vit les ruines du Temple et s'offrit à le faire rebâtir plus superbe qu'il n'avait jamais été, pourvû qu'on lui permit d'y inscrire son nom, avec cette addition, qu'il l'avait élevé à la Déesse à ses dépens. L'amour-propre des Ephésiens fut piqué de cette proposition; ils représentèrent au jeune ambitieux, qu'il n'était pas d'usage, qu'un Dieu érigeât des Temples à une autre Divinité, et ils assouvirent par cet encens l'excès de sa vanité. C'est alors, comme le dit Strabon, que les femmes contribuèrent si généreusement leurs bijoux et leurs riches ornemens, que bientôt leurs concitoyens se virent en état de commencer la construction d'un nouveau Temple, dont Dinocrate le Macédonien forma le plan et jetta les fondemens. Mais Alexandre ayant appelé cet Architecte en Egypte trois ans après (l'an 331 avant J. C.) pour y bâtir la ville d'Alexandrie, il fut obligé de quitter son premier travail, dont la surintendance fut confiée alors à Ctésiphon le Gnossien, et puis à Métagène son fils, comme le disent Pline et Solin. Il me semble que voici la meilleure façon d'expliquer la disconvenance entre les passages de ces deux Auteurs qui font mention de Ctésiphon, et celui de Strabon, qui attribue la construction de ce Temple à Chironocrate, qui est le même que Dinocrate. Le texte de Pline n'exige donc point de correction dans ce qui regarde les Architectes, pourvû qu'on distingue les époques pendant lesquelles ils ont travaillé au Temple de Diane. Chersiphron aura construit le premier Temple en pierre de taille, dans la sixième Olympiade (l'an 754 avant J. C.); mais environ quatre cens vingt ans plus tard Dinocrate aura commencé le nouvel édifice, dont Ctésiphon et son fils se seront chargés, lorsque Dinocrate fut appellé pour bâtir Alexandrie. Il ne reste plus qu'à parler du tems qu'on

a employé à bâtir ce Temple, et dont il y a dans Pline les deux variantes alléguées ci-dessus.

Pline écrivit son Histoire Naturelle environ l'an 77 après la naissance de Jesus-Christ. Il dit que les battans des portes du Temple étant de bois de cédre, avaient déjà duré près de quatre cens ans, et qu'il y avait quatre cens ans que cet édifice existait. Ces dates nous ramenent très exactement au moment où l'on commença à rebâtir le Temple du tems d'Alexandre. Il est donc évident, que l'endroit où Pline a dit, que le Temple avait été bâti depuis quatre cens ans, se rapporte à la dernière construction de cet édifice. Mais dans le passage où il fixe un tems de deux cens vingt ans, il est clair par la mention qu'il y fait de Chersiphron, qu'il parle du premier Temple de pierre qui fut bâti à la Diane d'Ephése avant l'irruption des Cimmériens, c'est-à-dire huit cens vingt ans avant les tems de Pline. Or dans les manuscrits antiques rien n'est si sujet à être altéré et falsifié que les chiffres. Ce ne serait donc pas trop hazarder que de croire, que le chiffre originaire DCCCXX, aurait été changé en CCXX par l'inadvertance du Copiste.

Qu'il me soit permis, avant de quitter ce sujet, de relever encore une variante dans le texte de Pline. Il est dit dans la description du dernier renouvellement du Temple Ephésien, qu'il avait cent vingt-sept colonnes dont trente-six étaient sculptées, parmi lesquelles il y en avait une travaillée par Scopas, *una a Scopa.* Mais il y a plusieurs manuscrits, qui par le changement d'une seule lettre attribuent toutes ces 36 colonnes à Scopas, *uno a Scopa.* Ce célèbre Artiste était déjà connu dans la LXXXVII Olympiade (Plin. Hist. Nat. Liv. 34. Chap. 8.), et l'on prétend qu'il fut employé par Artémise pour décorer le tombeau de Mausole son époux, Roi de Carie, qui mourut dans la seconde année de la CVI Olympiade, c'est-à-dire soixante et dix-huit ans plus tard. S'il est vrai que Scopas s'était déjà acquis quelque reputation dans la LXXXVII Olympiade, on ne peut lui attribuer moins de vingt ans à cette époque; et il en resulterait, qu'il aurait été âgé de quatre-vingt-dix-huit ans à la mort de Mausole. Le Temple de Diane ne fut commencé qu'en la CXI Olympiade; c'est-à-dire vingt ans plus tard. Il est dit au surplus que les colonnes étaient des présens que les dif-

férens Rois avaient faits au Temple; mais les successeurs d'Alexandre ne prirent le titre de Roi, qu'environ la CXVII Olympiade, l'an 312 avant notre ère. Scopas, s'il avait vecu encore dans ce tems-là, aurait été âgé de cent quarante ans; encore les colonnes ne furent-elles pas données par un seul Roi, mais successivement *a singulis regibus factae.* En voilà assez, ce me semble, pour faire rejetter la variante qui attribue trente-six colonnes du Temple Ephésien à Scopas. C'est même beaucoup hazarder que de croire qu'il en ait sculpté une seule. A l'âge de cent dix-huit ans, qu'il devait avoir lorsque les fondations du Temple furent jettées par Dinocrate, il n'est pas vraisemblable qu'un Artiste laborieux et dont l'Art est si pénible, fût encore en état de sculpter une colonne. Il me vient, à la vérité, une idée qui n'est peut-être pas destituée de vraisemblance; c'est-à-dire que les Ephésiens pourraient avoir acheté quelque part, un chapiteau de colonne, sculpté par Scopas longtems auparavant. Mais on s'apperçoit bien, que ceci n'est que pure conjecture, et que Pline si fréquemment en contradiction avec lui-même, ne mérite pas qu'on se donne la peine de garantir chaque mot sorti de sa plume. La quantité énorme de Volumes qu'il avait lus, renfermait souvent des assertions très contradictoires; il n'est donc pas étrange que ce savant homme en composant ses propres ouvrages, fût très souvent dans le cas de transcrire ces Auteurs, sans avoir ie tems de s'appercevoir de la différence qui se trouvait entre leurs récits. Comme il avait un poste dans l'Armée navale des Romains, il n'avait du tems pour l'étude, que pendant les heures de récréation; sous ce point de vue, son Histoire Naturelle est sans doute un monument étonnant de ce que peuvent faire l'assiduité et l'industrie des hommes en fait des Lettres.

Du Phénix.

Mémoires de la Société des Antiquités de Cassel.
1780.

L'extrême antiquité des mythologies, et le ton naïf et simple de ces contes merveilleux, ont si bien préservé tout leur intérêt jusqu'à nos jours, qu'ils forment encore le canevas ordinaire de tous les poëtes. Ce serait pourtant une question bien digne d'être discutée, si des fictions aussi entièrement depourvuës de vraisemblance auraient été mises en possession de blesser impunément le sentiment, de chocquer le sens commun, de pécher enfin par toutes leurs parties, si elles n'avaient eu d'autre mérite que celui d'être bien racontées.

La plûpart des Antiquaires, faisant reflexion à l'état de l'homme dans ces ages reculés qui produisirent la fable, n'ont point manqué d'attribuer à la barbarie, à la grossièreté des mœurs et de la nourriture cet assemblage d'absurdités, ce cahos bizarre d'idées gigantesques et mesquines, obscures et brillantes, qu'on y voit si souvent confondues ensemble. Mais, sans compter, qu'il s'en faut beaucoup, que l'expérience ait constaté cette hypothése, et qu'il n'est guères croyable, qu'en retournant aujourd'hui au gland et à la chair boucannée, nous pussions inventer de nouvelles Mythologies, nous n'en sommes pas plus avancés dans l'explication de la

question que j'ai proposée. On aurait beau admettre, que la fable nacquit de l'oisiveté des prémiers sauvages, qui peuplèrent le monde, on n'en comprendrait pas mieux, comment une postérité plus éclairée, au lieu de repousser avec dédain les folies de ses pères, se soit obstinée à les embellir de tous les fleurons de l'imagination, et à les perpétuer même aux dépens de son propre bien être?

Posons, par exemple, que l'histoire du jeune Atys, qui se priva de sa virilité dans un accès de fureur, fut de l'invention de quelque Phrygien barbare, est-il bien vraisemblable que les prêtres de Cybèle se soient prêtés à une opération très-réelle, pour conserver la mémoire d'une chanson? Ceux qui attribuent toutes les cérémonies du culte payen à la malheureuse ambition de vouloir regner, à l'envie de fasciner le peuple par la fraude religieuse, nous persuaderont difficilement, qu'on ait jamais acheté cette jouissance au prix d'un sacrifice, qui dépouillait l'homme de tous les rapports qu'il pouvait avoir avec la Nature. Oserait-on soutenir de bonnefoi, que pour être ambitieux, il faut cesser d'être homme, et ne serait-ce pas là comme dit le satyrique Iuvenal: *propter vitam, vivendi perdere causas?*

Je tombe d'accord, que le fanatisme qui a causé tant d'énormités, pouvait produire entr'autre un phénoméne plus innocent, c'est à dire qu'il pouvait armer la main de ces prêtres contre eux mêmes, pour consoler leur Déesse éperduë; mais il s'agit de trouver un motif assez puissant pour exciter ce fanatisme, et pour le déterminer en actions qui repugnent à la Nature. Car dire que les hommes sont les esclaves-nés de l'erreur et du préjugé, c'est trancher la question, et non la resoudre. S'il est vrai que, malgré le grand nombre d'hommes qui se laissent aveugler, il n'y a pas un seul, qui n'ait pour but de rejetter l'erreur et de chercher la vérité partout, il faut bien aussi que celle-ci soit quelque part, et que, comme tout est double icy bas, ainsi la vertu y soit toujours opposée au vice, et la vérité au mensonge.

On se tromperait également à croire, que l'aventure d'Atys sous un point de vue simplement historique, put avoir eu des suites aussi funestres pour tous les prêtres, qui eurent soin d'honorer sa mémoire. Les annales du monde sont

remplies d'exemples, que les hommes se sont laissé mutiler, brûler, tailler en pieces, pour soutenir ce qu'ils ont appellé vérité et félicité; sans qu'on puisse dire qu'ils en aient jamais fait autant, pour un fait historique qui ne tirait point à conséquence, qui n'était pas asséz merveilleux pour exiger des preuves aussi sanglantes, et qui enfin n'en était rien moins que prouvé.

Effectivement, plusieurs savans n'ont pas tardé à voir que la mythologie, prise à la lettre, soit comme une invention poëtique, soit comme un recueil d'anciens monumens pour servir à l'histoire, était trop ridicule pour avoir jamais occupé sérieusement des hommes raisonnables. Dès lors ils y ont découvert *(Blackwell's letters on mythology)*, une espèce d'instruction déguisée sous le voile d'un conte, laquelle, sans se borner à la simple narration, se sert quelquefois de signes, de Symboles, de cérémonies et de réprésentations matérielles pour enseigner des vérités physiques, morales et métaphysiques.

En lisant les anciens auteurs avec attention, il est impossible de ne pas observer, qu'ils attribuaient à leurs théogonies un sens allégorique, au moyen duquel toutes les difficultés s'applanissent, et les monstres mythologiques sont transformés en idées brillantes et harmonieuses. Parmi les modernes le Chancelier Bacon, et ses deux compatriotes Blackwell et Gale, ainsi que M. Basnage, l'Abbé Conti, l'Abbé Bergier, M. Court de Gébélin et beaucoup d'autres ont été de ce sentiment. L'illustre Lord Verulam surtout, s'exprime à ce sujet avec beaucoup d'énergie.

„L'antiquité primitive, dit-il, relativement au temps, mérite la plus haute vénération; relativement à sa manière d'enseigner elle exige notre admiration, puisqu'elle renferme dans *l'Allégorie*, tout ce que les Sciences ont de plus précieux, et devient par cette philosophie la gloire du genre humain. Quoiqu'aujourd'hui nous l'abandonnions aux enfans, je regarde cependant ces Allégories comme la connaissance la plus excellente après la religion, et comme la source de la politique, dont l'étenduë est si vaste. Les fables anciennes furent allégoriques dès leur origine; elles renferment des leçons importantes et l'on y apperçoit un rapport si sensible avec l'objét réprésenté, et dans le tissu même de la Fable,

et dans la valeur des noms qu'y portent leurs personnages, qu'il est impossible de se refuser l'idée que leurs inventeurs avaient réellement ces objéts en vue. Et si quelqu'un, ajoute-t'il, s'obstine néanmoins à n'y vouloir rien appercevoir de pareil, nous ne le tourmenterons point pour penser comme nous, mais nous le plaindrons d'avoir la vue si trouble, et l'entendement si bouché et si lourd." *(Bacon, Lord Verulam, of the Wisdom of the Ancients.)*

Comme je ne fais point ici un traité de l'Allégorie, je laisse ces mots du célèbre Anglais sans aucun commentaire, et tout l'effet que j'attends de cette citation, se borne à vouloir me concilier l'indulgence de cette illustre assemblée pour le déchifrement d'une allégorie que j'aurai l'honneur de soumettre à son arbitre.

Depuis que MM. Bailly et le Gentil nous ont donné leurs excellens ouvrages, il est démontré sans contredit, que les hommes primitifs doivent avoir possédé, même dans ces siècles obscurs, dont l'histoire n'est point parvenue jusqu'à nous, une connaissance profonde du cours des Astres, avec un calendrier très perfectionné, et fondé sur un calcul des plus précis et des plus minucieux. Nous ne pourrions aujourd'hui déterminer avec plus d'exactitude la précession des équinoxes, et les anomalies des apogées de la Lune, qu'on n'a fait dans ces prémiers temps, puisque les périodes luni-solaires des Chaldéens dont Josephus et George Syncelle nous ont laissé la notice, correspondent presque exactement avec les observations astronomiques des modernes, qui ont sur les anciens l'avantage d'être munis d'instrumens incomparablement plus perfectionnés que les leurs. Et ce qui achéve de prouver la haute antiquité de ces connaissances, c'est qu'on retrouve actuellement chez les Bramins de l'Inde ces mêmes périodes, et apparemment cette même méthode Chaldéenne de calculer les eclipses et le calendrier. Or ces hommes, bornés pour l'ordinaire, ne font autre chose que se servir machinalement des régles qui leur furent préscrites par leurs ancêtres, ayant entièrement perdu la trace des véritables principes sur lesquels ce calcul est fondé.

Mais il résulte de cette découverte un avantage très-décidé pour l'éclaircissement de la mythologie; puisqu'on ne peut pas manquer de s'appercevoir tout en même temps,

que les prétendues Chronologies Chinoises, Indiennes, Chaldéennes et Egyptiennes qui se perdent dans les milliers des siècles, bien loin d'être des piéces d'histoire, ne sont que les formules multiplicatives des periodes et des cycles, dont chacune de ces nations se servait en son particulier. *(Voyez M. Bailly Hist. de l'Astronomie.)* C'est donc avec justice que M. Desguignes *(Hist. de la Chine)* a rejetté les origines fabuleuses de l'histoire de la Chine, et que M. le Gentil, connu par son Voyage dans les mers de l'Inde, a reformé également les annales de ce pays, en retranchant les trois époques fabuleuses, qui tenaient non pas à l'histoire mais purement à l'astronomie, et qui rendaient à peu près le même service que la période Iulienne dont se servent nos Chronologistes. C'est encore à M. le Gentil qu'on est redevable d'une solution très satisfaisante d'un paradoxe dans l'histoire de Babylone où il est parlé de dix Rois avant le déluge, qui doivent avoir regné selon Bérose pendant 432 mille ans, durée pareille à celle que les Brames de nos jours donnent à la quatrième époque du monde. Il démontre à ne pouvoir s'y méprendre que ce nombre prodigieux d'années se rapporte également à l'Astronomie des anciens Chaldéens.

Les Egyptiens, comme on voit dans l'Abrégé de Manéthon, nommèrent les époques fabuleuses de leur histoire, les regnes des Dieux et des Astres; or ce nom même porte un caractère évident que ce n'était qu'un morceau allégorique, que l'on mettait à la tête de l'histoire, comme pour dire que les revolutions du temps étaient plus anciennes que les monumens historiques qu'on pouvait communiquer aux lecteurs ordinaires. Il est connu, que les Egyptiens s'étaient occupés comme tous les peuples Orientaux à revêtir les sciences d'une drapérie allégorique, au moyen de laquelle ces doctrines que les prêtres envisageaient comme les dons de la Divinité, comme un depôt sacré qu'il était criminel de profaner, ne sortirent jamais de l'enceinte de leurs temples. L'écriture hieroglyphique, le langage mystérieux, le serment des initiés, ce furent autant de moyens pour ensevelir à jamais la clef de leurs connaissances secrettes. Ce n'est donc, qu'après avoir porté les Sciences au point de perfection où nous les voyons à présent, que les savans se sont mis à

portée d'éclaircir les tenèbres de l'antiquité et de répandre le jour sur ces objèts dignes de leur attention.

C'est à ces principes mystérieux, sans doute, qu'il faut attribuer l'invention de l'histoire du *Phénix*, si ridicule et incroyable lorsqu'on voudrait s'en tenir au sens litéral, et si remplie de beautés, lorsqu'on s'attache à devoiler ses rapports avec le calendrier des Egyptiens. Il me suffira de rapporter ici ce qu'Herodote, Pline, et Tacite ont écrit au sujét de ce merveilleux oiseau, pour montrer combien l'Allégorie était judicieusement conduite dans ce beau monument de la science des anciens. „Les Egyptiens, dit Herodote, *(liv. II.* 73.) ont un oiseau sacré, nommé le *Phénix*, dont j'ai seulement vû la représentation en peinture, car il y est si rare qu'il n'y arrive *(selon les habitans d'Héliopolis)* qu'une fois en 500 années, et c'est toujours après la mort de son père. Si le portrait que j'ai vu, était ressemblant, cet oiseau doit avoir les plumes rouges et dorées avec la figure et la grandeur d'un aigle. Ils en racontent un trait singulier qui ne me paraît pas digne de foi; pourtant le voici. À la mort de son père, le jeune phénix fait un grand œuf de myrrhe, creux en dedans, et dont la pesanteur n'excéde point ses forces; il y ensevelit son père, et après avoir bouché l'ouverture de l'œuf avec de la nouvelle myrrhe, il part de l'Arabie, lieu ordinaire de sa demeure, pour le porter en Egypte, où il le dépose au temple du Soleil.“ Pline, le célèbre compilateur *(l. X. c.* 2.), ajoute à ces circonstances, qu'il n'y a jamais qu'un seul phénix à la fois dans le monde, et qu'on le voit rarement; que son plumage est doré sur le cou, mais azur et rose à la queue, et qu'il porte une huppe et une crête. Il dit, qu'il est consacré au soleil, et qu'étant parvenu à son terme, il fait son nid de petites branches de myrrhe et de casse, qui repandent une bonne odeur, et il y acheve sa vie. De la moëlle de ses os, on prétend qu'il naît d'abord une espèce de ver, qui se change en oiseau dans quelque tems. C'est à la naissance de cet oiseau que commence la grande année ou époque lorsque les saisons et les constellations retournent au même point, ce qui arrive à midi, le jour que le soleil entre dans le signe du Bélier. Tacite, dans ses Annales *(l. VI.)* rapporte, que le Phénix arriva en Egypte sous le regne de

Tibère, pendant le Consulat de Paullus Fabius et L. Vitellius, et il nous apprend à cette occasion que malgré l'opinion vulgaire, qui ne lui donnait qu'une vie de 500 ans, il y avait quelques uns, qui lui en comptaient 1461.

Sans examiner encore lequel de ces deux calculs est le plus vraisemblable, nous devons commencer selon l'indication de Pline, par approfondir ce qu'il nomme le retour de la grande année *(magni anni conversio)*. Les astronomes anciens qui commencèrent naturellement par les observations des phases de la Lune s'en formèrent d'abord une année de 360 jours, laquelle n'étant point conforme à la revolution annuelle du soleil, il s'ensuivit qu'il ne pouvait y avoir rien de fixe dans leurs saisons et par consequent, qu'ils ne pouvaient régler les travaux de l'agriculture selon leur calendrier lunaire. Ils apprirent donc de très-bonne heure à ajouter 5 autres jours, pour compléter le nombre de 365, et celui-ci les mena insensiblement à des observations encore plus exactes, d'après lesquelles ils découvrirent la nécessité d'intercaler encore un jour tous les quatre ans; et ce fut à cause de cette intercalation que les prêtres égyptiens appellèrent la quatrième année *Θεου ενιαυτος, l'an de Dieu.* Au moyen de cette addition les quatre années formaient le nombre juste de 1461 jours; or pour reduire les années communes à l'équation avec les années complettes, il était tout simple d'observer que 1461 années, qui n'avaient que 365 jours, en faisaient justement 1460 à 365¼ jours; et ainsi qu'au bout de ce Cycle de 1460 années toutes les constellations se retrouveraient, comme le dit Pline, aux mêmes points de la sphère céleste.

Cette discussion prouve assez clairement que la grande année dont parle Pline comme étant la mésure de l'âge du Phénix, était un cycle de 1461, et non pas de 500 ans; aussi je pense qu'il n'est guères important de savoir ce que deviendra ce dernier nombre, qui pourrait bien n'être qu'une variante dans le texte d'Herodote, où le copiste aurait omis les mots: *ὥσει χιλιῶν*, avec lesquels le passage de cet ancien auteur indiquerait au lieu de 500, un nombre rond de 1500 ans.

Qui dit que le grand Cycle des Egyptiens, ou la grande revolution de la sphère céleste, était la mesure de l'Age du

Phénix, n'a qu'un pas à faire, pour dire que *le Phénix* était l'emblème de cette revolution. Horus-Appollo dans son explication des hiéroglyphes nous le dit en termes exprès. Les médailles de Constantin et de ses enfans, qui portent frequemment le phénix, font voir qu'on le regardait simplement comme un être allégorique, et c'est surtout dans ce sens qu'on l'explique sur le revers d'une médaille *(au Cabinet du Roi)* d'Antonin *(Pius)* frappée en Egypte, qui montre un phénix avec le mot *ΑΙΩΝ* ou *Eternité*. La Table Isiaque dans le IId volume des Antiquités de Montfaucon représente Hercule portant un Phénix. Mais cet Hercule des Egyptiens n'était lui-même qu'un emblème du soleil ou de la grande divinité physique de ce peuple, qui lui donnait tant de noms differents selon les différentes fonctions qu'il lui connaissait. Les Grecs, qui ignoraient les rapports de ces noms à l'agriculture et aux saisons, crurent qu'ils indiquaient des divinités différentes, et multiplièrent ainsi les dieux de l'Egypte à l'infini. Hermapion, par exemple, dans son explication des hieroglyphes sur l'Obélisque de Ramessès nomme le soleil: *δεςποτης χρονῶν le Souverain du temps*, traduction verbale du mot *Sesoeish*, dont les Grecs ne manquèrent point de faire le nouveau dieu *Sésoossis*. Il en est de même d'Osiris ou *Oeishiri* qui veut dire le *Pere* ou le *Faiseur du temps*, autre appellation très convenable au soleil, qui regle en effet les divisions du temps. Selon le temoignage de plusieurs anciens, Hercule n'était également que le soleil personifié par sa force vivifiante et vegetative. Macrobe nous dit expressément dans ses Saturnales *(l. 1. c.* 20.). „Sed nec Hercules à substantia solis alienus est: quippe Hercules est Solis potestas, quae humano generi virtutem ad similitudinem praestat deorum.“ Plutarque dans son traité d'Isis et d'Osiris nous apprend que, selon les Egyptiens, Hercule placé dans le Soleil faisait le tour de l'univers. L'ancien hymne Orphique donne à Hercule les noms de Titan, *Κρονοῦ πατερ*, Pére du temps, *Παγγενετωρ*, qui produit tout, etc. Nonnus, poëte Grec natif de Panopolis en Egypte, addresse également un hymne à Hercule en le nommant Roi du Feu, Prince du Monde, Soleil, celui qui porte l'année ou *la fille du temps*. On dirait que Nonnus avait en vue cette figure énigmatique de la table Isiaque dont je viens de parler, où

Hercule est représenté portant le Phénix; d'autant plus que la derivation égyptienne de ce mot nous raméne encore à la même idée, car *Sphenoeish* dont les Grecs ont formé Phénix, veut dire precisement *le fils du temps.* Ainsi le Soleil, le pere du temps, était Hercule ou bien en Egyptien *Semmanouthi*, la force divine.

Je n'abuserai point de la patience des Savans, pour multiplier les preuves du Génie allégorique des anciens, qui se manifeste si clairement dans la Fable d'Hercule. Il suffira que je renvoye ici les curieux à l'ouvragé intitulé: *Monde primitif*, dans lequel notre savant confrère M. Court de Gébelin fait voir les rapports continuels de ce fameux héros au Soleil. Je concluë donc, qu'on aurait très bien fait de ne pas perdre son tems à chercher inutilement le Phénix parmi les êtres vivants de la Nature, à en faire tantôt une espèce d'Aigle, et tantôt l'oiseau de Paradis, à le placer en Arabie, aux Indes, aux îles Molucques, et à se donner la torture pour trouver des exemples d'oiseaux d'une vie tenace de plusieurs siècles. En prenant le Phénix pour l'emblême des revolutions du temps, tous les caractères qu'on lui attribue sont d'une justesse admirable. Il est seul de son espèce: c'est qu'il ne peut y avoir qu'un cycle à la fois; il provient d'un petit vermisseau, qui au bout de quelques jours se change en Oiseau: les moments s'écoulent successivement dans une progression aussi insensible que celles des vers; mais bientôt un jour suivant l'autre on s'apperçoit que leur mouvement est en effet un vol rapide. Le phénix est donc oiseau à juste titre; mais il est le fils du Soleil, il est unique de son espèce; dès lors, c'est l'aîgle, le roi des oiseaux couronné de ses pannaches. Son plumage est or et cramoisi, azur et rose, c'est la couleur de l'aurore, et du ciel. Il nait en Arabie, c'est à dire à l'orient de l'Egypte; il meurt et renaît sur un nid d'epiceries dont on se servait pour preserver les corps de la putréfaction, c'est donc encore un emblême relatif à la durée des siècles. Il porte ce nid sur l'autel du Soleil, parceque le Soleil est le pere du temps; et dans la ville du Soleil (Héliopolis) séjour des prêtres astronomes, pour indiquer que les Cycles étaient de leur institution.

Ueber hiſtoriſche Glaubwürdigkeit.

(Vorrede zu Benjowsky's Memoiren.)

— Splendide mendax —

Der engliſche Herausgeber dieſes Werks hat über den Grad der Glaubwürdigkeit, den die darin enthaltenen Nachrichten verdienen, nach den vor ihm liegenden Urkunden und Belegen, Manches angeführt, was den Leſer in den richtigen Geſichtspunkt verſetzt. Sehr weislich unterſcheidet er die innere Glaubwürdigkeit von jener äußeren, die aus Nebenzeugniſſen hergeleitet werden kann; und mit großer Behutſamkeit führt er den Beweis, daß die vorhandenen Nebenzeugniſſe die eignen Nachrichten des Grafen Benjowsky entweder beſtätigen, oder da, wo ſie ihnen zuwider zu laufen ſcheinen, wirklich mangelhaft und in ſo fern alſo verwerflich ſind.

Von der inneren Evidenz kann man nur alsdann urtheilen, wenn man dem Verfaſſer durch alle Labyrinthe ſeines Schickſals gefolgt iſt; und weil die Verwickelungen hier ſo mannigfaltig ſind, dürften auch wol die Urtheile ſehr verſchieden ausfallen, ob es mir gleich nicht ganz unmöglich ſcheint, ſie auf etwas allgemein Befriedigendes zurück zu führen. Nähere, beſtimmtere Nachrichten von Ländern, die wir noch wenig kennen, allenfalls auch Dokumente aus Rußland und Frankreich, können über das Ganze der hier erzählten merkwürdigen Begebenheiten künftig ein neues Licht aufſtecken. Bis dahin müſſen wir uns begnügen, nach der Analogie deſſen, was wir ſchon von jenen Gegenden wiſſen, das vor uns Liegende zu prüfen, und, je nachdem uns unſre Vorkenntniſſe und unſer Vertrauen ſtimmen, entweder es an-

zunehmen oder zu verwerfen. Ein Datum indeſſen, worauf man bei der Beſtimmung der inneren Glaubwürdigkeit vorzüglich Rückſicht zu nehmen hat, iſt der Charakter des Verfaſſers, der ſich ſelbſt aus ſeinen Schriften entwickeln läßt.

Die Männer von Benjowsky's Art ſind zuverläſſig in unſerm Zeitalter ungewöhnliche Erſcheinungen. Wir nehmen nur die unbezweifelten Hauptpunkte ſeines Lebenslaufs, die ſich auch durch alle Nebenzeugniſſe beſtätigen, zuſammen: daß er in Polen ein Partheigänger der Conföderirten war, in ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth und nach Kamtſchatka verwieſen ward; dort im Bunde mit mehreren Verbannten das kühne Vorhaben nach China zu entrinnen, mit gewaffneter Hand und gegen unzählige, leicht begreifliche, aber faſt unüberwindliche Schwierigkeiten ankämpfend, vollführte; ſodann in franzöſiſchen Dienſten eine Niederlaſſung auf Madagaskar ins Werk richtete, und endlich, mit dem ungeheuern Plan, dieſe große Inſel zu einem unabhängigen, geſitteten Staate zu organiſiren, dahin zurückkehrte, und als Märtyrer ſeines emporſtrebenden Geiſtes fiel: ſo haben wir ſchon einen Maßſtab, womit man wahrlich keine Zwerge mißt. Das Beharren und Ausdauern, neben der raſtloſen Geſchäftigkeit, der Unerſchöpflichkeit an Rettungsmitteln und neuen Entwürfen, dem Feuereifer für ſeine Abſichten, der beſtändigen Rückſicht und Sorge für Anderer Wohl, dem zum Anführer ſtempelnden ſpublic spirit, der Gewandtheit im Betragen, der Unerſchrockenheit in Gefahren, der Strenge und dem gebietenden Uebergewicht: — dieſe Eigenſchaften zeugen von einem ſeltenen Kraftmaße, welches zu großen Aeußerungen, zur Bezwingung ſolcher Hinderniſſe, die dem gewöhnlichen Menſchen Ziel und Schranken ſetzen, beſtimmt zu ſein ſchien.

Ich läugne es nicht, daß die wahre Größe noch einen Hauptzug an ihrer Stirne trägt, den wir an den Männern von dem hier geſchilderten Charakter vermiſſen; ich meine jenes einfache, reine, edle Gefühl, welches die Selbſtachtung nicht nach beſiegten äußerlichen Hinderniſſen abmißt, ſondern in das Bewußtſein einer unbefleckten Reinheit der Abſichten und einer nicht minder belohnenden Reinheit in der Wahl der Mittel ſetzt. Dieſe gehaltene Größe iſt es nur, die immerdar wie die Sonne wohlthätig leuchtet, und, wie ſie, von ihrer gemeſſenen Bahn nie entweicht, da hingegen die rohe Kraft dem Orkane gleicht, der ſeinen Weg mit außerordentlichen Wirkungen bezeichnet, in ſeiner

excentriſchen Richtung unaufhaltſam, zerſtört was ſich ihm widerſetzt, und brauſet und tobt, bis er plötzlich verſchwindet. Allein weit weniger als der große Mann bei ſich ſelbſt zu verantworten hat, darf die Welt an ihn fordern, und wo er ſich ſelbſt verurtheilt, muß ſie ihn vielleicht noch bewundern. Darum wäre es auch ungerecht, von jenen minder großen Menſchen, die das Gefühl ihrer eigenen Kraft nicht zügeln können, ſondern von ihm zu leidenſchaftlichen Handlungen angefeuert werden, ein allzu ſtrenges Urtheil zu fällen. Vieles rechtfertigt, Manches entſchuldigt wenigſtens, die Lage, in welche ſie gerathen können. Wir ſind nur allzuſehr geneigt, die Regel, die uns zur Richtſchnur dient, auch jenen, von einem unbändigeren Geiſte getriebenen Menſchen vorzuſchreiben, und ſie darnach zu richten, wenn wir nicht gar ſo unbillig ſind, nach poſitiven Geſetzen, die wir ſelbſt nicht befolgen, ihre Handlungen abzuwägen. Sollten wir nicht vielmehr bedenken, daß verſchiedene Miſchungen und Organiſationen auch ganz verſchieden wirken müſſen, und daß in der Schöpfung das Feuer ſo unentbehrlich wie ein jedes anderes Element iſt, wenn ſchon ſeine Verwüſtungen furchtbarer ſind?

Es iſt hier nicht der Ort, den Nachtheil, welcher für die Menſchheit aus der allzugroßen Ausdehnung des Poſitiven im Handeln und Denken entſpringt, weitläuftig aus einander zu ſetzen, ob es gleich zu keiner Zeit nöthiger war, als eben jetzt, an dieſe wichtige Wahrheit fleißig zu erinnern. Je feſter wir uns durch immer mehr ins Kleine gehende Beſtimmungen an einen Mechanismus binden, deſto mehr von unſerer Eigenthümlichkeit geht verloren; je weniger Spielraum unſerer Spontaneität übrig bleibt, deſto matter werden ihre Wirkungen, auf denen doch einzig und allein die Würdigkeit eines jeden Einzelnen beruhet. Wir empören uns gegen die Feſſeln, welche die Theokratien und Hierarchien unſerem Geiſte ſchmiedeten; allein die minutiöſe Geſetzgebung iſt dem eigenen Handeln, und eine jede dogmatiſirende Philoſophie dem eigenen Denken nicht minder gefährlich. Wie kleinlich und verächtlich erſcheint uns nicht der Charakter der Chineſen, weil ſie ihr Leben mit der Erlernung einer bis auf die unbedeutendſten Armſeligkeiten vorherbeſtimmten und zur allgemeinen unverbrüchlichen Obſervanz vorgeſchriebenen Lebensordnung hinbringen müſſen? Welche Geiſtesgröße iſt da noch möglich, wo es Niemandes Willkür überlaſſen bleibt, wie tief er ſich bücken, zu welcher Stunde er fröhlich oder traurig,

in oder außer dem Hauſe ſein ſoll, und was des thörichten conventionellen Zwanges mehr iſt! Können wir es uns verhehlen, daß der gänzliche Stillſtand aller eigenthümlichen Wirkſamkeit, der ſogar in der Behandlung mechaniſcher Künſte dort ſichtbar iſt, aus dieſem Maſchinen bildenden Zwang entſprießt? Gleichwol eilen unſere Gelehrten unvermerkt demſelben Ziele zu, indem ſie uns von allen Seiten her durch genauere Beſtimmungen enger einſchließen und die eigene Urtheilskraft durch allgemein gültige Formeln in Schlaf wiegen wollen. An unſer kleinfügiges Fachwerk gewöhnt, das unſerer Thätigkeit, unſerer Denkkraft, unſerer Phantaſie die Flügel beſchneidet, mit denen ſie ſich ins Unermeſſene ausbreiten konnten, gelangen wir dann dahin, alles Größere für ungeheuer, alles Ungewöhnliche für unglaublich zu halten. Ich habe Leute von Kopf gekannt, die an Wilſon's Schiffbruch und Rettung auf den Pelew-Inſeln einen Roman zu leſen glaubten, weil die einfache Güte der Menſchen, die darin geſchildert wird, ihres Bedünkens außer den Grenzen der Wirklichkeit lag; ich habe in London ſelbſt an der Wahrheitsliebe des ehrlichen Kapitains Bligh zweifeln hören, weil man ſichs nicht zutraute, wie er und ſeine Leute hungern zu können; ich habe Philoſophen dort geſprochen, die ſichs nicht überreden konnten, daß Bruce in Abyſſinien geweſen ſei, weil ſie meinten, das Verdienſt müſſe nun allemal beſcheiden ſein. Allein, was wir können und nicht können, iſt gewiß ein trüglicher Maßſtab für die Möglichkeit fremder Thaten.

Dem Grafen Benjowsky wird es nicht beſſer, als den Herren Wilſon, Bligh und Bruce ergehen. Schon erſehe ich, aus den verſchiedenen über ſeine Schrift gefällten Urtheilen, daß ein Jeder etwas Anderes für das Unwahrſcheinlichſte darin hält. Der Eine findet die Liebesgeſchichte mit der ſchönen Aphanaſia problematiſch; der Andere zweifelt, ob der Erzählung ſeiner Flucht aus Kamtſchatka zu trauen ſei; ein Dritter wundert ſich, daß ihm die Propheten überall ſo günſtig ſind; ein Vierter will nicht glauben, daß ihm Alles in Japan, Formoſa und Madagaskar ſo glücklich von Statten gegangen ſei. Wenn es aber nun wahr iſt, daß Aphanaſia mitgegangen, daß die Flucht nach einem gewaltſamen Kampfe der ruſſiſchen Truppen zu Bolſcherezk bewerkſtelligt worden, daß endlich die madagaskariſchen Völker den Grafen zu ihrem Oberhaupte gewählt haben, — und dies Alles läßt ſich nicht bezweifeln, — ſo dürfte man mit einiger Wahr-

ſcheinlichkeit ſchließen, daß der erſte Kritiker vielleicht in Liebespein unerfahren, die Wirkung einer heftigen Leidenſchaft nicht habe berechnen können, der zweite ſich den Muth nicht zugetraut habe, Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur den Kopf zu ſpalten, der dritte von der Redlichkeit der Propheten zu vortheilhafte Begriffe gehabt, und der vierte in ſeinem Leben mehr vereitelte als gelungene Plane gezählt habe.

Groß und außerordentlich, wenngleich nicht von der erſten, erhabenſten Größe, bleibt, nach allem bisher Geſagten zu ſchließen, Benjowsky's wilde Laufbahn. Sein feuriger Geiſt, ſein ſtarker Wille, ſeine Entſchloſſenheit, liegen als ſo viel unwiderlegliche Beweiſe einer Alles überwältigenden Selbſtheit in ſeinen Tagebüchern klar aufgedeckt. Er nimmt ſich nicht die Mühe, ſcheint es ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth zu achten, ſich anders als er war, zu zeigen, und iſt nirgends darauf bedacht, ſich dem Vorwurf einer allzu ſorgloſen Wahl der Mittel zu ſeinen Zwecken zu entziehen. Wenn man ihm vorwerfen kann, daß er die Vorurtheile und Schwachheiten Anderer benutzt, hingegen ſich ſelbſt über alle Bedenklichkeiten leicht hinausſetzt, daß er immerfort ſich huldigen und Eide ablegen läßt, zugleich aber mit ſeinen eignen Eidſchwüren nur ſein Spiel zu treiben ſcheint; daß er, je nachdem es ſeine Abſichten erheiſchen, bald dieſe, bald jene Geſtalt annimmt, jetzt polniſcher General, jetzt Fürſtendiener, jetzt beſoldeter Schachſpieler, jetzt wieder unabhängiger, von allen geſellſchaftlichen Verträgen losgebundener Menſch iſt: ſo iſt ja der Stoff zu allen dieſen Beſchuldigungen aus ſeinen eignen unverholenen Aeußerungen entlehnt. Rouſſeau beurtheilte ſeine eigenen Fehltritte mit unerbittlicher Strenge; bei dem Bewußtſein gegen beſſeres Wiſſen und Empfinden gehandelt zu haben, ſuchte er eine Beruhigung darin, ſeine Vergehungen öffentlich und reumüthig zu bekennen. Wir bewundern dieſe Offenherzigkeit: uns entzückt und beſticht das Zutrauen, womit die große Seele ſich uns Preis gibt, und ſollte er uns auch auf jeder Seite ſeiner Geſtändniſſe deutlich merken laſſen, daß er in dieſem Werke ſeiner Eigenliebe gerade das größte Opfer bringt. Iſt denn nun einem Manne, der in der Subtiliſirung ſeiner Gefühle noch nicht bis zu der Entdeckung gekommen war, daß man ſich über alle anderen Sterblichen hinausſchwingt, indem man ſich ſelbſt zu läſtern und herabzuwürdigen wagt, iſt dem nicht wenigſtens Glaube

beizumeſſen, wenn er Thaten von ſich erzählt, deren Moralität uns zweideutig, ihm aber nicht einmal verdächtig ſcheint?

Nehmen wir nun die Gründe zuſammen, die im Vorhergehenden entwickelt vor uns liegen: einmal, daß das Alltägliche, woran wir gewöhnt ſind, uns nicht verleiten muß, etwas Außerordentliches, bloß darum, weil es nicht von uns und unſeres Gleichen geſchah, zu bezweifeln; ſodann, daß Benjowsky's Charakter wirklich ſchon nach dem bloßen Umriß ſeines Lebenslaufs zu urtheilen, für die Möglichkeit ungewöhnlicher Thaten bürgt, und drittens, daß in ſeiner Freimüthigkeit, die ſogar ein nachtheiliches Licht über die Moralität ſeiner Handlungen verbreitet, ein neuer Grad von Wahrſcheinlichkeit liegt: ſo hätte, wie mich dünkt, die innere Glaubwürdigkeit ſeiner Erzählung ein nicht geringes Gewicht erhalten. Ich bin indeſſen weit entfernt, jedem einzelnen Zuge ſeiner Denkwürdigkeiten ein gleiches, und am wenigſten ein unbedingtes Zutrauen zu erbitten, oder auch uur ſelbſt zu bezeigen. Dieſelbe Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die ihn als Schriftſteller von vorſätzlicher Untreue bei mir losſpricht, läßt mich vermuthen, daß Manches ſeiner Feder entfloſſen ſein könne, was theils ſeine Phantaſie bis zur Selbſttäuſchung gefaßt, theils ſein Gedächtniß ihm unvollkommen aufbewahrt haben kann. So hat ſchon der engliſche Herausgeber angemerkt, daß der Graf an einer Stelle die Begebenheiten dreier Tage in einen zuſammendrängt, und ſo erkläre ich mir auch hin und wieder das Wunderbare, was Manchem noch außer den erweiterten Grenzen des Möglichen und Wahrſcheinlichen, die ich hier abſtecke, zu liegen ſcheinen wird. Mich dünkt, eben dieſe Billigkeit hätte das Publikum bereits gegen Benjowsky's berühmten Pendant, den Wunderthäter Trenk bewieſen, deſſen Schickſale mit denen unſers Grafen wirklich eben ſo viele Analogie verrathen, als ſich in ihrem Temperament, Kraftmaß und Charakter Uebereinſtimmendes findet. Man kennt mehre Beiſpiele von Männern, die mit einer äußerſt lebhaften, ſtarken Einbildungskraft begabt, gewiſſe Bilder und Dichtungen ſo innig empfingen, daß ſie ihnen zuletzt auch objektive Realität zugeſtanden; man weiß, daß die muntern Erzähler gewiſſer Abenteuer nach öftrer Wiederholung endlich an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit nicht länger zweifeln, und der angenehmen Unterhaltung iſt es der beſcheidene und geſittete Zuhörer ſchuldig, wenigſtens zu bewundern, was er nicht glauben kann. Trenk's übermenſchlichen Leiden und Thaten

hat man noch mehr als Bewunderung dargebracht; man hat ihnen Glauben beigemeſſen, man hat ihnen Thränen gezollt — ja ſie haben die Kritik ſelbſt entwaffnet, und einem jener Ungläubigen, der Benjowky's weit wahrſcheinlichere Wunder und die Prophezeihungen der Negerinnen bezweifelt, die unbedingteſte, ſchwärmeriſchſte Theilnahme entlockt! Ich unterſuche ſorgfältig, was einen ſo großen Unterſchied in der Beurtheilung zweier ſich ſo ähnlichen Männer veranlaßt haben könne, und finde nur die Verſchiedenheit des Schauplatzes, die dabei in Anſchlag kommt. Allerdings: wo von zwei Männern, einer am entfernteſten Rande von Aſien und Afrika, der andere hingegen vor unſern Augen, mitten in Deutſchland erlebte Begebenheiten erzählt, da ſcheint dem Letztern ein Grad der Glaubwürdigkeit mehr ſchon aus der leichter möglichen Widerlegung zukommen zu müſſen, wenn man ihm nicht etwa eine dreiſtere Stirn zuſchreiben mag.

Ich würde indeſſen gegen den Grafen Benjowsky nicht einmal mit gewöhnlicher Billigkeit verfahren, wenn ich unerörtert ließe, von welcher Art die Stellen ſind, wobei man ſeiner Einbildungskraft vielleicht Schuld geben möchte, daß ſie der Wahrheit ihre verſchönernden Farben verliehen habe. Der Theil ſeiner Erzählung, welcher geographiſche Data enthält, die Beſchaffenheit der verſchiedenen von ihm beſuchten Länder und ihrer merkwürdigſten Produkte beſchreibt, die Sitten der Menſchen ſchildert, mit einem Worte, das eigentlich ſo genannte Nützliche ſeines Werkes erweckt auch nicht den mindeſten Verdacht einer andern Unrichtigkeit, als derjenigen, welcher alles menſchliche Beginnen unterworfen iſt, nämlich einer ſolchen, die aus der Unvollkommenheit unſeres Wiſſens und den mangelhaften Berichten Anderer entſpringt. Benjowsky irrt ſich zum Beiſpiel, wenn er glaubt, bis in die Meerenge gekommen zu ſein, welche das nordöſtliche Aſien von dem nordweſtlichen Amerika trennt, indem er ſich, durch einen in jenen Nebelländern ſehr verzeihlichen Irrthum, wirklich nur zwiſchen dem Lande von Aſien und den Clerkes-Inſeln befand. Seine hiſtoriſchen Nachrichten von den verſchiedenen Unternehmungen der ruſſiſchen Rauchhändler in Kamtſchatka, das feſte Land von Amerika uud die vor demſelben liegenden Inſeln zu entdecken ſind unvollſtändiger als diejenigen, welche Coxe bereits nach authentiſchen Quellen geliefert hat, weil die Archive zu Bolſcherezk und vielleicht auch die Kürze ſeines dortigen Aufenthalts dem Grafen zu einer mehr befriedigenden

Ausarbeitung nicht behülflich waren. Was er hingegen von Rußland, Sibirien und Kamtſchatka erzählt, ſtimmt mit den bereits ſeit langer Zeit bekannten Nachrichten von dieſen Ländern ſo gut überein, daß man ſogar vermuthen möchte, er habe ſeine Beſchreibung von Kamtſchatka aus dem Kraſcheminikof entlehnt. Seine Nachrichten von Japan, mit Kämpfer und Thunberg verglichen, die von Madagaskar zuſammen gehalten mit Drury, Cauche, Flacourt, Megiſer und Andern, halten ebenfalls die Probe, und das Neue, was man daraus lernen kann, hat die ganze innere Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Das Auffallende in Benjowsky's Tagebüchern, was aus einer oder der andern der angeführten Urſachen einige Leſer befremden möchte, betrifft lediglich ſeine perſönlichen Beziehungen auf die verſchiedenen Geſellſchaften und Völker, mit denen er Verkehr hatte. Seine Handlungen und nicht ſeine Beobachtungen ſind es, die allenfalls den Verdacht erwecken können, als hätte der feurige Mann zuweilen ſie ſo niedergeſchrieben, wie er ſie ſich dachte, unbekümmert, ob ſie wirklich ſo geſchahen. Die Entdeckungen neuer Inſeln, die Beiträge zur Menſchenkenntniß und zur vollſtändigeren Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Erzeugniſſen der Erde bleiben unangefochten, ſtehen wahr und brauchbar da, wenn auch einſt ſichs zeigen ſollte, daß der Graf hier und dort ſich ſeine Thaten zu hoch angerechnet, oder im Glück und im Leiden ſich zu ſehr in ſein Schickſal verliebt haben könnte. Wo aber und wann war dieſer Fehler nicht verzeihlich, oder, daß ich mich richtiger ausdrücke, wo und wann beging man ihn nicht? Gleichviel von welcher Art die Selbſttäuſchung ſei; konnte ſich ein Rouſſeau von der Eigenliebe hintergehen laſſen, ſo bleibt kein Biograph ſeiner eigenen Thaten davor ſicher. Allein ich geſtehe es gern, noch am liebſten habe ich dann mit dem zu thun, der ſeine Wahrheitsliebe nicht ſtets im Munde führt.

Ich muß befürchten, daß dieſe lange Unterſuchung über die innere Glaubwürdigkeit der Benjowsky'ſchen Erzählung zuletzt den geduldigſten Leſer ermüden könnte, und daher wage ich es kaum, Alles herzuſetzen, was der ſo nahe verwandte Stoff, von der hiſtoriſchen Wahrheit, noch Bemerkenswerthes darbietet. Mögen unſere Ariſtarchen es verantworten, daß ſie dieſer Sache mit ihrer ernſthaften Amtsmiene eine größere Wichtigkeit beigelegt haben, als ſie verdient. Sollte man nicht ein wenig

lächeln dürfen, wenn ſie die Kunſt zu tadeln ſo läſſig treiben, daß überall der Punkt, auf den es bei der Beurtheilung eigentlich ankommt, gänzlich aus der Acht gelaſſen, der Unterſchied zwiſchen kalter Beobachtung und Handlung überſehen wird, und gleichwol jeder wähnt, er habe ſeine Pflicht gethan, indem er die Leichtgläubigen warnt! Ja wol iſt es leichter ſo zu warnen, als den gordiſchen Knoten zu löſen, was wahr zu nennen ſei oder nicht? So lange die Schöpfung in Mannigfaltigkeit beſteht, iſt eine Uebereinſtimmung, was dieſen Punkt betrifft, nicht möglich; es ſollte mir ſogar um Alles, was ich für wahr halte, leid thun, wenn gerade über die Evidenz von Benjowsky's Abenteuern nur eine Stimme wäre. Ob aber dieſes Buch darum nun minder brauchbar, minder lehrreich iſt? Auch das iſt eine von der Zeitungskritik unberührte Frage. Den Gemeinplatz, daß nur das Wahre nützlich ſei, weiſen wir hier zurück; denn ſchwerlich genügt uns hier mit einem Wahren von ihrer Mache. Eins gibt es noch, wovon ſo ſelten bei der mechaniſchen Gelehrſamkeit die Rede iſt: das Wahre, welches unſer Gefühl ſich aus Allem, aus der Natur wie aus der Dichtung entwickelt, und welches beſonders da ſo anziehend wird, wo die Schickſale eines merkwürdigen Menſchen wenigſtens die Grundfäden ſeiner Erzählung ausmachen. Es iſt ein Beweis der Einſeitigkeit, wohin das abſtrakte Denken endlich doch, wie alles Andere führt, daß man philoſophiſche Köpfe gegen den herrſchenden Geſchmack an Reiſebeſchreibungen und Abenteuern deklamiren hört. Sie ſetzen dieſe allgemeine Begierde ganz auf Rechnung der Langenweile, die nur Unterhaltung ſucht, und vergeſſen es ganz und gar, daß gerade dieſer Trieb nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, wenn ſchon die Geiſteskräfte, während daß man ihn befriedigt, nur zu ſpielen, gleichſam ſich kitzeln zu laſſen ſcheinen, zu den edelſten Anlagen unſeres Weſens gehört, und auch dann noch, wenn Vergnügen der Zweck iſt, die höheren Abſichten der Natur und unſerer Beſtimmung erfüllt. Bei der großen Maſſe des Menſchengeſchlechts kann Lektüre, kann Bereicherung mit Ideen aller Art, nicht als Endzweck, ſondern bloß als Unterhaltung und Nebenſache getrieben werden. Der Gelehrte und derjenige, der auf den höchſten Stufen der Bildung ſteht, dieſe nur können Belehrung um der Belehrung ſelbſt willen ſuchen; ſie laſſen ſich die Mühe nicht verdrießen, ihr Gedächtniß anzuſtrengen, weil der natürliche Trieb nach allem Wahren ſich in ihnen durch das

Bewußtſein veredelt und in ein vernünftiges Streben verwandelt hat. Nun geſchieht es zwar oft, daß über dem Mittel der Zweck verloren geht, daß der gelehrte Stoppler die ungeheure Vorrathskammer ſeines Gedächtniſſes anzufüllen bemühet iſt, und ſich die Zeit nicht läßt, nur eine Wahrheit vom eigentlichen Organ des Wahren, dem inneren Sinne, auffaſſen und mit ſeinem Weſen ſich vereinbaren zu laſſen. Allein das iſt der Vortheil des Mechanismus, der ſich in allen äußeren Formen der Wiſſenſchaft offenbart, daß in Zukunft der weiſere Menſch von der ſchweren Arbeit des literariſchen Tagelöhners Gebrauch macht, daß er dieſen in ſeiner Hand wie eine Maſchine betrachtet, womit er in wenigen Augenblicken ausrichtet, was ihm ſonſt Jahre gekoſtet hätte, daß er das reine Gold der Wahrheit, welches der Fleiß des mühſeligen Wortgelehrten nur aus dem Schacht förderte, zum Nutzen, zur Zierde, zum Genuß anwenden kann. So wird dann auch dieſer Handwerksgelehrte ein nützlicher und brauchbarer Menſch, wenn er gleich oft, wo er von Dingen urtheilt, die außer ſeiner memorirenden Sphäre liegen, eine poſſierliche Rolle ſpielt. Gewiß wäre es aber übel um das Menſchengeſchlecht beſtellt, wenn es auf keinem andern, als dem den Gelehrten vorgezeichneten Wege zum Wahren gelangen könnte. Der ſchlichte Menſchenverſtand zeigt auch ſchon zum Ueberfluß, daß ein ſolcher Weg für Ungelehrte noch offen ſteht, und die von Philoſophen ſelbſt ſo oft anerkannte Nothwendigkeit, ſich wieder bei dieſem ſchlichten Menſchenverſtande zu orientiren, wenn ſie ſich zu weit in die ungemeſſenen Räume des Vernünftelns verirrt haben, ſcheint dieſem Wege, wenigſtens in gewiſſer Rückſicht, einen Vorzug vor jenem einzuräumen.

Es verhält ſich mit den Operationen des Verſtandes, wie mit den Uebungen des Körpers. So lange ſie einfach ſind, laſſen ſie uns unſere ganze Unbefangenheit: wir wirken und handeln, wir empfinden und denken, und behalten den Zweck dieſer Beſchäftigungen im Auge; ſobald aber ein zuſammengeſetzter Mechanismus unſere ganze Aufmerkſamkeit erfordert, verlieren wir leicht das Bewußtſein der Beziehung, in welcher wir dies oder jenes thun, und es wird unſer höchſter Zweck, nur die Regeln der Zuſammenſetzung genau zu befolgen. Da nun die letzten Unterſcheidungsgründe des Wahren und Falſchen ſich ſchlechterdings nicht anders entwickeln laſſen, als indem wir die Norm dazu in unſerm Gefühl, in einer unſerm Weſen ange-

eigneten Art zu ſein, in einer durch unſeres Weſens Beſchaffenheit ſchon gegebenen Beziehung vorausſetzen: ſo iſt es klar, daß dieſer Sinn für das Wahre, der in jedem Menſchen, vollkommen oder unvollkommen, entwickelt oder vernachläſſigt, daliegt, ebenfalls leichter aus einfachen Empfindungen und Gedanken das Wahre auffaſſen könne, als aus verwickelten Abſtraktionen, wobei die ſämmtlichen Geiſteskräfte, und insbeſondere das Gedächtniß, in einer zerſtückelten Spannung ſind. Derſelbe Menſch, der bei einer ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit, oder auch nur bei der erſten etwas verwickelten philoſophiſchen Theſis, nicht wiſſen würde, wie er es anzufangen hätte, um damit aufs Reine zu kommen, wird, von Gefühl und Erfahrung geleitet, wiſſen, wie er in vorkommenden Fällen handeln ſoll, entſcheiden können, ob eine Erzählung glaubwürdig ſei, oder nicht, und in einer Dichtung nicht minder, als in der authentiſchſten Geſchichte die treffenden Züge anerkennen, die der Künſtler unmittelbar der Natur abborgte. Man müßte in der That den Dichtern allen Einfluß auf die Bildung des Menſchengeſchlechts abſprechen, und ihre Schöpfungen für unnütz und zwecklos erklären, das heißt alſo, man müßte der Billigkeit und der beſſeren Ueberzeugung entſagen, wenn man läugnen wollte, daß ein jedes Gedicht aus wahren Elementen beſteht, die nur nach der beſonderen Einbildungskraft des Dichters modificirt, und von ihr zu einem Ganzen vereinigt ſind. Dieſes Wahre, nicht der Einkleidung und Form, ſondern der einzelnen Beſtandtheile, iſt es was das Leſen der Geſchichte ſowol als der Dichtungen, der Romane und Abenteuer, beides unterhaltend und lehrreich macht. In tauſend Fällen für einen gilt dieſe Wahrſcheinlichkeit mehr, als die apodiktiſche Wahrheit. Von tauſend Menſchen, die Cäſars Geſchichte leſen, iſt ſchwerlich Einer im Stande, die hiſtoriſche Wahrheit, auch nur eines Factums, ſich ſelbſt kritiſch genugthuend zu entwickeln. Ein Jeder nimmt ſie auf Treue und Glauben an, und weiß gewiß keinen Grund anzugeben, warum er dem Cäſar in Shakeſpear's Trauerſpiel nicht eine gleiche Ehre mit jenem des Ferguſon erweiſen ſollte? Die hiſtoriſche Wahrheit exiſtirt alſo gar nicht für die große Maſſe des Menſchengeſchlechts, ſondern die Wahrſcheinlichkeit tritt an ihre Stelle, worüber Jeder nach ſeinen Begriffen und Erfahrungen, wie nach ſeinem eigenen Gefühl urtheilen kann. Ob Brutus Cäſar's Sohn war oder nicht, wird uns wol eher gleich gelten können, wenn uns nur die reine, große, wahre

Empfindung bleibt, daß ein Römer auf den Verräther des Vaterlandes ſeinen Dolch zückt, und in dem Augenblick kein Band, ſelbſt nicht das Band der Natur, für den Schuldigen ſprechen läßt! Ob dieſe That dem Wahren der Natur und der Menſchheit gemäß ſei, oder nicht, das bürgt einem Jeden von uns nur ſein Gefühl, nur jener innere, beziehungsvolle Maßſtab, der in unſrer phyſiſch-moraliſchen Bildung ſchon gegeben iſt, und womit wir Alles, was auf uns wirkt, in demſelben Augenblick meſſen. Der Blitz, der bei der Leſung einer ſolchen That unſer Innerſtes durchleuchtet, entſcheidet ſchnell und gewiß über ihre Sittlichkeit, ihre innere Wahrheit und Naturgemäßheit, indeß die überzeugendſte Gewißheit, daß Brutus ſie begangen oder nicht begangen habe, zu dieſer Würdigung auch nicht das mindeſte beitragen kann. Nirgends, um noch ein Beiſpiel zu erwähnen, nirgends liegt uns die Anwendung dieſes Satzes näher, als bei der Prüfung der Sittenlehre irgend einer Religion. Ein Zwiſchenraum von 1000, 2000 oder mehren 1000 Jahren hat die kritiſche Beleuchtung, welche die Stiftungsgeſchichte einer jeden Religion erfordert, bereits in dem hohen Grade erſchwert, daß oft in ganzen Weltgegenden, in großen Königreichen, kein Einziger vorhanden iſt, der ſich ſelbſt über dieſen Punkt Genüge leiſten könnte; ja, mit Gewißheit läßt es ſich behaupten, daß unter der unglaublich geringen Anzahl von kompetenten Richtern an keine Uebereinkunft zu denken ſei. Wehe alſo der theologiſchen Sittenlehre, wenn hiſtoriſche Wahrheit ihre einzige Stütze iſt! Hätten die Anhänger des Xaka keinen andern Beweggrund zur Folgeleiſtung gegen ſeine Vorſchrifen, als dieſen, weil er es geſagt oder gethan hat, ſo wäre es ja um ihren Glauben geſchehen, ſobald Jemand beweiſen könnte, daß er es nicht geſagt, und nicht darnach gehandelt, oder gar, daß kein Xaka je exiſtirt habe. Nein! die Tyrannei der Autoritäten kann nicht ewig dauern; das Wort des Meiſters kann nicht, bloß weil es Meiſterwort war, ewig gelten, ewig den Geiſt, die Empfindung und die Vernunft in Feſſeln halten, und in Triumph gefangen führen. Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre übrig bleibt, und ſogar die Exiſtenz des Lehrers problematiſch wird; alsdann unterſcheidet unſer Wahrheitsſinn über den inneren Werth der Vorſchrift, gleichviel ob Brama oder Konfuzius, Xaka oder Mohammed ſie uns ertheilte.

So mag denn auch die Wahrheit in dem Kunſtwerke des

Dichters und Schriftſtellers beſtehen, und Gutes und Großes in uns wirken, wenn es gleich ausgemacht iſt, daß die homeriſchen Helden ganz andere Menſchen waren, als ſie uns in der Ilias erſcheinen, daß Jupiter mit allen Olympiern Fabelweſen ſind, daß die Namen Hamlet und Lear, Lovelace, Grandiſon und Clariſſa, Götz und Poſa, nicht eben ſo viele wirklich einſt lebende Menſchen, ſondern aus unzähligen Anſchauungen und Empfindungen des Wahren in der Natur zuſammengefloſſene Ideale der Dichtkunſt bezeichnen. Immerhin mag es alſo den Stolz des abſtrakten Denkers empören, daß Jemand den Hang der großen Leſewelt nach einer Unterhaltung, wo die Phantaſie unmittelbar zur Phantaſie redet, von jenem edlen, menſchlichen Forſchungstriebe nach dem Wahren herzuleiten wagt: mir bleibt die feſte Ueberzeugung, daß auf dieſem Wege noch Eindrücke des Wahren und Guten wirklich zu erlangen ſind, welche die meiſten Menſchen, und insbeſondere das andere Geſchlecht, vergebens in den ernſthaften Disciplinen ſuchen würden. So ungeheuer der Abſtand zwiſchen einem ſchalen Roman und einem Werke des Tiefſinnes iſt, ſo kann doch nur der Philoſoph, der in ſeinen Terminologien ſchon geübt iſt, ſich von dem Raiſonnement zur Empfindung leiten laſſen; da hingegen der umgekehrte Weg immerfort von dem großen Haufen des Menſchengeſchlechtes betreten wird. Wenn ich hier die unſelige Ueberſchwemmung von mißlungenen Dichtungen mit dem Ekel, den ſie einflößt, erwähne, wenn ich das Unheil, das ſie ſtiftet, tief empfinde, und ein Mittel zu wiſſen wünſche, ſie der Publicität unbeſchadet wieder abzudämmen: ſo werde ich hoffentlich dem Vorwurf entgehen, als hätte ich einer eitlen Modeſucht auf Koſten des ſoliden Wiſſens das Wort geredet. Einen ſolchen Vorwurf achtete ich im Ernſte keiner Vertheidigung werth; denn mich dünkt, wer den Gang meiner Ideen hat beobachten mögen, wird inne geworden ſein, daß ich die Anſprüche einer *jeden* Anlage im Menſchen auf Entwickelung und Vervollkommnung anerkenne, und nur jenem alten Dünkel (der uns freilich auch ſo natürlich iſt!), vermöge deſſen Jeder das Feld, das er bauet, mit Geringſchätzung alles Andern liebt, entgegen zu arbeiten ſuche. Wenn Empfindung, Phantaſie und Vernunft den Menſchen machen, nicht eins von dieſen, oder zwei allein, ſo ſcheint es mir unphiloſophiſch, auf eine Gattung der Lektüre, welche hauptſächlich die Empfin-

dung berührt und durch dieſe zur Triebfeder des Wirkens wird, mit Verachtung herabzuſehen.

Benjowsky's Denkwürdigkeiten, zu denen wir von dieſer Abſchweifung zurückkehren müſſen, könnten demnach, ſelbſt als Erdichtungen betrachtet, mit Nutzen geleſen werden, und den Leſer zu wahren, vielleicht zu guten, großen Empfindungen wecken. In den meiſten Fällen blieben die Menſchen weit von dem erreichbaren Ziele zurück, wenn man ihnen den Grenzpfahl nicht weiter hinaus, ins Unerreichbare ſteckte; und bei der Erſchlaffung, die man unſerm Zeitalter Schuld gibt, dürfte vielleicht nichts ſo ſehr zur Anſtrengung aller Kräfte anfeuern, als redende Beiſpiele von der vorliegenden Art, die uns zuzurufen ſcheinen: ſo viel vermag der Menſch, wenn er aus allen Kräften *will*.

Ueber den gelehrten Zunftzwang.

(Vorrede zu Volney's Ruinen.)

Nec te Pythagorae fallant arcana renati.
Hor.

Das Geſetz der Vernunft kann nur Eins ſein: ihre Anwendung auf Alles was iſt, auf Alles was durch die Sinne unmittelbar wahrgenommen oder mit Hülfe der Reflexion als exiſtirend gedacht werden kann. Das Gegentheil, die Behauptung, daß wir dieſe Anlage empfangen hätten, um ſie nicht zu benutzen, iſt ſo widerſprechend in ſich ſelbſt, daß man ſie keiner ernſthaften Widerlegung würdigen kann. Je künſtlicher Jemand dieſen Satz vertheidigte, deſto mehr Ausbildung ſeiner eigenen Vernunft würde ſelbſt dieſer Mißbrauch derſelben verrathen; die Vernunft aber gegen ſich ſelbſt ſprechen laſſen, heißt wol mehr nicht, als einen metaphyſiſchen Selbſtmord begehen, der, wenn man auch die Befugniß dazu ſehr glimpflich beurtheilen wollte, doch immer nur als Ausnahme von der Regel gelten kann. Dagegen iſt der Durſt nach Erkenntniß und Wahrheit ſo tief in unſern unwillkürlichſten Trieben gegründet, ſo innig verwebt mit den weſentlichſten Bedürfniſſen unſerer Exiſtenz, daß ſogar die Völker Aſiens, denen wir an Cultur und Energie des Geiſtes ſo weit überlegen ſind, die Erweiterung des Wiſſens zu einer Vorſchrift ihres Sittengeſetzes erheben, daß es in Indien die unerläßliche Pflicht des gelehrten Bramen iſt, Lehre und Unterricht zu verbreiten, und daß der ſchwärmeriſche Prophet Arabiens allen ſeinen Gläubigen im Koran gebietet, „nach Erkenntniß zu forſchen bis an

die entfernteſten Enden der Erde.“ Wäre es hier erlaubt, auf Koſten des Menſchengeſchlechts zu ſcherzen, ſo könnte man ſagen, daß das poſitive Gebot vermuthlich an der ſchlechten Befolgung Schuld geweſen ſei. Wir haben keine ausdrückliche Vorſchrift dieſer Art; allein unſere Moralität iſt überhaupt keinem Geſetz unterworfen; unſere höhere Empfänglichkeit wurde vorausgeſetzt, als man uns, ſtatt aller Pflichten, das ſanfte Geheiß der freien Humanität auferlegte: uns zu lieben untereinander*). Dieſe Emancipation vom blinden Gehorſam, die alle Zwangsmittel und alle Befehle überflüſſig macht, ſetzt zugleich voraus, daß wir die Richtſchnur unſers Verhaltens in unſerm Innern beſitzen, und ruhet mit Zuverſicht in der Ueberzeugung, daß wir mit dem Pfunde, welches uns anvertrauet iſt, nach der Freiſprechung von jedem dogmatiſchen Zwange wuchern, jedesmal nach beſter Einſicht handeln und unaufhörlich ſtreben werden, dieſe zu berichtigen und zu erweitern.

Deſſen ungeachtet gibt es ſchwerlich eine Gefahr, welche die Europäer noch zur Zeit weniger zu befürchten hätten, als die Erſchöpfung aller Quellen ihres mannigfaltigen Wiſſens. Auf die Erhaltung der Unwiſſenheit ſcheint ſogar von jeher eine größere Anzahl Menſchen bedacht geweſen zu ſein, als auf die Erweiterung der Grenzen menſchlicher Erfahrung; wenigſtens gibt die Geſchichte, von den älteſten bis auf unſere Zeiten, das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit der Macht die eifrigſte Betriebſamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinſchaftlichen Maſſe von Kenntniſſen hätte erwarten ſollen, gerade dort der gänzlich fehlende Wille mehrentheils dieſe Erwartungen kläglichſt getäuſcht habe. Dieſes langſame Fortſchreiten, dieſe immer wieder in den Weg tretenden Hinderniſſe denken wir uns in der weiteſten Zuſammenfügung aller Glieder der großen Schickſalskette ſchon vorher verordnet; nicht, als ob wir eine Regel hätten, nach welcher ſich die Moralität (daß ich ſo ſage) dieſer Anordnung a priori darthun ließe, ſondern weil wir gezwungen ſind, zu unſerer Beruhigung jene Moralität in das Geſchehene hinein zu tragen. Die Werkzeuge aber, deren Gleichgültigkeit, Schwäche oder Unart bei dieſer Verzögerung im Spiele war, können uns, wie viel wir auch von ihren Werken auf des Schickſals Rechnung ſetzen, doch

*) Evang. Joh. 13, V. 34. 35. und 15, V. 12. 17.

darum keinen Augenblick ehrwürdiger ſcheinen; vielmehr, da der Aufſchub uns höchſtens nur als Bedingung des endlich zu erreichenden Guten erträglich werden kann, ſo bleibt uns dasjenige, was ihn verurſacht, ein Gegenſtand des Mißfallens und, wofern es ein freies denkendes Weſen iſt, der Verachtung. Wenn indeß hienieden unverſöhnliche Feindſchaft zwiſchen den Reichen der Wahrheit und der Unwiſſenheit beſteht; wenn die Einſammlung aller vereinzelten Strahlen der Erkenntniß in einen Brennpunkt der Erleuchtung — dieſes herrliche Ziel menſchlicher Wißbegierde — nur im erhabenen Kampfe der Geduld und des Ausharrens errungen werden kann, und jeder Schritt zu dieſem Ziele mit neuen Opfern der Selbſtverläugnung erkauft werden muß: ſo begreift man wol, daß eine Begeiſterung, die ſich ſelbſt belohnt, aber weiter keinen Lohn zu hoffen hat, ziemlich ſelten ſein müſſe; allein man ahnet zugleich das ſchöne Bewußtſein eines Geiſtes, der ſo viele Triumphe als Anſtrengungen zählt.

In der That gebricht es unſerm Zeitalter nicht gänzlich an dieſer unbefangenen Wahrheitsliebe; faſt möchte ich auch behaupten, daß die neueſten Verſuche geiſtlicher und weltlicher Unterdrücker, dem freien Unterſuchungsgeiſte Feſſeln anzulegen, ſo verabſcheuungswürdig ſie an und für ſich ſein mögen, an dem unvollkommenen Zuſtande unſeres Wiſſens weniger Schuld haben, als jene andere, weit allgemeinere Aeußerung der angebornen Herrſchluſt, welche die Reſultate ihres Forſchens zu Machtſprüchen und Geſetzen erhebt, von denen keine Appellation Statt finden ſoll. Ich rede daher auch nicht an dieſem Orte von der Beeinträchtigung der Preßfreiheit, und noch viel weniger von dem zweckloſen Beſtreben, dasjenige, was ſeiner Natur nach das Freieſte auf Erden iſt, den Glauben, an ein gewiſſes Symbol zu binden. Dieſe Künſte der Regierung, wenn es ja Künſte ſein ſollen, kommen jetzt um ein ganzes Jahrhundert zu ſpät, und ſind der wahren Aufklärung ſo wenig gefährlich, daß ſie ihr vielmehr, obgleich wider des Erfinders Abſicht, dienen müſſen. Wie der finſtere Körper eines Planeten, der im Lichtmeere ſchwimmt, ohne ſein Verdienſt die Sonnenſtrahlen, die ſich an ihm brechen, zurückwirft und die Dunkelheit der Nacht zerſtreuen hilft; ſo muß in einem erleuchteten Zeitalter der Fanatismus der Unvernunft, wenn er ſich hinein verirrt, den Abſtich des Guten vom Schlimmen, des Wahren vom Falſchen, des Brauchbaren vom Unnützen, nur noch unverkennbarer machen.

Die Tyrannei der Meinungen war aber von jeher dem Menſchengeſchlechte um ſo viel gefährlicher, je künſtlicher ſie ſich hinter der Larve der Vernunft ſelbſt zu verbergen wußte. Ein Phantom, welches unter dem Namen allgemeine Vernunft, die unbedingteſte Huldigung verlangt, ſcheint noch jetzt die Freiheit jeder wirklich exiſtirenden ſubjektiven Vernunft beeinträchtigen zu wollen. Nicht genug, daß alle Zweige unſerer Erkenntniß zu den allgemeinen Geſetzen des Denkens zurückgerufen und, wie es recht iſt, mit der ſyſtematiſchen Form einer Wiſſenſchaft neu ausgeprägt werden; ſoll dieſes Gepräge nun auch jeden anderweitigen Gebrauch der Verſtandeskräfte theils entbehrlich machen, theils die Reſultate deſſelben außer Cours ſetzen und zur verrufenen Münze herabwürdigen; gerade, als ob ſich für die transcendente Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht auf die Intenſität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der coexiſtirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiſte, der nicht alle mögliche Combinationen umfaßt, eben ſo gut eine Regel a priori entwerfen ließe, wie für das bedingte Subjektive unſerer Vorſtellungen, welches ſich aus den allgemeinen Einſchränkungen der menſchlichen Natur entwickeln läßt. Auf dieſe Weiſe wirkt die ſcharfſinnigſte Anwendung der Vernunft, wodurch ſie, zum unſchätzbaren Gewinne der Wiſſenſchaften, eine Grenzbeſtimmung ihres eigenen Vermögens zu Stande brachte, ſehr nachtheilig auf den Verſtand zurück, und hemmt den freien Gebrauch ſeiner Kräfte, wenn die Bedingniſſe zur Gleichgültigkeit der angemaßten Urtheile außer der Sphäre des Richters liegen. Die Trägheit und die Eitelkeit finden ſich beide geſchmeichelt durch jene Theorien, die als Fäden, woran wir unſere Erfahrungen reihen können, ſo brauchbar ſind, aber ihrer Natur nach, weil ſie auf unvollſtändigen oder gar auf falſchen Prämiſſen ruhen, mit jeder neuen Entdeckung ſchwanken oder einſtürzen müſſen. Mit Recht warnt daher die Philoſophie, die auf die Erhaltung der Freiheit und der Eigenthümlichkeit im Menſchen bedacht iſt und kein deſpotiſches Intereſſe hat, ihre individuellen Ueberzeugungen allgemein geltend zu machen, vor jenem in allen Wiſſenſchaften noch ſo wirkſamen zünftigen Deſpotismus, der, genau wie der politiſche und hierarchiſche darauf ausgeht, die Menſchen in den Zauberkreis eines Syſtems zu bannen, außer welchem die Wahrheit nicht anzutreffen ſein ſoll, und in deſſen Bezirke gleichwol die Beſchränktheit des Raums und die Armuth der Ideen die Hälfte

unſerer Anlagen zur Unthätigkeit verdammen, indeß die andere ein mechaniſches opus operatum treibt.

Es ſcheint beſonders nöthig, dieſe Warnung vor einem Buche her zu ſchicken, deſſen Verfaſſer dem gelehrten Zunftzwange ſo wenig Achtung ſchuldig zu ſein glaubt, als den verſchiedenen politiſchen Geſammtheiten und bürgerlichen Innungen ſeines Vaterlandes, die er als Mitglied der conſtituirenden Nationalverſammlung zur Gleichheit hat zurückführen helfen. Allerdings iſt es Zeit, der Spiegelfechterei der Autoritäten ein Ende zu machen und der Wahrheit die Ehre zn geben, die ihr gebührt, die Ehre nämlich, daß ſie bloß ihrer eigenen Kraft bedarf, um ſich gegen allen Irrthum und alles Blendwerk zu behaupten. Verzweifelt ſtände es in der That um die Sache der Wahrheit, wenn ſie irgend eines Zwangsmittels vonnöthen hätte, um ſich geltend zu machen, wenn ſie nur da den Sieg davon trüge, wo ihre Widerſacher nicht reden dürften. Iſt aber vollends ausgemacht, daß es für endliche, ſinnliche Geſchöpfe, wie wir, nur immer eine bedingte, zufällige, keine ſelbſtändige, abſolute Wahrheit gibt — die ausgenommen, die ſich nicht denken, ſondern nur höchſtens im geheimſten Innern des Empfindungsvermögens ahnen läßt, die folglich unbegreiflich und unausſprechlich iſt und weder mitgetheilt noch geprüft und von der Schwärmerei und dem Wahnſinne nicht unterſchieden werden kann —: ſo finden wir kein beſſeres Mittel, unſere Vervollkommnung zu befördern, als die lehrbegierige Auffaſſung jeder verſchiedenen Modification, nach welcher ſich das All des Denkbaren in verſchiedenen Köpfen geſtaltet. Diejenige Vorſtellungsart aber, die keine andere neben ſich dulden mag, die allein gelten will, wo alle gleiche Anſprüche und gleiche Mängel haben, verdient allein in die Schranken der Gleichheit zurückgewieſen zu werden.

Weit entfernt alſo, dem Ideengange des Verfaſſers das Recht einzuräumen, irgend eine andere Meinung gewaltthätig zu verdrängen, fordert man billiger Weiſe für ihn nur das Recht, neben ſo vielen anderen frei aufzutreten und die Prüfung mit ihnen zugleich auszuhalten. Die Hypotheſe, womit er ſeine Landsleute bekannt macht, iſt unter uns zwar nicht ganz unerhört; allein ſeine Gabe ſie vorzutragen und auszuſchmücken, macht ſie zu einer unterhaltenden Lektüre. Wem es nicht um Namen und Worte zu thun iſt, der wird vielleicht in manchen Stellen dem weſentlichen Inhalte des Buches und der richtigen Anwen=

dung des Verſtandes Beifall geben und mit der lauteren Humanität und Philanthropie des Verfaſſers auch alsdann noch ſympathiſiren können, wenn das Ganze ihn ein Hirngeſpinnſt dünkt, oder ſeine Ueberzeugung an einer andern Vorſtellungsart haftet. Wer hingegen am Schluſſe des 18. Jahrhunderts noch Phariſäer genug iſt, ſich ſelbſt oder der Welt zu heucheln: er habe die Wahrheit; den rufen wir auf, den erſten Stein auf unſern Träumer zu werfen!

Fragmente.

1.

Wunder. Schwärmerei, eine Mutter der ſchönen Künſte. Gefühl.

Wunder.

Wie wunderbar wohlthätig, wie unbegreiflich iſt die Natur! Warum haben die Menſchen immer Wunder geſucht, die der Vernunft widerſprechen, und das Herz ſo kalt wie Taſchenſpielerkünſte laſſen, haben für dieſe Wunder geſtritten, geblutet, das Leben ſich verbittert, da der erſte Augenblick ihres Daſeins ihnen ein Wunder zeigt, das ihr Herz fühlt, und das ſie ſo innig mit dem allwirkenden, unſichtbaren Weſen verbindet?

Schwärmerei, eine Mutter der ſchönen Künſte.

Gegenſtände der Volksreligion waren es von jeher, die das Genie des Künſtlers entflammten.

Ohne den ſchwärmeriſchen Zug, der der Einbildungskraft ſeine Flügel leihet, wo hätte Homer die ganze Maſchinerie ſeines göttlichen Gedichts hergenommen? Iſt es nicht der Gedanke an die leitenden Götter, der den Grund des ganzen Werkes durchwebt, und ohne den der bearbeitete Stoff wenig oder nichts wäre?

Was anders als Schwärmerei dieſer Art iſt Schuld an der Vervollkommnung der Tonſtkunſt? Ihr erſter Urſprung war höchſte Spannung der Phantaſie, welche große Ereigniſſe voll

Dank und Bewunderung an unbekannte Urſachen knüpfte, und ihr berauſchendes Gefühl mittheilen wollte in dithyrambiſcher Ergießung. Ihre Ausbildung bei uns iſt durchaus die Angelegenheit der Prieſter geweſen, die Alles aufboten, was dieſe Kunſt Hinreißendes, Schmelzendes, Herzerhebendes, Donnerndes, Erſchütterndes und Tieftrauerndes, Frohlockendes, Lachendes und Einſchmeichelndes hat, um ihre Feſte damit zu ſchmücken, um das Volk zu bezaubern, und die Sinne gefangen zu nehmen, zu ihrem Zwecke: um unter Nebendingen die Hauptſache dem Nachdenken und dem Blicke des Forſchers zu entziehen.

Der Geiſt, durchdrungen von ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen, ſchwebte in Harmonien, nur ihm auf dem Fittig ſeiner ſo begeiſterten Einbildungskraft erreichbar.

Selbſt unſere Opern haben mehrentheils Götter ins Spiel verwebt; und dies bei Seite, läßt es ſich nicht in Abrede ſein, daß die muſikaliſchen Meiſterſtücke durchgehends noch Kirchenmuſiken ſind.

Es iſt auch die Frage, ob Phidias je ſeinen unnachahmlichen Jupiter würde gebildet haben, wenn nicht die Volksbegriffe das Ideal eines ſolchen Jupiters in ſeiner Phantaſie geſchaffen hätten?

Ueberall — in welcher Kunſt es ſei — hat der Künſtler von einer ſchwärmeriſchen Idee hingeriſſen werden, gleichſam verrückt werden müſſen, um etwas Andern Unerreichbares an Größe und Schönheit darzuſtellen, um alle Verhältniſſe ſeiner Kunſt zu erſchöpfen und bis auf den Gipfel der Vollkommenheit zu ſteigen, wohin menſchliche Kräfte in höchſter Anſpannung reichen.

So wahr iſt alſo jener Ausſpruch: nullum magnum ingenium sine aliqua dementia!

Man zeige mir den wirklichen Gegenſtand, der den Menſchen ſo begeiſtern kann, wie der eingebildete, den ſeine Phantaſie ihm ſchuf.

Iſt es vielleicht eben daher, weil er ſich in dieſem Ideal als Schöpfer fühlt, beim wirklichen Gegenſtande hingegen nur kalter Zuſchauer, höchſtens erſtaunter, leidender Bewunderer bleibt?

Was iſt nun alſo beſſer:

Wahrheit ohne ſchöne Künſte?
oder
Täuſchung mit ſchönen Künſten?

Iſt es nicht eine ſehr richtige Bemerkung, daß man überall den Menſchen das Ziel weiter ſtecken müſſe, als ſie kommen können, damit ſie wenigſtens ſo weit kommen, als es ihnen möglich iſt?

Und in dieſem Falle iſt es nicht unvermeidlich, daß eine Sammlung von Vorſtellungsarten exiſtire, deren Urbilder als wirklich nicht zu erweiſen ſind, damit durch ſolche Vorſtellungsarten der Geiſt und die Phantaſie entflammt und in Schwung gebracht werden? Mit andern Worten: iſt eine Volksreligion, die einen gewiſſen Grad von unſchuldiger Schwärmerei unterhielte, nicht nothwendig und zweckdienlich?

Von einer andern Seite: wie kann man je vor den Folgen der Schwärmerei ſicher ſein, ſo lange man Schwärmerei gut heißt? Und gibt es eine unſchuldige Schwärmerei, die ſchlechterdings nur nützlich, und nicht gefährlich iſt?

Vielleicht iſt die einzige philoſophiſche Schwärmerei — Wahrheit ſuchen zu wollen — eine ſolche. Aber wehe uns, wenn ſie auf den Punkt kommt, wo ſie gefunden haben will!

Oder iſt es nicht wahr, daß es zum thätig ſein gehört, daß man ſchwärmen müſſe? daß man ſich ein unerreichbares Ziel, gleichwol als erreichbar, einbilde?

Gefühl.

Einfaches Gefühl, ſagt man, geht doch noch vor aller Ueberzeugung der Vernunft vorher.

Wenn ich mich des Anblicks der ſchönen Natur freue, ſagte mir ein Frauenzimmer von richtiger, vorurtheilloſer Denkart, wenn ich etwas Großes und Schönes in der lebloſen Natur ſehe, wenn ich mich freue über etwas, — ſo iſt mein erſtes Gefühl, mein erſter Gedanke, Liebe und Dank gegen die unbekannte Urſache jenes Schönen und Großen, oder jener Freude.

Wenn ich den Donnerſchlag in der Nähe höre, und wol weiß, was es überhaupt mit jedem Gewitter für eine Bewandtniß hat, ſagte mir ein guter Phyſiker, ſo denke ich zu allererſt an den Donnerer, an einen unbekannten Urheber des Donners.

Das iſt einfaches Gefühl, ſagt man.

Im erſten Fall:

Wie, wenn man nicht von Jugend auf gewöhnt worden

wäre, bei Allem, deſſen nächſte Urſache man nicht kennt, auf die erſte Urſache zurück zu gehen?

Würde es einem da wol je einfallen, auf die erſte Urſache bei jeder Gelegenheit zurück zu gehen? würde man nicht vielmehr zu allererſt denken: das hat, wie Alles, ſeine beſondere ſpecielle (der allgemeinen erſten untergeordnete) Urſache?

„Ja, ich fühle, antwortet man, ein Bedürfniß, mich zu ergießen bei ſolchen Gelegenheiten, Dank und Liebe oder Zuneigung zu erweiſen für die genoſſene Freude. — Und jeder Genuß wird doch ſüßer, wenn man ihn Jemanden verdankt."

Richtig! — Wenn der Hund Sie freundlich anſieht, und mit dem Schwanze wedelt, oder ihre Hand leckt, fühlen Sie da die erſte Urſache?

„Nein! ich karreſſire den Hund; denn er verſteht mich, und ich kann ihm die Freude, die mir ſeine Freundlichkeit macht, wieder erzeigen, durch meine Liebkoſungen. Wenn ich hingegen dem Gegenſtande, der mir Freude macht, keine wieder machen kann, weil er leblos iſt, dann ſehe ich mich nach einem Weſen um, das mich verſtände, und dann iſt keins näher, als die erſte Urſache."

Alſo! die erſte Urſache verſteht Sie, empfindet Ihre Liebe, nimmt Ihren Dank an, erwiedert Ihre Liebe?

„Sie muß doch wol; ſonſt würde mich nicht mein einfaches Gefühl zu ihr führen. Wenn ich dieſe Empfindung gehabt habe, bin ich ruhig."

Sie erinnern ſich auch wol nicht, daß man Ihnen von der erſten Urſache dies alles einmal geſagt, ſie Ihnen als ein empfindendes und denkendes Weſen vorgeſtellt habe?

„O ja doch, ja! Das iſt ja der erſte Begriff von Gott, den man mit der Milch der Kinderlehre einſaugt."

Folglich ſagt Ihnen Ihr Gefühl nichts von allen dieſen Eigenſchaften, ſondern Sie ſetzen ſolche voraus, weil man Ihnen einſt dieſen Begriff mittheilte.

„Allein was ſchadet die Vorausſetzung, da ich mich ſo glücklich dabei befinde?"

Was ſie ſchadet? Das iſt die Frage nicht, die wir hier auszumachen hatten. Alles, was zu Ihrem Glücke beiträgt, iſt in ſo weit ſehr gut. Mich dünkt, wir hätten nur unterſuchen wollen, ob unſer Gefühl in dieſem Falle einen wirklichen Beweis abgeben kann, und ob es uns je auf etwas zurückführt, wohin

es nicht zuerſt geleitet worden wäre. Sie wiſſen, daß eine erſte Urſache ſo wenig wie die allerſpeciellſte der allerſpeciellſten Wirkungen, abgeläugnet werden kann. Es kommt nur darauf an, ob das Gefühl ohne Vorurtheil über die Natur dieſer erſten Urſache Aufſchlüſſe geben kann. Ich zweifle daran. —

„Aber wenn es das Gefühl nicht kann, ſo wird es die Vernunft doch können?"

„Vielleicht! — Vielleicht auch nicht.

„Wie? es wäre Empfindung in der Welt, und die erſte Urſache ſollte nicht empfinden? der Urheber der Ordnung und der Vernunft ſollte nicht denken? Sie wollen doch nicht im Ernſte ſolche Paradoxa behaupten?"

Ich? ich behaupte nichts. Ich ſuche nur mich zu belehren. Zeigen Sie mir ein einziges Beiſpiel das Ihren Satz beweiſet.

„Tauſend für Eins. Bringt nicht in der Natur immerfort ein jedes Ding ſeines Gleichen hervor?"

Ja wol. Wer zweifelt daran?

„Sie ſelbſt; denn iſt nicht hier die Urſache der Wirkung nicht nur ähnlich, ſondern völlig gleich?"

Ich fürchte eben deswegen, daß das Beiſpiel zu viel beweiſt. Die Zeugungen in der Natur ſind ja offenbar fortgeſetzte Organiſationen, Entwickelungen des ſchon Vorhandenen. Es iſt von der erſten, nicht von einer letzten Urſache die Rede. Die neue Pflanze iſt ja nicht eine Wirkung der alten, ſondern nur ein Theil derſelben, der ſie überlebt.

„Wolan! wir ſpielen mit Worten; denn ſo iſt alles Exiſtirende vielleicht nur Fortſetzung der Exiſtenz überhaupt, und es gäbe gar Nichts, als eine erſte Urſache."

Nehmen Sie ſich in Acht; Sie kommen auf verbotenen Grund.

„Demjenigen, der ſich bis zur Nachforſchung der Wahrheit erhebt, iſt nichts verboten, ſondern alles bonne prise, wenn er es dazu machen kann."

Es fällt mir ein Beiſpiel von Urſache und Wirkung bei; Sie werden ſehen, was Sie damit anfangen können. Es iſt eine Wirkung der Wärme, das Eis flüſſig zu machen; und Wärme alſo iſt die Urſache der Flüſſigkeit. Dagegen kann Niemand etwas einzuwenden haben.

„Wollen Sie mit Ihrem Beiſpiele mich noch mehr in die Enge treiben? Aber nein! ich kann hier von der Wirkung auf

die Urſache ſchließen. Der flüſſige Körper nimmt mehr Raum ein, als der erſtarrte; die Wärme beſteht folglich aus Theilchen, die zwiſchen die Theilchen des zu ſchmelzenden Körpers dringen, und ſie von einander trennen."

Gut. Nur weiter!

„Was wollen Sie mehr? Ich habe von der Wirkung auf die Natur der Urſache geſchloſſen."

Das läugne ich nicht; ich glaube vielmehr, daß Sie völlig Recht haben. Allein es fehlt jetzt nur noch Eins. Sie haben mich überführt, daß die Flüſſigkeit die Wirkung einer zwiſchen die Theile des zu ſchmelzenden Körpers dringenden Materie ſei. — Jetzt beweiſen Sie mir noch, daß dieſe Materie der Wärme ebenfalls ſchmelzbar ſei; denn davon ſind wir ausgegangen, daß das Wirkende mit dem Gewirkten gleiche Eigenſchaft haben ſoll.

„Wie können Sie ſo etwas verlangen? Die Wärme iſt ja nie ein feſter Körper, und nur feſte Körper ſind ſchmelzbar. Vielleicht iſt die Wärme an ſich ſchon ein flüſſiger Körper."

Wenn ich es annehme, ſo muß ich Ihnen auch zeigen, wohin es führt. Ein flüſſiger Körper iſt ein ſolcher, der Wärmetheilchen zwiſchen ſeinen Theilchen hat. Das ſind doch offenbar zweierlei Theilchen. Wie wollen Sie nun dieſe zweierlei Theilchen bei der Wärme für ſich betrachtet heraus bringen? Die Definition gibt nur Theilchen des flüſſigen Körpers (in dieſem Fall alſo, Wärmetheilchen) durchdrungen mit Wärmetheilchen. Es iſt klar, hier ſind nur einerlei Theilchen — Folglich läßt ſich aus der Beſchaffenheit des Gewirkten nicht eine gleiche Beſchaffenheit des Wirkenden erweiſen. Und das in jedem Falle.

„Sie haben Recht."

2.

Kann die Welt je ganz vernünftig und durch Vernunft glücklich werden?

1. Jetzt iſt der Zeitpunkt neuer Anſichten, neuer Kräfte.

2. Wohin zielen ſie? Dies iſt unergründlich.

3. Aber man beſchäftigt ſich gern mit dem Gedanken, wie das allgemeine Wohl zu befördern wäre.

4. Denn auf den erſten Blick ſcheint ja der Sporn zu allem Patriotismus, zu allem public spirit, nur in der Vorausſetzung zu liegen, daß ein Ziel der Glückſeligkeit zu erreichen möglich ſei. Wer würde Patriot ſein, wenn er ſich nicht ſchmeicheln dürfte, Glück für ſeine Mitbürger zu erringen?

(Falſche Vorſtellung, weil Jeder nur ſein eigenes Glück bewirken kann! Allein das iſt noch zu früh zu ſagen. Und doch, wer am eignen Glücke bauet, bauet er nicht am Ganzen?)

5. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Zeit iſt die, daß Worte, die man zu verſtehen glaubte, denen man einen Sinn unterlegte, jetzt, näher unterſucht, durch ihre Unbeſtimmtheit die Fortſchritte des gemeinen Beſten zu hemmen ſcheinen. Wie können Menſchen gemeinſchaftlich wirken, wo eine babyloniſche Verwirrung der Sprachen herrſcht! Unter den wichtigſten Abſtraktionen, Gott, Seele, Unſterblichkeit, Tugend, Freiheit, Vernunft, Verſtand, Wahrheit — verſtehen die Menſchen nicht einerlei, und dieſe Verſchiedenheit der Deutung, die ſie den Worten geben, wirkt zurück auf ihre Handlungen. —

6. In den aufgeklärteſten, freieſten, glücklichſten Ländern, nimmt man eine Gleichgültigkeit über dieſen Punkt wahr, die wenig Hoffnung gibt, je zur allgemeinern Uebereinſtimmung in den Principien des Denkens zu gelangen: eine Trägheit des Verſtandes, eine Allgewalt der Erziehung und Gewohnheit, eine Willigkeit auf Treue und Glauben lieber anzunehmen, als ſelbſt zu unterſuchen, eine Abneigung gegen das Neue, ſobald es Anſtrengung gilt.

7. Dieſe natürliche Trägheit der Verſtandeskräfte iſt der Grund, warum ſo bald die beſten Formen, die man für den Menſchen erfinden konnte, ſei es in politiſcher oder in religiöſer Hinſicht, mit den ſchlechteſten darin übereinkommen, daß man ſich maſchinenmäßig, ohne ihren ſittlichen Werth zu prüfen und zu erkennen, hineinſchmiegt, und aus Gewohnheit das Rad tritt, ohne zu wiſſen, was man thut. Auf dasjenige, was einmal angenommen iſt, einmal im Schwange geht, wird der Maßſtab der Vernunft nicht weiter angewendet; mittlerweile geht die Reihe der Generationen weiter, und mit ihnen ändern ſich die Verhältniſſe, das alte Joch paßt nicht mehr auf die neuen Schultern, die es doch nicht abwerfen mögen, weil man ſie von Jugend auf lehrte, daß Glückſeligkeit daran hängen ſolle.

8. Indeſſen wirft das Schickſal in die Maſſe des Men

ſchengeſchlechts von Zeit zu Zeit ein wenig Sauerteig, einen Mann von Genie und Geiſt; es gährt von neuem; ein neues Syſtem geht aus dem Kopfe des Denkers hervor und fließt in alle Köpfe; die Maſſe wird nicht was er war, Sauerteig nicht, aber gegohrne Maſſe. Das neue Syſtem, die neue Form iſt ihr angeeignet, wie einem gegohrnen Getränk die eigenthümliche Form ſeines Daſeins; und nun geht es wieder eine Weile vorwärts, nach mechaniſchen Geſetzen.

9. So möchte man alſo zweifeln, ob, wenn auch die richtigſten, allgemein gültigſten Begriffe von allem was iſt, allgemein geltend würden, wenn auch die Vernunft κατ᾽ ἐξοχην, rein und ohne Mißverſtand, das herrſchende Syſtem aller Köpfe würde, dann etwas mehr daraus entſtehen könne, als ein Mechanismus wie alle vorigen, nur um deſto gefährlicher, weil er durch keinen richtigern mehr verdrängt werden könnte.

10. Die Frage wird alſo wol ſein: kann irgend eine Form überhaupt das Menſchengeſchlecht glücklich machen? (Oder kommt nicht alles, was wir hierüber ausmachen können, immer dahin zurück, daß die Glückſeligkeit des Einzelnen [alſo auch des Ganzen] ſchlechterdings nur mit ſeiner Spontaneität in Verbindung ſteht; einer durch keine Form gebundenen noch zu bindenden Spontaneität?)

Hier wird man alſo betrachten müſſen, daß das Menſchengeſchlecht, vielleicht eben, um dieſe Spontaneität beizubehalten, ſich alle Jahrhundert zwei- oder dreimal erneuert, daß mit jedem einzelnen Menſchen derſelbe Kreis durchlaufen werden muß, der doch für jeden nach Zeit und Verhältniß verſchieden iſt, daß alſo das Wirken der Vergangenheit zwar auf die Gegenwart und Zukunft einfließt, aber daß Erfahrung und Empfindung eines Andern nie lebendige Empfindung und Erfahrung in uns wird, ſondern nur Nachbeterei, Mechanismus bleibt, den er vergißt, ſobald ſeine Spontaneität ſich in Trieben, Begierden, Leidenſchaften offenbart, die ſtärker als alles mechaniſch Erlernte wirken.

Es gibt keine Weisheit aus Unterricht; ſie iſt erſt das Kind der eignen Erfahrung.

Umſonſt lehrt man das Kind das Feuer vermeiden; erſt durch den Schmerz wird es gewitzigt.

11. Dieſe Frage ſetzt voraus, daß wir bereits alle jene Worte, die ſo ſchwer zu verſtehen ſind, und vor allem das Wort Vernunft richtig definirt haben. Alſo was iſt Vernunft?

12. Nach dieſer (Kantiſchen) Definition alſo ſoll die Vernunft in den Köpfen etablirt werden, um allgemeine Glückſeligkeit als Reſultat hervor zu bringen. Laßt uns alſo ſehen, wie ſelbſt die Form der echten wahren Vernunft ſo etablirt werden könne, und wie ſie dann wirken würde!

13. Es iſt unmöglich, ſie zu etabliren.

14. Wirklich etablirt gibt ſie das erwünſchte Reſultat nicht. Ihre Folge iſt die allgemeinſte Ertödtung aller Geiſteskräfte, gänzlicher Stillſtand des Denkens; die Form innig verbunden mit der Maſſe, iſt durch nichts wieder davon zu ſcheiden, (als etwa durch das Feuer des Weltgerichts) eine Conſolidation, wobei die Spontaneität der Sinnlichkeit nicht berechnet iſt, die aller Verderbniß Thor und Thür öffnen müßte. Denn je ſchärfer der Verſtand, deſto gefährlicher kann die mit ihm verbundene Leidenſchaft werden.

15. Was heißt frei ſein? Kräfte ins Gleichgewicht ſtellen. Es gibt einen demokratiſchen Deſpotismus, wie einen monarchiſchen. Die Bewegung darf nicht gehemmt ſein, aber ſie muß Schranken haben. Es gibt alſo auch keine Freiheit, wie es keine Vernunft, keine abſolute Moral gibt. Alles iſt nur verhältnißmäßig, nichts abſolut.

16. Das Individuum iſt zunächſt um ſein ſelbſt willen da. Nichts kann es trennen vom Ganzen. In ſo fern iſt Vortheil des Ganzen ſein Vortheil.

17. Sophiſt und Sophismen! Was wirft man mit dieſen Wörtern doch um ſich? Anders muß man die Dinge anſehen, als Andere, weil man ein Anderer iſt. Und jene geforderte Beiſtimmung, auf deren Verweigerung das Verdammungsurtheil (Sophiſt) folgt, iſt eine deſpotiſche Formel, ein Symbol, welches das ſchrecklichſte Unheil anrichtet.

18. Lehrer der Menſchen! Lehrt doch zuerſt Euch ſelbſt, bildet an Euch, ſeid muſterhaft, untadelhaft, gut und rein; für alles Uebrige laßt Gott ſorgen. — Verdammet nicht!

19. An des Jahrhunderts Neige ſtehen wir; dieſes allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, Abhelfung der ſo häufigen Mängel; dieſes Suchen hierhin und dorthin; dieſes Auflehnen der Vernunft gegen den politiſchen Zwang; dieſer Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrſcht; dieſe Erziehungsinſtitute zur Bildung vernünftiger Maſchinen; dieſe Convulſionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete

der Vernunft; dieſer Kampf der Aufklärung mit der Religion; dieſe allgemeine Gährung, — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.

20. Nicht bloß unſer Wiſſen, — auch unſer Thun iſt Stückwerk; wir reißen nieder um uns her, wir bauen wieder auf, wir werfen ein Steinchen in den Ocean, und freuen uns der Kreiſe, die es auf der Oberfläche hervor bringt; aber wir gebieten nicht über das Ganze. Die Maſſe iſt mit ihren Mängeln und ihren Kräften nicht in unſerer Hand! was wir thun iſt Flickwerk; hier helfen wir einem Fehler ab, und zehn neue Unbequemlichkeiten entſtehen daraus, daß wir nur nicht wähnen, die Achſe der Welt zu drehen, oder der Kugel eine neue Impulſion geben zu können! Wir können wirken in unſerm engen Kreiſe. Es kommt ein ſpäteres Steinchen in den Ocean, deſſen Kreiſe die unſrigen auslöſchen. — Und beide, und alle dieſe Würfe waren nothwendig, ob ſie gleich ſich kreuzten. Was feinden wir uns an? Wir müſſen uns anfeinden. Was richten wir damit fürs Ganze aus? Ganz etwas anders, als wir uns verſprachen. Was würden wir durch Frieden gewinnen? — Eben ſo wenig. Er iſt nicht im Zweck einer Schöpfung, wo ſtreitende Elemente verbunden werden und gleichwol noch eigenes Leben und eigenes Wirken behalten ſollten!

21. Aber was iſt zu thun? Wenn wir nichts ausrichten können, wozu quälen wir uns denn? O, darauf läßt ſich viel antworten! Thäten wir nicht, was wir thun können, ſo würde Alles noch viel bunter über Eck gehen; ferner: müſſen wir nicht nach Gefühl und Einſicht handeln, dieſe mögen ſein, was ſie bei Jedem ſein können? Endlich arbeitet nicht Jeder an ſich, indem er an Allen und für Alle zu arbeiten ſucht und glaubt, ja, es auch wirklich — in gewiſſer Rückſicht, thut? Laßt uns thun was wir können, und Jeden gehen laſſen! Die Scheidung des Weizens von der Spreu iſt nicht unſer Werk. —

Recenſionen.

I.

In den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen.

Jahrgang 1781.

1) Account of the Russian discoveries between Asia and America, to which are added the conquest of Siberia and the history of the Transactions and Commerce between Russia and China. By William Coxe, A. M. London 4. St. 63. S. 506.
2) Heinrich Zimmermann's, von Wisloch in der Pfalz, Reiſe um die Welt mit Capitain Cook. gr. 8. Mannheim. St. 125. S. 1005.
3) Journal of Captain Cook's last voyage to the pacific Ocean, performed in the Years 1776—1779 London, 8. Zugabe. St. 38. S. 593.
4) Voyage dans les mers de l'Inde, fait par ordre du Roi à l'occasion du passage de Venus sur le disque du Soleil, par Mr. le Gentil, de l'Acad. R. d. Sc. Paris, 1779. 4. Vol. I. Zugabe. St. 47. S. 742.
5) Tagebuch einer Entdeckungsreiſe nach der Südſee, in den Jahren 1776—1780, unter Anführung der Capitaine Cook, Clarke, Gore und King. Eine Ueberſetzung, mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forſter. gr. 8. Berlin. Zug. St. 50. S. 800.

6) Voyage dans les mers der l'Inde etc. par Mr. le Gentil. Vol. II. Zug. St. 51. S. 801.

Jahrgang 1782.

1) Vermiſchte Schriften von Friedrich Heinrich Jacobi. Erſter Theil. 8. Breslau. St. 7. S. 53.
2) Description topographique de la Virginie, de la Pensylvanie, du Maryland et de la Caroline Septentrionale, contenant les Revières d'Ohio, Kenhawa, Sioto, Cherokee, Wabash, des Illinois, du Missisippi etc. publié par Thomas Hutchins. Traduit de l'Anglois. Paris, gr. 8. St. 35. S. 281.
3) An authentic narrative of a Voyage performed by Capt. Cook and Capt. Clerke, in His Majesty's ships Resolution and Discovery during the years 1776—1780, in search of a Northwest-Passage etc. by W. Ellis, assistant-surgeon to both vessels. 2 Voll. gr. 8. London. St. 54. S. 433.
4) Reliquiae Houstounianae seu plantarum in America meridionali a Gulielmo Houstoun M. D. R. S. S. collectarum icones manu propria aere (aeri) incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Jesephi Banks, Baron. R. S. P. asservatis. 4 maj. Londoni. St. 85. S. 681.
5) Naturgeſchichte einiger Vögel von G. F. Götz, Cand. der Theologie und Lehrer der Prinzeſſinnen zu Heſſen. Hanau und Deſſau. 8. St. 144. S. 1169.

Jahrgang 1783.

1) Mèmoire sur le passage par le Nord, qui contient aussi des réflexions sur les Glaces. Par le Duc de Croy. 4. Paris, 1782. St. 26. S. 251.
2) Reiſe nach Oſtindien und China, auf Befehl des Königs (von Frankreich) unternommen, v. J. 1774—1781, von Herrn Sonnerat, Kommiſſär beim Seeweſen, Corresp. d. k. Akad. d. W. zu Paris. Aus dem Franzöſ. überſetzt. gr. 4. Erſter Theil. Zürich St. 43. S. 417.
3) Voyage autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer, pendant les années 1767—1776 par Mr. de Pagès, Capitaine des Vaisseaux du Roi etc. gr. 8. Paris. 2. Voll. St. 56. S. 557.

Der Verf. erzählt hier drei verſchiedene Reiſen: die erſte rund um die Welt, die andere gegen den Südpol, die dritte gegen den Nordpol. Auf der erſten ging er von Rochefort nach St. Domingo, von da zu Ende des Juni 1767 nach Neuorleans in Louiſiana, den Miſſiſſippi, den ſchwarzen und rothen Fluß hinauf, hernach 600 Meilen (lieues) weit durch Wildniſſe nach Neumexico. In Akapulko ging er wieder zu Schiffe, beſuchte die Diebsinſeln, Manilla und Batavia, ſetzte ſodann ſeine Reiſe durch das indiſche Meer fort, nach Bombay und Surate, und in den perſiſchen Meerbuſen bis Baſſora, von wo er wieder zu Lande mit etlichen Beduinen, quer durch die Sandwüſte, nach Damascus reiſete, den Antilibanus, die Druſen und die Städte Baruth, Seyde, St. Johann d'Akre beſuchte und endlich zu Schiffe nach Marſeille zurückkam, wo er am 5. Dcbr. 1771 anlandete. Die Abſicht, ſeinem Vaterlande, ſeiner Wiſſenſchaft (dem Seeweſen), und der Menſchheit überhaupt nützlich zu ſein, trieb ihn zur Unternehmung dieſer Reiſen an; doch zur erſten wirkte hauptſächlich ſein beſondrer Hang, den Menſchen in demjenigen Stande zu ſehen, den man jetzt ſo allgemein den Stand der Natur nennt. Man bewundert den Muth und die Beharrlichkeit des Mannes in Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die man zum Theil bezweifeln würde, wenn die Einfalt der Erzählung nicht für ihre Wahrheit bürgte. Grade ſo auf das Aergſte gefaßt, ſo leicht equipirt, ſo bereitwillig ſich in die Sitten aller Völker zu ſchicken, ſo zufrieden mit der elendeſten Bewirthung, mit einem Worte, ſo geſelligen Sinnes, wie Hr. P. muß man ſein, um ſo wie er vergnügt und glücklich eine ſolche ungewöhnliche Reiſe um die Welt zu vollenden. Wo der gute Mann nur Wilde oder Völkerſchaften auf den unterſten Stufen der Kultur erblickt, da iſt er gleich zu Hauſe; ſein Vorurtheil für die Kinder der Natur fängt an zu wirken, und er ſieht Alles im beſten Lichte. In der That iſt die Bonhommie, die aus ſeiner Erzählung überall hervorleuchtet, geſchickt, den Miſanthropen, wo nicht mit der Menſchheit, doch wenigſtens mit rohen Nationen, auszuſöhnen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man, um billig ſein zu können, ſeine Reiſebeſchreibung beurtheilen. Bemerkungen, wie andre Reiſende deren machen, über politiſche und ſtatiſtiſche Gegenſtände, umſtändliche Beſchreibungen von Städten und Gebäuden, Schilderungen der Einwohner von höheren Klaſſen waren ihm zu gewöhnliche Sachen. Hier und dort iſt etwas von der Art mit eingeſteuet; allein ſein großes Augenmerk ſind Wilde, oder die gemeinen Leute, bei denen er ſich allemal einquartiert, ihre Lebensart annimmt, und oft nach ihrer Art ſich kleidet. Tiefſinnig, methodiſch und vielfaſſend ſind ſeine Bemerkungen eben nicht: ſie erſchöpfen bei weitem nicht ihren Gegenſtand; doch, was er ſagt, iſt unterhaltend, und mehrentheils gut und richtig geſehen. Mit etwas mehr Vorkenntniß von dem, was bemerkens- und beſchreibenswerth iſt, mit einem etwas größern Umfange von Gelehrſamkeit wäre Hr. P. gewiß ein vorzüglich guter Reiſebeſchreiber geworden; jedoch wir beſcheiden uns gern, daß es in einem Jahrhunderte nur einen Cook geben konnte, der mit der Entſchloſſenheit des Seemannes jene andere Eigenſchaften vereinigte. Man hat uns verſichern

wollen, daß viele Franzoſen in den letzten Jahrzehenden, ſo wie Hr. P. in die entlegenſten und unzugänglichſten Weltgegenden gereiſt ſind, und ſich zu ihren Sitten bis zur Beſchneidung und ähnlichen Dingen bequemt haben, um ihre Wißbegierde zu ſtillen. Hrn. P. muß man indeſſen auch noch den Ruhm laſſen, daß er von der Religion nicht bloß mit der in Frankreich Mode gewordenen zweideutigen Hochachtung, ſondern mit Wärme und Eifer ſpricht. Eins und das andere zeichnen wir doch noch aus ſeiner Erzählung aus. Die Strömung im Kanal von Bahama, welche von Süden nach Norden ſetzt, iſt grade alsdann am ſtärkſten, wenn der Nordwind weht; (wir müſſen geſtehen, daß ſeine Erklärung dieſes Phänomens uns nicht befriedigt hat.) Einige lieues über Neuorleans iſt eine deutſche Kolonie, der Hr. P. das Lob des Fleißes nicht verſagt. Die Trauer der Wilden beſteht in daſigen Gegenden darin, daß ſie den Bart wachſen laſſen, da ſie ihn ſonſt ausreißen. — Oft hat der Verf. engliſche und franzöſiſche Wohnplätze angetroffen, deren Einwohner beinahe völlig die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Am ſchwarzen Fluſſe fand er ſogar franzöſiſche Pflanzer, die ſich mit den Töchtern der Wilden verheirathet, und dieſen hinwiederum die ihrigen zur Ehe gegeben hatten. Gewiß iſt man jetzt weit glücklicher in Amerika, ſeitdem die Natur dieſe Bündniſſe ſchließen lehrte, als zu jenen Zeiten wo ein Papſt die Eroberer erſt lehren mußte, daß die Aborigines von Amerika auch Menſchen wären, und nicht wie wilde Thiere gehetzt werden müßten, u. ſ. w.

4) **Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes, faits en 1771 — 74. par Mr. de Kerguelen, etc.** gr. 8. Paris. St. 73. S. 729.

5) **Voyage aux Indes orientales et à la Chine etc. par Mr. Sonnerat. Vol. II.** Paris. St. 76. S. 753.

6) **Nouveau Voyage à la mer du Sud, commencé sous les ordres de M. Marion etc.** gr. 8. Paris. St. 97. S. 969.

7) **Reiſe nach Oſtindien und China u. ſ. w. von Herrn Sonnerat. Zweiter Theil.** Zürich. St. 113. S. 1136.

8) **Göttingiſches Magazin, herausgegeben von G. Chriſtoph Lichtenberg und G. Forſter.** Jahrgang II. St. 4. Jahrgang III. St. 4. Göttingen. St. 123. S. 1225.

9) **Travels in Europa, Asia and Africa, describing characters, customs, manners, laws and productions of nature and art; containing various remarks on the political and commercial interests of Great-Britain, and delineating in particular a new System for the government and improvement of the British settlements in the East-Indies: begun in the year 1777, and finished in 1781. (by Mr. Mac-Intosh.)** 2 Voll. gr. 8. London. St. 124. S. 1233.

10) Evidence of our transactions in the East-Indies, with an enquiry into the general conduct of Great-Britain to other countries from the peace of Paris, in 1763; by Mr. Parker, of Lincolns inn. 4. London 1782. St. 167. S. 1676.

11) Verſuch über die Inſel Otaheiti in der Südſee, und über den Geiſt und die Sitten ihrer Einwohner. 8. Frankfurt und Leipzig. St. 167. S. 1679.

12) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur. Herausgegeben von G. Chriſtoph Lichtenberg und G. Forſter. Göttingen. Jahrg. III. Stück 5. St. 180. S. 1801.

13) Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen, von M. C. Sprengel, Prof. der Geſchichte zu Halle. 8. Halle. St. 186. S. 1869.

Jahrgang 1784.

1) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur u. ſ. w. Jahrg. III. St. 6. St. 74. S. 737.

2) Reiſen eines Deutſchen in England im Jahr 1782, in Briefen an Herrn Director Gedike, von Carl Pilipp Moritz. Berlin. St. 76 S. 765.

3) A Treatise on the Monsoons in East-India, by Capt. Thomas Forrest. 8. London 1783. St. 125. S. 1252.

Jahrgang 1787.

1) Vicenza. Della ossa d'elefanti e d'altre curiosità naturali de' monti di Romagnano vel Veronese. Memoria epistolare diretta al Sign. Cavaliere Giuseppe Cobres dall' Abbate Alberto Fortis. 8. St. 164. S. 1644.

Jahrgang 1788.

1) Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Herausgegeben von Ebeling. 8. Neunter Theil. Hamburg 1787. St. 1. S. 2.

Dieſer Theil enthält Dr. Johann Bell's Reiſen nach Petersburg, in verſchiedene Gegenden Aſiens, nach Perſien, Sina u. ſ. w. Bell, den die Franzoſen gemeiniglich *Mr. d'Antermony* nennen, reiſte mit ruſſiſchen Geſandtſchaften zwiſchen 1714 und 1738, und that auch mit Peter dem Großen den Feldzug von 1722 ins perſiſche Gebiet. Sein Werk, welches viele nützliche und leſenswürdige Bemerkungen enthält, (ſ. G. A. 7776 S. 499) kam in zwei ſchönen Quartbänden 1763 zu

Glasgow heraus, und es iſt zu verwundern, daß es bis jetzt unüberſetzt geblieben iſt. Hr. E. hat das Wichtige und Weſentliche daraus auf 396 S. zuſammengefaßt, und die Karten, da man jetzt beſſere von jenen Gegenden hat, als entbehrlich weggelaſſen. S. 24 iſt uns eine kleine Unrichtigkeit in der Anmerkung vorgekommen; der Vogel, den Bell unter der ruſſiſchen Benennung Kolpik erwähnt, iſt nicht Linné's Anas clypeata, ſondern Platalea Leucorodia. die echte Löffelgans. Angehängt iſt dieſem Bande, und zugleich in Bohn's Verlag einzeln zu haben: Des Wundarztes W. Hunter, kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu, aus dem Engliſchen überſetzt. Dieſe Schrift enthält 128 S. in Octav, wovon aber nur 69 Pegu betreffen; der übrige Raum wird mit einer 21 S. langen Beſchreibung der künſtlichen Höhlen in der Nachbarſchaft von Bombay, von demſelben Verfaſſer, und einer urſprünglich Perſiſchen, von Hrn. Chambers ins Engliſche, und aus dieſem ins Deutſche überſetzten Nachricht von dem Staate der Marhatten, ausgefüllt. Es hat uns geſchienen, daß Hr. H. derſelbe iſt, der ſich bereits durch eine Abhandlung von den Menſchenvarietäten bekannt gemacht hat; auch iſt dasjenige, was er vom Verhalten der Haare in heißen Ländern ſagt, nicht ohne phyſiologiſche Kenntniß geſchrieben. Hr. Ebeling hat indeſſen für gut gefunden, die Abhandlung über dieſen Gegenſtand, die im Original 18 S. beträgt, wegzulaſſen, und uns nur den Inhalt mit kurzen Worten in der Anmerkung S. 50 und f. mitzutheilen. Hr. H. glaubt, die Hitze wirke bei Menſchen und Thieren ſo, daß die Haare ſchneller wachſen, ſtärker und gröber werden, aber nicht ſo dicht neben einander hervorſproſſen, und ſucht dieſe Sätze mit Beiſpielen und Raiſonnement zu beweiſen. Die Urſchrift iſt (vermuthlich in Bengalen) auf Baumwollenpapier gedruckt, und die Ueberſetzung einer ſolchen Seltenheit alſo doppelt angenehm. Der Ueberſetzer führt in der Vorrede alle bisher erſchienene Schriftſteller über Pegu an. Hr. H. war im Jahre 1782 in Pegu, und erzählt, was er bemerkt und von Andern erfahren hat. Bei Gelegenheit der Geſchichte der Eroberung dieſes Reichs durch die Birmaher, (Einwohner von Ava) wird die Tapferkeit und die Kriegskunſt dieſes Volkes gerühmt. Ranguhe, die neue Hauptſtadt, beſteht aus hölzernen auf Pfählen ruhenden Häuſern, und zur Fluthzeit ſteht Alles zwiſchen denſelben unter Waſſer. Dieſes Umſtandes und der vielen Moräſte ungeachtet iſt das Klima ſehr gut, und die Einwohner die kraftvollſten, geſundeſten Menſchen in ganz Indien. Selbſt zur Regenzeit hat die Luft eine ganz vorzügliche Elaſticität, die Hr. H. geneigt iſt, der ſchnellen Fluth zuzuſchreiben. Die Birmaher zeichnen ſich die Lenden, faſt nach Art des otaheitiſchen Tatauirens: nur daß die Operation wegen der flüſſigen Materie, welche in die Punkturen gerieben wird, und größtentheils aus Galle beſteht, oft tödtlich wird; von fünf Kindern ſollen gemeiniglich zwei daran ſterben. Merkwürdige Züge an einem Volke, welches unter dem Joch des ſchaudervollſten Despotismus ſeufzt, ſind Munterkeit, Gaſtfreundſchaft, Geſelligkeit, Forſchbegier und Nachahmungsgeiſt. Allein wenn zwei widerſprechende Prädicate ſo ganz im Allgemeinen angegeben werden, ſo kommt es auf nähere

Beſtimmungen an, um zu entſcheiden, unter welchen Umſtänden ſie dennoch neben einander exiſtiren können: Beſtimmungen, die man noch immer bei Reiſenden vermißt, indem ſie ſich nur gar zu leicht gewöhnen, uns die Begriffe, welche ſie ſich von ihren Beobachtungen abgezogen haben, ſtatt der Beobachtungen ſelbſt, zu liefern. Daher ſind alle dergleichen allgemeine Behauptungen von gar geringem Werth. Hr. H. erzählt etwas von der Religion, der Regierung, den Geſetzen und Künſten in Pegu. „Die Polizei iſt ſehr ſtrenge und gut eingerichtet. Eine Waſſerprobe, wodurch Unſchuld vor Gericht erhärtet wird: die ſtreitenden Parteien müſſen in einer Tonne voll Waſſer untertauchen; wer es am längſten aushält, iſt unſchuldig. In Silber und Gold wiſſen die Peguaner gut zu arbeiten; auch auf Schiffbau und Schifffahrt verſtehen ſie ſich. Die Sprache der Birmaher hat viel Naſenlaut, iſt aber übrigens ſanft und hat regelmäßige Zuſammenſetzungen; die Schrift geht von der Rechten zur Linken. Die Peguer lieben Muſik. Ihr Handel beſteht vorzüglich in dem Tekholz, welches in Indien das beſte Schiffsbauholz iſt. Zinn und Wachs werden ebenfalls in Menge ausgefühet. Hingegen iſt die Ausfuhr des Goldes und Salpeters verboten.“ Die Früchte und Thiere des Landes werden nur mit ein Paar Worten erwähnt. Zuletzt noch ein Vorſchlag, wie der Handel nach Pegu auf einen beſſern Fuß zu ſetzen wäre. Man ſieht aus dieſer Anzeige des Inhalts, wie viel uns noch in Anſehuug der genauern Kenntniß des öſtlichen Indiens zu wünſchen übrig bleibt. Die Beſchreibung der Höhlen von Ambola und Kanara auf der Inſel Salſette, und der auf der kleinern Inſel Elefanta an der Oſtſeite des Hafens von Bombay, iſt ſehr umſtändlich, und letztere ſtimmt mit der von Hrn. Niebuhr gegebenen überein. Die größte Einfalt (wahrſcheinliche Anzeige des höhern Alterthums) herrſcht zu Kanara. — Der Aufſatz über die Marhatten zerfällt in zwei Abſchnitte, wovon der erſte hiſtoriſch iſt, und das Bekannte, wiewol hier und da mit einigen etwas anders erzählten Umſtänden, enthält; der andre handelt von den Erzeugniſſen und Seltenheiten des Landes, wo einige nicht ganz unwichtige Angaben vorkommen. Einem Perſer würde es vielleicht unglaublich ſcheinen, daß wir Europäer in einer Entfernung von einigen 1000 Meilen von Dingen, die den Ort ſeines Aufenthalts betreffen, vollſtändiger und genauer unterrichtet ſind, als er ſelbſt.

2) **Observations on the City of Tunis and the adjacent Country.** gr. 4. London 1787. St. 5. S. 48.

3) **Enchiridion Historiae naturali inserviens, etc. editore Jo. Reinholdo Forster.** gr. 8. Halae. St. 49. S. 494.

4) **Traité de la culture du Nopal et de l'éducation de la cochenille etc. par Mr. Thiery de Menonville.** gr. 8. 2. Voll. Caç. François 1787. St. 58. S. 578.

Die Geſellſchaft auf der Inſel St. Domingue, die ſich le cercle des Philadelphes nennt, und zu ihrem Augenmerk die Phyſik, die

Heilkunde, den Ackerbau und die Naturgeſchichte gewählt hat, liefert hier einen nicht unwichtigen Beitrag zu den beiden letztern Wiſſenſchaften. Hr. Thiery ging im J. 1776 nach der Inſel St. Domingue und von da über Havanna nach Vera Cruz, in der Abſicht, die echten Cochenillinſekten, nebſt der Pflanze, (Nopal) auf welcher ſie fortkommen, aus Merico zu erhalten. Die franzöſiſche Regierung, die ihm zwar öffentlichen Schutz und Empfehl nicht mitgeben konnte, unterſtützte ihn doch mit Gelde. Als man ihm ſpaniſcher Seits die Reiſe ins Innere von Neuſpanien unterſagte, faßte er den kühnen Entſchluß, heimlich, ganz allein, und anfänglich zu Fuß, ſich auf den Weg nach Guaraka zu machen, wo die Nopalpflanze gebauet und die Cochenille in der größten Vollkommenheit gezogen wird. 40 Meilen weit reiſte er zu Fuß; hernach durfte er es wagen, Pferde zu miethen, und in 20 Tagen vollendete er die Hin- und Herreiſe, jede von 100 franzöſiſchen Meilen, brachte einen großen Vorrath von Nopalpflanzen und lebendigen Cochenillinſekten nach Vera Cruz zurück, und war auch glücklich genug, einen Schiffscapitain anzutreffen, der ihn mit ſeiner Beute nach Saint-Domingue zurückführte. Viele Pflanzen und Inſekten gingen zwar auf der langwierigen Fahrt zur See verloren; allein es blieben noch genug übrig, womit er den Anfang machen konnte. Unter der Benennung eines königl. Botaniſten erhielt er nunmehr einen Jahrgehalt von 6000 franz. Livres, und die Aufſicht über einen zu dieſen Verſuchen beſtimmten botaniſchen Garten, ſtarb aber bereits im Jahre 1780 an einem bösartigen Fieber. Seine Nopalpflanzen erhielten ſich; hingegen die echten Cochenillinſekten gingen, weil ſich Niemand gleich nach ſeinem Tode ihrer annahm, alle verloren. Indeſſen gibt es auch ein ſogenanntes wildes Cochenillinſekt (cochenille silvestre,) welches, auf den Nopal verpflanzt, die Stelle der echten Gattung (cochenille fine ou mestéque) einigermaßen vertritt, und eine ſchlechtere, jedoch immer noch brauchbare, Cochenille in geringerer Quantität liefert. Die gedehnte Vorrede des Werkes (vom cercle des Philadelphes verfaßt) enthält einen Auszug aus ältern Schriftſtellern über die Cochenille, nebſt einer Rüge ihrer Irrthümer, und Nachricht von einigen Verſuchen, welche man mit dem wilden Inſekt auf St. Domingue angeſtellt hat; unter andern auch eine ſo genannte Histoire abrégée de la cochenille et de sa culture a St. Domingue von einem Hrn. Joubert de la Motte, dem Nachfolger des Hrn. Thiery, als königl. Bataniſten, welche aber von den Philadelphen mit einigen beißenden Anmerkungen begleitet wird, indem J. das Verdienſt des Hrn. Th. zu ſchmälern ſucht. Sodann folgt eine Lobſchrift auf den Letztern von Hrn. Arthaud, eine Zueignung an den König von Frankreich, die Th. für ſeine Abhandlung entworfen hatte, und noch einige kleine Aufſätze. Die Abhandlung vom Anbau des Nopals und der Erziehung des Cochenillinſekts ſcheint Hr. Th. den Philadelphen ſelbſt anvertraut zu haben. Sie füllt im zweiten Bande 174 S. und erſchöpft ihren Gegenſtand mit einer faſt übertriebenen Umſtändlichkeit. Voran geht eine Beſchreibung des ganzen Pflanzengeſchlechts, welches Linné Cactus nennt, und worin alle mit dem Nopal verwandte Gat-

tungen begriffen ſind. Der Nopal, den man im mexicaniſchen Reiche bauet, gehört unter die Arten mit plattgedrückten Gliedern (Opuntiae) iſt aber wahrſcheinlich noch nicht genau beſtimmt geweſen, und kann, weil man ihn in St. Domingue noch nicht blühen ſah, auch jetzt nur unvollkommen beſchrieben werden. Außerdem gibt es noch den ſo genannten caſtillaniſchen Nopal und die Opuntia von Campeche, auf denen die echten Cochenillinſekten fortkommen. Die Anlegung einer Nopalerie, die Pflanzung, Wartung, Krankheiten und Feinde des Nopals werden genau beſchrieben. Dann folgt die Beſchreibung der Cochenillinſekten, zuerſt der wilden hernach der echten (fine,) ihrer Auferziehung, Pflege, Ausſaat, Einſammlung, Feinde, Krankheiten und die Anwendung des Geſagten auf die franzöſiſche Colonie in St. Domingue. Von dem wilden Cochenillinſekt, und von einigen Cactusarten findet man ſehr mittelmäßige illuminirte Abbildungen am Ende des Werkes. Die genauen, umſtändlichen Details über den Anbau des Nopals und die Auferziehung der Cochenille können gleichwol eigentlich nur den Einwohnern jener Gegenden, die zu dieſen Endzwecken tauglich ſind, am lebhafteſten, und demnächſt auch dem Gelehrten, der alle Lücken der menſchlichen Erkenntniß gern ausgefüllt ſähe, intereſſiren. Allgemeines Intereſſe hingegen wird gewiß die Reiſebeſchreibung des Verfaſſers erwecken, die ein Ungenannter gerettet und den Philadelphen mitgetheilt hat. Freilich ſcheint es an einer Stelle, als ob er ſie auch interpolirt hätte: eine Bemerkung, die vielleicht den Herausgebern ſelbſt entgangen iſt. Es finden ſich nämlich zwei Lücken in der Reiſebeſchreibung. Nachdem ſie ſchon abgedruckt war, erhielten die Philadelphen noch einige Papiere von Hrn. Th. eigner Hand, woraus dieſe Lücken ergänzt werden konnten. Dieſes Supplement war daher dem zweiten Bande angehängt. Hier nun findet ſich eine Nachricht von Vera Cruz, die der in der Reiſebeſchreibung gegebenen geradezu widerſpricht; und wenn man unterſucht, woher dieſer Unterſchied wol entſtanden ſein möge, ſo ſcheint es faſt, als ob der Ungenannte, weil ihm gerade dieſe Papiere fehlen mochten, die Lücke aus dem Raynal zu ergänzen geſucht habe, den, unglücklicher Weiſe für ihn, Hr. Th. hier beſtritten oder eigentlich verbeſſert hat. Dieſe Kleinigkeit abgerechnet, hat uns die ungeſchmückte, aber äußerſt lebhafte, Erzählung der Reiſebegebenheiten des Verf. ſehr angezogen. Es iſt angenehm, wenn man Reiſebeſchreibungen lieſt, den Charakter des Beobachters gleich aus ſeinen Bemerkungen und Abenteuern entwickeln zu können; man ſieht alles deſto wahrer und deutlicher, je genauer man die Refraction berechnen kann, die dem Medium, durch welches man ſehen muß, eigen iſt. Nachrichten vom ſpaniſchen Amerika ſind an ſich äußerſt ſelten; ſie erhalten aber einen noch weit höhern Werth, wenn ein Mann, wie Hr. Th., den Alles zu intereſſiren, der für Alles Sinn zu haben ſcheint, die Gegenſtände richtig und ſcharfſinnig auffaßt, lebendig darſtellt, und das Wichtige vom Unbedeutenden unterſcheidet. Man wird mit Vergnügen leſen, was er von der Havanna und von Vera Cruz, von den Schönheiten, dem Reichthum und den Schreckniſſen der Natur in dem von ihm durchreiſten Theil des mexikaniſchen Reiches, von der

Bevölkerung, dem Charakter, der Bildung und den Sitten der Spanier, Indianer und Neger, von der Art zu reiſen, von dem Ackerbau den Früchten, dem Klima und vielen andern Dingen erzählt. Der Enthuſiasmus, die Aufopferung, womit er Gefahren trotzt und mancherlei Abenteuer beſteht, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, die Keckheit, der Edelmuth, die Beweglichkeit des ihn belebenden Gefühls, ſeine aufgeklärte, von Vorurtheilen freie Denkart, ſeine Freimüthigkeit, ja ſogar ſein Leichtſinn und ſeine Nationaleitelkeit, erwecken zu gleicher Zeit ein gutes Vorurtheil und lebhafte Theilnahme für ihn.

5) **Voyage en Corse, et vuës politiques sur l'amelioration de cette isle, par l'Abbé Gaudin etc. gr. 8. Paris 1787. St. 58. S. 582.**

Die franzöſiſchen Schriftſteller empfanden frühzeitig, daß an Büchern, wie an Kunſtſachen aller Art, die Form mehr als die Materie gilt, und gaben daher ihren Werken alle jene Vorzüge, um derentwillen man ihnen die Gründlichkeit erließ, die das ſchwerfällige Erbtheil ihrer Nachbarn geblieben iſt. Bei dieſer Nation aber, die wir in der Kunſt, Bücher zu ſchreiben, mit Recht als Meiſterin erkennen, ward wol zu keiner Zeit ſo ſehr als jetzt, gegen die Regeln dieſer Kunſt geſündigt. Ohne tiefer als ſonſt zu dringen, ſcheint man theils die Annehmlichkeit und Präciſion der Schreibart, theils ſogar das äußere Machwerk, worauf man ſich wol ehedem etwas zu gute that, zu vernachläſſigen; und es kommt unter ziemlich viel verſprechenden Titeln, oft eine ſehr buntſcheckige, zuſammengeflickte Fabrikwaare in das Publikum, deren ſich ein deutſcher Stoppler faſt zu ſchämen hätte. Ein Beiſpiel haben wir vor uns liegen. Die Reiſe ins Innere von Corſika füllt nur 66 S. Voran geht aber ein weitläuftiges deſultoriſches Raiſonnement über die Urſachen des jetzigen Verfalls der Inſel, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. Am Ende folgen noch allerlei ſehr mittelmäßige Poeſien; eine Beſchreibung des kriegeriſchen Tanzes (Moresque) der Corſikaner; ſodann Anekdoten und Charakterzüge dieſes Volkes, ungefähr im Geſchmack des Esprit des Journaux; und endlich eine Rede des Verf. bei ſeiner Aufnahme in die Akademie zu Lyon. Die Reiſe ſelbſt, ein Gemiſch von Proſa und Verſen, alſo eine ſein ſollende Nachahmung der von Bachaumont und la Chapelle, iſt eine flüchtige Erzählung einer Luſtpartie in dem Bergbezirk Niolo, und läßt den Leſer, der Corſika genau zu kennen wünſcht, ſehr unbefriedigt. Es fehlt zwar dem Verfaſſer nicht an Kenntniſſen; allein wir möchten faſt glauben, daß die höchſte Kultur ſich in Abſicht auf Beobachtungsgeiſt gewiſſermaßen an den rohen Stand der Natur wieder anſchließt, weil der Blick des Mannes, der in der großen Welt zu leben gewohnt iſt, ſo ſchnell abgleitet, wie der Blick des Wilden, und bei den wichtigſten Gegenſtänden nie länger, und oftmals nicht ſo lange, als bei den geringfügigſten verweilt. Von einem ſo unbekannten Lande iſt indeſſen Alles willkommen; und, bloß als Beitrag angeſehen, hat auch das Wenige, was Hr. G. hier liefert, immer

noch ſeinen Werth. Ueber die Lage und das Klima der Inſel, ihre allgemeine phyſiſche Beſchaffenheit, Geſtalt, Sitten und Charakter der Einwohner finden wir manche Bemerkung eingeſtreuet. Noch immer iſt Corſika für Frankreich eine Laſt, ob es gleich, wie der Verf. meint, nicht ſchwer fallen würde, die ungeſunde Ebene von Aleria urbar und geſund zu machen, die Bevölkerung, welche fünfmal ſtärker ſein könnte, zu vermehren, Induſtrie zu erwecken, Handelsprodukte zu ziehen, und Manufakturen zu begünſtigen. Sehr freimüthig ſetzt der Verf. die Armuth und die übergroße Anzahl der Geiſtlichen und Mönche unter die Urſachen des Verfalls; und ganz im Geiſte der gallikaniſchen Kirche eifert er wider den zu ſtarken Einfluß des Papſtes zu Corſika. Die Naturgeſchichte erwähnt er kaum mit einigen Worten. Hin und wieder kommen grammatikaliſche Fehler vor, die vielleicht auf Rechnung des Setzers gehören; allein ſolche neue Wörter, wie assainir, assainissement und einige Nachläſſigkeiten im Ausdruck fallen dem Verf. zur Laſt.

6) **Etat actuel de l'Inde, et considérations sur les établissements et le commerce de la France dans cette partie du monde etc. 8. London et Paris. St. 61. S. 611.**

7) **Démonstrations élémentaires de Botanique. gr. 8. 3 Voll. Lyon 1787. St. 69. S. 695.**

8) **Thieſſenthaler's Beſchreibung von Hindoſtan, herausgegeben von Joh. Bernoulli. 4. Zweiter und dritter Band. Gotha. St. 103. S. 1027.**

9) **Voyage en Turquie et en Egypte fait en l'année 1784. 12. Varsovie et Paris. St. 113. S. 1135.**

10) **Description des terres Magellaniques et des pays adjacens. Lausanne 1787. 16. 2 Voll. St. 114. S. 1143.**

Mancherlei Fälle gibt es, wo die Anonymie gleichgültig, verzeihlich, ja ſogar nothwendig iſt. Wiſſenſchaftliche Ausarbeitungen, wenn nur die Quellen angezeigt werden, und Werke des Geſchmacks mögen immerhin anonymiſch erſcheinen, ohne daß der dadurch zu bewirkenden Belehrung und Unterhaltung etwas abgeht. Beſcheidenheit kann es entſchuldigen, daß Facta ohne Bürgſchaft des Beobachters erzählt werden, obwol dies allemal auf Koſten der Glaubwürdigkeit geſchieht; endlich kann es eine Kriſis geben, wo heilſame Wahrheiten geſagt werden müſſen, trotz der verderblichen Partei, die ſie zu unterdrücken ſucht, und noch mächtig genug iſt, den kühnen Wahrheitsprediger zu mißhandeln. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Buchhändler oder den Ueberſetzer, der ein Werk, welches mit der Autorität des Namens ſeines Verfaſſers ſchon verſehen iſt, und lauter geographiſche, phyſiſche und hiſtoriſche Bemerkungen enthält, die von jenem Namen einen Theil ihres Gewichts erhalten mußten, ohne dieſe Beglaubigung in einer andern Sprache herausgibt, und dadurch auf eine dreifache Art ſündigt, indem er glaubwürdigen Factis einen Theil ihrer Authen-

tie, und einem verdienten Manne ſeinen Ruhm vorenthält, das Publikum aber mit dem Schein der Neuheit zu täuſchen ſucht. Das vor uns liegende Werk iſt eine Ueberſetzung von Thomas Falkner's description of Patagonia (S. A. 777. Zug. S. 497.) welche 1774 in London herauskam, mit Hinweglaſſung der Vorrede und der Landkarten. Der einzige Unterſchied zwiſchen der Urſchrift und dieſem Produkt der Induſtrie iſt die Abtheilung in 33 Kapitel, ſtatt deren das engliſche Werk dieſelbe Materie nur in ſechſen vorträgt; und leider! können wir uns dabei des Argwohns nicht erwehren, den die unzeitige Verſchweigung des Namens des Verf. ſo ſehr zu rechtfertigen ſcheint, daß auch dieſe geringfügige Abänderung ein (freilich höchſt erbärmlicher) Kunſtgriff ſein könne, um die Neugierde zu körnen, und die Quelle, aus welcher man ſchöpfte, zu verdecken.

11) Die Engländer in Indien. Nach Orme. Dritter Band. Leipzig. St. 139. S. 1386.

12) Transactions in India etc. containing a history of the British interests in Indostan. gr. 8. London. 1786. Ebend. S. 1387.

13) Beiträge zur Völker= und Länderkunde. Herausgegeben von M. Sprengel und J. R. Forſter. Dritter bis achter Band. Leipzig. St. 140. S. 1403.

14) L'influence de la découverte de l'Amerique sur le bonheur du genre humain. Par Mr. l'Abbé Genty. gr. 8. Paris. St. 141. S. 1409.

Der Verfaſſer ſchrieb, nachdem der von der Akademie zu Lyon angeſetzte Termin zum Empfang der Wettſchriften über Hrn. Raynal's Preisfrage ſchon verfloſſen war; er band ſich alſo nicht mehr genau daran. R. hatte nur gefragt: ob die Entdeckung von Amerika dem Menſchengeſchlechte Vortheil oder Schaden gebracht habe? und im erſten Falle, wie der Nutzen weiter zu verfolgen, im andern aber, wie dem Uebel abzuhelfen ſei? Hr. G. hingegen theilt ſeine Arbeiten in ſieben Abſchnitte: 1) Hätte die Entdeckung von Amerika ſeinen urſprünglichen Bewohnern nützlich werden können? und 2) iſt ſie ihnen wirklich nützlich geworden? 3) Konnte dieſe Entdeckung auch den neuen Anſiedlern in Amerika nützlich ſein? 4) War ſie es aber in der That? 5) Welche Vortheile konnte ſich Europa davon verſprechen? 6) Iſt ſie nun für Europa vortheilhaft geweſen? Endlich 7) welches ſind die Mittel, die Vortheile der Entdeckung zu vergrößern und ihr Nachtheiliges zu vermindern? — Die Sphäre des Möglichen ſcheint ſich in unſerer Vorſtellung immer weit über die Grenzen der Wirklichkeit auszudehnen; daher findet Jeder, wenn er nach ſeinem Gefühl, ſeiner Einſicht und Beurtheilungsgabe ſich eine hypothetiſche Norm der Sittlichkeit entworfen hat, die wirklichen Begebenheiten nicht nur mit ihr im Widerſpruch, ſondern er dichtet ſich auch eine neue, ihr angemeß=

nere, Ordnung der Dinge. Dieſe, in Abſicht auf die Vergangenheit ganz unfruchtbare, Dichtung wirkt doch für Gegenwart und Zukunft, in ſo fern dadurch die Vorzüge jener moraliſchen Norm Vielen näher gelegt werden, und ihr eine allgemeinere Annahme verſchaffen. Ein philoſophiſcher Geſchichtsroman, deſſen Verfaſſer die gute Abſicht hat, die Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts zu befördern, indem er von ihrem Ideal ausgeht, und durch eine geſchickte Stellung der Begebenheiten ein wahrſcheinliches Reſultat herausbringt, hat daher allerdings einen großen Einfluß auf die Denkart, und folglich ſelbſt auf die Handlungen der Zeitgenoſſen. Je einfacher mithin, je allgemeiner und umfaſſender die Grundſätze ſind, von deren praktiſcher Anwendung der Schriftſteller Gutes hofft; je höher der Begriff iſt, den man von ſeinem zarten und richtigen Gefühl, ſeinem Scharfblick, dem Umfang und der Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und ſeinem reifen Urtheil erhält; je genauer er zwiſchen einer im Allgemeinen umhertappenden Deklamation und einer auf willkürliche oder gar paradoxe Vorausſetzungen gegründeten Beſtimmung des kleinſten Details die Mitte zu treffen weiß: deſto überredender und nützlicher kann ſeine Arbeit ſein. An der Vorſtellung, die ſich Hr. G. von Amerika und der phyſiſchen Beſchaffenheit ſeiner Eingebornen vor der Entdeckung macht, dürfte zwar noch Manches zu berichtigen ſein; doch bauet er ſelbſt nicht viel darauf, ſondern geht bald zu allgemeinen Betrachtungen über das Elend der Wildheit fort, wo er ſehr richtig den Vorzug, den man dieſem Zuſtande vor der Geſelligkeit hat einräumen wollen, ein jeu d'esprit nennt. Auf einer höhern Glückſeligkeitsſtufe ſtanden die Mexikaner und Peruaner, als halbgeſittete Völker. Die letztern zumal waren zur Zeit der Entdeckung vielleicht das glücklichſte Volk der Erde; allein ihre Verfaſſung nahte ſich ſchon dem Despotismus, und hatte weſentliche Gebrechen. Die Entdeckung hätte die Wilden ſchneller civiliſiren, und den Halbwilden eine vollkommnere Einrichtung geben können, indem ſie ihnen unſre Künſte, und unſre religiöſe, politiſche, ſittliche Einſicht mitgetheilt hätte. (Hier iſt indeß der Verf. weislich beim Allgemeinen ſtehen geblieben; etwa weil die Erörterung der Frage: was europäiſche Kunſt und Wiſſenſchaft damals war und wirken konnte, leicht ſeinen Hauptſatz umgeſtoßen hätte? So mißlich bleibt immer ein jedes Raiſonnement über das Mögliche, welches man dem Wirklichen ſubſtituiren möchte.) Die niedrigen, halb überſchwemmten Gegenden von Guiana und Louiſiana, die ſandigen Seeküſten von Peru und Carolina abgerechnet, iſt Amerika zum Anbau unter verſchiedenen Himmelsſtrichen vortrefflich gelegen, und von der Natur keineswegs vernachläſſigt worden. Gab es gleich einige ungeſunde Striche, ſo waren dagegen ungeheure Reiche vorhanden, wo ſich glückliche Kolonien anlegen ließen, indem man mit den Eingebornen, anſtatt ſie feindlich zu behandeln und vertilgen zu wollen, Verträge geſchloſſen hätte. Einzelne Beiſpiele, wie Penn und Baltimore, beweiſen die Möglichkeit dieſes guten Vernehmens. Von einer andern Seite hätte der damalige Zuſtand der Wiſſenſchaften in Europa, wovon der Verf. ein freimüthiges Gemälde aufſtellt, durch die Erſcheinung eines neuen Welttheils Vieles gewinnen, und der ſtolze Europäer von den Wilden

ſich manche Lehre abſtrahiren können. (Dies iſt aber auch geſchehen; nur konnten dieſe Wirkungen, ihrer Natur nach, ſich nicht ſo plötzlich, wie andere Folgen der Entdeckung, äußern.) Der Handel mußte ſich in neue Kanäle wenden, und ſo wie neue Bedürfniſſe und neue Schätze des Fleißes bei den Eingebornen von Amerika entſtanden wären, hätte er eine größere Activität erhalten. Die Induſtrie der Mauren hätte neues Leben durch alle Provinzen Spaniens verbreiten, und Amerika mit Manufakturwaaren, ja wol gar mit Lebensmitteln, verſehen können. Günſtig war überdies noch der Zeitpunkt, wegen der beinahe gänzlichen Befreiung der europäiſchen Nationen vom Joche des Feudalſyſtems und wegen der vielen großen Fürſten, die damals regierten. Wenn man die Geſchichte einigermaßen kennt, ſo läßt ſich nun der Contraſt der wirklichen Begebenheiten mit den Erwartungen, wozu dieſe Aſpekten zu berechtigen ſchienen, leicht denken; er iſt ſchauderhaft, und der Verfaſſer hat ſeinem Muſter, Raynal, die Kunſt, zu rechter Zeit mit Gefühl und Enthuſiasmus zu deklamiren, abgelernt. In 15 Jahren blieben in St. Domingo von einer Million Einwohner nur 60,000 am Leben, die in den nächſten 10 Jahren bis auf 14,000 ſchmolzen. So wurden auch die Völker in Cuba und Jamaika ausgerottet. Die Ausſicht des unermeßlichen Gewinnſtes zündete eine Wuth in den Gemüthern an, wovon die Metzeleien in Mexico und Peru, der ſchändliche Verkauf der Provinz Venezuela an Augsburgiſche Kaufleute, und das in Santa Fé und Chili vergoſſene Blut zeugen. Die Portugieſen verfuhren in Braſilien, und die Franzoſen und Engländer gegen die Caraiben und nordamerikaniſchen Wilden, mit gleicher Grauſamkeit. Hr. S. nimmt hier Veranlaſſung, den Bemühungen der Miſſionaire in Amerika, und namentlich den Jeſuiten, wegen ihrer Anſtalten in Paraguay und Californien, Weihrauch zu ſtreuen. Es macht ihm Ehre, daß der Glaube an Tugend ihm das innigſte Bedürfniß iſt; aber eine Tugend, welche die Guaranis bekehrt, und, um ſie glücklich zu machen, ſie aller Vorrechte der Menſchheit beraubt und zu Maſchinen bildet, iſt doch nicht die einzige, die er anerkennt? Auch die Entdecker und Eroberer ſelbſt verfolgten ein unerbittliches Schickſal. Zuerſt ſchildert der Verfaſſer Ferdinands und Karls V. ſchwarzen Undank gegen Columbus und Cortez, und das Ende der Pizarren und der übrigen Ungeheuer, die ſich unter einander auf dem Schauplatz ihrer Schandthaten aufrieben. Sehr ſchön und treffend rügt er dann die unſinnige Politik der europäiſchen Mächte, die Jahrhunderte lang den Ackerbau, den Handel, die Induſtrie ihrer amerikaniſchen Kolonien unterdrückte; die nachtheiligen Folgen der im ſpaniſchen Amerika eingeriſſenen Möncherei; den Haß, welcher Neger und Indier, Mulatten, Meſtizen und Weiße gegen einander erbitterte, und vom Gouvernement unterhalten ward; die Unmenſchlichkeiten der Bukaniers und Pauliſten, und den verhaßten Negerhandel, der, ſo lange er auf den weſtindiſchen Inſeln fortdauert, dort alle Hoffnungen künftiger Glückſeligkeit unfehlbar vereiteln muß. Es war zu erwarten, daß die Revolution in Nordamerika ihn tröſten und ihm frohere Ausſichten eröffnen würde; jedoch Nationalvorurtheil bis zum Frohlocken über die franzöſiſche Unterſtützung hätten wir hier am we-

nigſten geſucht, wo die Handlungen der Menſchen ſonſt nicht nach politiſcher Convenienz, ſondern nach ſtrengen poſitiven Geſetzen der Moral, gerichtet werden. Wir übergehen die meiſterhafte Darſtellung der Wirkungen, welche das amerikaniſche Gold und Silber zuerſt in Spanien und demnächſt in ganz Europa, hervorbrachte, und zeichnen nur noch aus, daß der Verf. ziemlich wahrſcheinlich zeigt, die jährliche Einnahme an Metallen habe anfänglich nie mehr, als den 10. Theil des Grundertrags von Spanien betragen, bis endlich die Vernachläſſigung des Ackerbaues ein ganz anderes Verhältniß feſtſetzte. Die einzigen Vortheile der Entdeckung glaubt Hr. G. darin zu finden, daß die Naturgeſchichte, die Botanik, die Geographie, die Schifffahrt und die Sternkunde Fortſchritte gemacht, daß die Künſte neue Materialien und Werkzeuge erhalten haben, daß die Fieberrinde entdeckt worden ſei, und der Handel nunmehr die ganze Erde umfaſſe. Dieſe Vortheile ſcheinen ihm zu theuer erkauft, und ſogar größtentheils zweideutig, weil ſie vielmehr die Begierden reizen und die Bedürfniſſe vermehren, als wahres Glück gewähren können. Gold und Silber, Edelgeſteine und andere Koſtbarkeiten will er gar nicht einmal dahin gerechnet wiſſen. Von dem Einfluſſe jener wiſſenſchaftlichen Fortſchritte auf unſere ganze politiſche und ſittliche Verfaſſung erwähnt er kein Wort; denn freilich wäre es [illegible] um ſo manche ſchöne Tirade geweſen, wenn er am Ende ſich [illegible] hätte ſagen müſſen: im Allgemeinen wie im Einzelnen betrachtet, iſt der Menſch jetzt ſo glücklich, wie vor der Entdeckung; die Leidenſchaften ſind dieſelben, ſind noch die Quellen des Genuſſes wie des Leidens: nur die Gegenſtände ſind zum Theil verändert; und wenn der Menſch nicht umſonſt das Geſchenk der Vernunft erhielt, ſo kann man nicht läugnen, daß auch die niedrigſten Volksclaſſen ſeit jener Epoche an Ausbildung gewonnen haben. Die ganze Frage bleibt immer einſeitig und ſchief; denn einer an ſich gleichgültigen Begebenheit das Gute oder das Uebel, das darauf erfolgte, und eigentlich in der menſchlichen Natur ſeinen Grund hat, zuzuſchreiben, iſt wenigſtens unphiloſophiſch, welches ſchon daraus erhellt, daß man für Amerika hier Ferdinand, Columbus, Schießpulver, Magnetnadel, füglich ſubſtituiren und immer daſſelbe Reſultat herausbringen kann. Die unmittelbaren Folgen der Entdeckung kann man ſich nicht ſchauderhafter denken; wenn aber Jemand ihren ganzen Vortheil und Nachtheil gegen einander abzuwägen ſich erkühnt, ſo darf man wol verlangen, daß er es auf einer Höhe thue, wo alle Verkettungen des menſchlichen Schickſals offenbar werden, und das Auge alle Verhältniſſe erſchöpft und umfaßt, nicht auf dem niedrigen Standpunkte, wo die Ereigniſſe der Welt überhaupt nur als ein regelloſes und zweckloſes Gewühl erſcheinen. So viel iſt evident: in ſeinem Urſprunge war das Menſchengeſchlecht nicht, was es erſt werden ſollte; es hatte nur Anlagen, die ſich zu Fertigkeiten entwickeln mußten, und mit dieſer Entwickelung waren die ſchrecklichſten Phänomene unzertrennlich verbunden. Viele Stürme ſind indeß überſtanden, durch viele große gewaltſame Revolutionen haben wir uns emporgearbeitet: denn bei jedem neuen Anlaß ſind wir erſt thätig, und bereuen ſpäterhin, die allzuraſche Thätigkeit; wer weiß, wie oft wir noch ſtürzen,

ehe wir gehen lernen? — Daß der Verf. im letzten Abſchnitt alle ſeine Hoffnungen auf die nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſetzt, iſt ſo kurzſichtig und deklamatoriſch, wie alles Uebrige. Richtiger iſt die Bemerkung, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht mehr fern iſt, wo die Ausbeute der Bergwerke die Koſten nicht mehr erſetzen wird, und es bei dem einmal in Umlauf gebrachten Gelde ſein Bewenden haben muß; ingleichen, daß der Negerhandel durch die Entvölkerung von Afrika aufhören wird, und daß Spanien in die Länge nicht hoffen darf, ſeine Kolonien zu behalten.

15) **Der Zuſtand des Staats, der Religion, der Gelehrſamkeit und Kunſt in Großbritannien, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Erſter bis vierter Band. Berlin. Von Wendeborn. St. 143. S. 1433.**

— — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Band dieſes lehrreichen Werkes enthält eine ausführliche Ueberſicht der Gelehrſamkeit und Kunſt in Großbritannien. Hr. W. geht die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften nach einander durch, kommt ſodann auf die gelehrten Geſellſchaften, die öffentlichen Bibliotheken, Schulanſtalten und Univerſitäten, bei welchen letztern er ſich in ein ſehr genaues Detail einläßt, und beſchließt ſeine Arbeit mit Nachrichten vom Zuſtande der Malerei, Bildgraber- (Kupferſtecher-) Kunſt, Baukunſt, Gärtnerei und Schaubühne. Beiläufig kommen an vielen Stellen Vergleichungen vor, wodurch die Verſchiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters anſchaulicher wird. So bemerkt er z. B., wie reichlich das brittiſche Publikum ſchriftſtelleriſches Genie belohnt; wie gut ſich dortige Schulmänner ſtehen, deren einige jährlich 6 bis 9000 Thaler einnehmen, welches freilich gegen unſere Einrichtungen gewaltig abſticht; wie die engliſchen Muſenſitze bei königlichen Einkünften in mönchiſcher Unthätigkeit ruhen, u. ſ. f. Dagegen fehlt es aber auch nicht an Seitenblicken, welche dem Gelehrtenſtande des feſten Landes nicht ſehr günſtig ſind, indem Hr. W. ſich gegen alles Syſtem nachdrücklich erklärt, und daher den deutſchen Gelehrten mehrentheils unter dem widrigen Bilde eines Pedanten erblickt. Den heftigſten Unwillen läßt er gegen deutſche Bücherrecenſionen aus, und zieht ihnen die engliſche Methode weit vor, Proben von jedem neuen Schriftſteller auszuheben und den Leſern das Urtheil zu überlaſſen. Uns fallen die Großen dabei ein, die ſich ſo leicht überreden, daß ſie Alles ſelbſt beurtheilen, indeß im Grunde Alles auf die Kunſt hinausläuft, ihr Urtheil zu lenken und im voraus zu beſtimmen. Beide Arten gelehrter Anzeigen haben ihr Gutes, und am Ende gehört zu beiden gleich viel Unparteilichkeit, Blick und Beurtheilungskraft des Kritikers. Die Frage wäre alſo wol nur: welche Methode man in ihrer Art der Vollkommenheit am nächſten gebracht habe? Gibt es mitunter deutſche Recenſenten, wie Hr. W. ſie ſchildert, ſo dürfte doch die Anzahl derer, die einem ſo mühſamen, Zeit verzehrenden und zum Theil ſogar gehäſſigen Geſchäfte, auf Koſten ihrer einträglichern, angenehmern und leichtern Arbeiten, bloß aus Pflicht gegen ihre Mitbürger, mit Gewiſſenhaftigkeit obliegen, bei weitem die zahl-

reichere ſein, und den einzigen Lohn, der ihnen werden kann, den Beifall und den Dank ihrer Zeitgenoſſen, verdienen. Die ſtreitige Frage gewinnt endlich noch ein ganz anderes Anſehen, wenn man mit einiger Wahrſcheinlichkeit darthun kann, daß unſere Journaliſten im Durchſchnitt für ein gelehrteres Publikum, als die engliſchen, arbeiten: denn ein ſolches Publikum, das die Glaubwürdigkeit einer Recenſion nach innern Gründen beurtheilen kann, darf ſchon eher, auf die Gefahr, ein parteiiſches Urtheil zu leſen, jene größere, durch einſeitige Proben ſich ſelbſt zu täuſchen, vermeiden; es unterſcheidet die beſcheidene Zuverſicht, welche aus Sachkenntniß entſpringt, von dem ſchneidenden Ton und der Petulanz des unbefugten Richters und kann die letztern ſo wenig an Recenſenten, als an Schriftſtellern, billigen. Wir wollen uns nicht ſchmeicheln, eine in Deutſchland durch Geſchmack und Gewohnheit allgemein beſtätigte Freiheit, über Gegenſtände der Literatur zu urtheilen, durch dieſe hingeworfenen Gedanken gerechtfertigt zu haben; allein von einem ſo eifrigen Freunde der Denkfreiheit, wie Hr. W., dürfen Andersdenkende vielleicht dieſelbe Duldung fordern, auf die er bei der Abfaſſung ſeiner eigenen Urtheile über mancherlei Gegenſtände im gegenwärtigen Werke gerechnet zu haben ſcheint. Gewiſſen Neuerungen in der deutſchen Rechtſchreibung verſagt der Verf. ſeinen Beifall, ſo wie den eckigen Buchſtaben und dem Löſchpapier unſerer Druckereien; dagegen zeigt er aber, daß die Schreibſeligkeit der Engländer verhältnißmäßig eben ſo groß, als die hierländiſche iſt, zumal wenn die Ueberſetzungen abgerechnet werden. Bei den Nachrichten, welche die Kunſt betreffen, und wiederholt bei dem, was über die Schaubühne geſagt wird, erklärt der Verf. im voraus, daß er auf den Namen eines Kenners auch nicht den entfernteſten Anſpruch mache: eine Aeußerung, welche hinreichend iſt, die Kritik zu entwaffnen, wenn ſie auch je zuweilen durch eine, mit derſelben nicht völlig übereinſtimmende, Derbheit im Aburtheilen ein wenig in Amtseifer gerathen könnte.

16) Karl, Freiherrn von Meidinger, Verſuch einer deutſchen Nomenklatur aller in der letzten Ausgabe des Linnéiſchen Natur-Syſtems befindlichen Geſchlechter und Arten der Thiere. Wien, 1787. St. 149. S. 1489.

Die Kunſtſprache und die Benennungen, welche Linné erfand, erhoben die Naturkunde zu einer Wiſſenſchaft. Das Gedächtniß blieb mit zwanzig und mehr ſchwankenden Nomenklaturen verſchont, ſobald eine beſſere allgemein angenommen ward, und die Gelehrten überall die 20 bis 30,000 Thier- und Pflanzenarten mit einerlei Namen bezeichneten. Für den gemeinen Mann iſt indeſſen die Linnéiſche Nomenklatur ſo wenig, wie jede andere, beſtimmt; und noch mehr: ſie kann ihm nie etwas helfen. Wollte man auch künftig bei dem Schulunterricht auf die Naturgeſchichte Rückſicht nehmen, ſo würde man doch ſehr den Zweck verfehlen, wenn man dem Bauer das Gedächtniß mit Namen von Dingen, die ihm hernach im ganzen Leben nicht wieder vorkommen, beſchweren wollte, anſtatt ihm richtigere Kenntniſſe von den Gegen-

ſtänden ſeines engen Wirkungskreiſes beizubringen. Auf ſeinem Standorte iſt der Blick eingeſchränkt; man faßt nichts zuſammen, ſchafft ſich keine allgemeinen Begriffe, keine Abſtractionen, ſondern alles Wiſſen iſt einzeln und ſpeciell. Die Thiere und Pflanzen, die den Landmann täglich beſchäftigen, ſind die einzigen, die er kennt und mit Namen zu nennen weiß; über dieſe Grenze hinaus iſt Alles unbeſtimmt, und jedes Dorf hat ſeine eigene botaniſche und zoologiſche Nomenklatur. Für die gebildeten Stände iſt der Umfang von Kenntniſſen ſchon größer und allgemeiner; mithin wird Ordnung und Methode unentbehrlicher. Hier tritt die Frage ein: ob für dieſe Klaſſe eine neue Nomenklatur in jeder lebenden Sprache erfunden werden müſſe; oder ob es nicht leichter, gleichförmiger und überhaupt zweckmäßiger ſei, auch hier die bereits eingeführte lateiniſche beizubehalten? Im erſtern Falle hätten wir alſo durch die Einführung der Linnéiſchen Namen nichts gewonnen, und der Naturforſcher müßte ſich wieder mit unerſetzlichem Zeitverluſt alle die verſchiedenen Namenregiſter eigen machen, um die Schriftſteller einer jeden Nation zu verſtehen, wenn ſie Wörter brauchen, die noch kein Wörterbuch enthält. Der andere hingegen hat nur die Schwierigkeit, daß man das Ohr an lateiniſche Namen gewöhne; und wie gering ſollte die nicht bei Menſchen ſein, von denen man billig erwartet, daß ſie Latein verſtehen! In der Botanik iſt ohnehin die Schwierigkeit ſo gut als überwunden; denn ſogar die Gärtner und Apotheker kennen bereits die Linnéiſchen Pflanzennamen, da hingegen ſie von Dieterich's, Planer's, Suckow's u. ſ. w. deutſchen Benennungen nichts wiſſen. Gegen die Einführung einer deutſchen Nomenklatur ſtreitet übrigens auch ſchon unſere Conſtruktion, welche alle Adjectiva vor ihrem Subſtantivo vorhergehen läßt, und den Syſtematiker, der den Namen des Geſchlechts (genus) und der Art (species), wie im Lateiniſchen zuſammen ausſprechen will, in die Verlegenheit ſetzt, für **Felis Tigris** und **Felis Leo** die Tigerkatze, die Löwenkatze zu ſagen, welches nicht nur, wie Hr. v. M. ſelbſt eingeſteht, wunderlich klingt, ſondern auch wirklich Verwirrung verurſacht, weil man ſchon längſt gewohnt iſt, ein beſonderes Thier, das vom Tiger weit unterſchieden iſt, mit dem Namen Tigerkatze, wie uns dünkt nicht unſchicklich, zu benennen. In einem einzigen Falle fühlt er ſelbſt eine Abneigung, die Art vor dem Geſchlechte zu nennen, und ſchreibt z. B., anſtatt Priamus-Tagfalter, der Tagfalter Priamus (Papilio Priamus). Durchgehends aber finden wir die Regeln übertreten, welche Linné in ſeiner critica Botanica ſo bündig vorgeſchrieben hat, z. B. daß die Namen der Klaſſen und Ordnungen in den Geſchlechtsnamen nicht wiederholt werden müſſen; wogegen hier der Großſchnabelvogel (Rhamphastos), der Ochſenhackervogel (Buphaga, und überhaupt eine Menge Beiſpiele unter den Geſchlechtern der Vögel, Fiſche, Inſekten und Gewürme vorkommen, dergeſtalt, daß oft die Benennungen durch ihre Länge gegen einen andern Linnéiſchen Kanon (249) auf eine unangenehme Art anſtoßen. Die Namen der Arten haben größtentheils den Fehler, welchen Linné im 287. Kanon rügt; ſie ſind nämlich dem Geſchlechtsnamen angeklebt: z. B. die Rattenmaus (**Mus Rattus**), die Hausmaus (**Mus Musculus**), der Wolfhund (**Canis**

Lupus), der Fuchshund (C. Vulpes), der Hyänahund (C. Hyaena), der Feldhund (C. Alopex), u. ſ. f. Wollte man dergleichen Mißlaute mit der Eigenthümlichkeit unſerer Sprache entſchuldigen, ſo wäre dies nur ein Beweis mehr, daß ſie ſich zu einer ſyſtematiſchen Nomenklatur nicht ſchickt. Allein, wie Hr. v. M. ganz richtig bemerkt, muß ein Schriftſteller, der ſich an eine neue Nomenklatur wagt, der deutſchen Sprache ganz mächtig ſein; und dann ließen ſich, wenn es nur der Mühe verlohnte, manche Anſtöße dieſer Art vermeiden. Auch würde man alsdann Benennungen, welche ſich in guter Geſellſchaft nicht ausſprechen laſſen, wie z. B. diejenigen, womit hier Simia Cynamolgos, Cervus Pygargus, Antilope Pygargus, Coracias, Psophia crepitans, Scarabaeus haemorrhoidalis, Carabus crepitans, Venus petulca etc. belegt werden, gegen anſtändigere vertauſchen können. Die generiſchen Namen hat der Verfaſſer faſt alle aus dem Handbuche des ſel. Leske entlehnt, und um ſo viel mehr wundern wir uns, daß er ſeine Arbeit herkuliſch nennt; allein freilich muß man ſich das Wort nur in Beziehung auf individuelle Kräfte denken, welchen ſogar die Beſtimmung der Papagaien im Buffon nach den Linnéiſchen (wieder eine herkuliſche Arbeit!) zu ſchwer fällt, und zwiſchen Alkmenens Sohn und einem modernen Herkules einen billigen Unterſchied machen. Uebrigens ſind die meiſten Linnéiſchen Trivialnamen hier ganz richtig überſetzt; und von dieſer Seite iſt die in der Vorrede ſo trotzig geäußerte Furcht vor den Kunſtrichtern ungegründet, zu denen ſichs aber Hr. v. Meidinger wol nicht verſehen hätte, daß ſie ſein ganzes Unternehmen für ziemlich entbehrlich halten, und weil er es ſelbſt als Beilage zu einem längſt vergeſſenen Buche ausgibt, einem gleichen Schickſale überlaſſen würden.

17) The life of Capitain James Cook. By Andrew Kippis. D. D. 4. London. St. 158. S. 1577.

Der Verfaſſer liefert zuerſt auf 10 Seiten die Lebensgeſchichte des berühmten Mannes bis in ſein 40. Jahr, mit Inbegriff einiger Nachricht von ſeinen Eltern. Die drei großen Schifffahrten füllen den ganzen Band, bis auf wenige Blätter, woſelbſt wir einige Charakterzüge theils vom Verfaſſer ſelbſt entworfen, theils in den bereits anderswo gedruckten Worten der Herren King, Samwell und Anderer antreffen. Aus der Einleitung zur letzten Reiſegeſchichte entlehnt er ein Paar Stellen über den wiſſenſchaftlichen Nutzen von Cook's Entdeckungen, führt aus Delille's jardins, Miß Hannah More's Slavery und Miß Seward's Elegie, einige poetiſche Lobſprüche auf den großen Weltumſegler an; und ſchließt mit einer Nachricht von der königlichen Freigebigkeit gegen ſeine hinterlaſſene Familie. Der Anhang beſteht ebenfalls in einem Gedichte der Miß Helen Maria Williams; ſie nennt es eine Ode, mit der Ueberſchrift: the Morai. An der äußerſt dürftigen Nachricht von der Lebensperiode, in welcher Cook den Grund zu ſeiner ſpätern Größe legte, merkt man ohne unſer Erinnern ſchon, daß in dieſem anſehnlichen Quartanten, wo man drei, aus gedruckten Büchern mit gar geringer Mühe ausgeſchriebene, Reiſebeſchreibungen ſtatt aller Biographie

zu leſen bekommt, die wichtige Frage unbeantwortet bleibt: welche Verhältniſſe näher und unmittelbarer zur Bildung eines ſolchen Mannes, und zur Entwickelung des in ſeiner Naturanlage unverkennbaren Genies mitwirkten? Eben ſo wenig iſt hier an ein Gemälde gedacht worden, welches den Mann voll Geiſt und Kraft in ſeiner Thätigkeit darſtellt, wie er Alles zur Erreichung ſeiner großen Abſichten vorbereitet und ordnet, den Zufall ſelbſt unter ſeine Geſetze beugt, und Alles mit dem umfaſſenden Blick, das Ganze ſowol, als jedes kleine Detail, durchſpäht. Man wünſcht die Mittel zu kennen, wodurch er wirkte, das Räderwerk ſeiner Maſchine auf einmal zu überſehen; jetzt mag man es ſich aus der Geſchichte ſeiner Fahrten zuſammenſuchen, die in einer ſo weitſchweifigen Erzählung nicht einmal das Verdienſt hat, die ganze Größe der Entdeckungen und Thaten Cook's anſchaulich zu machen. Wer nun gar eine philoſophiſche Beleuchtung dieſer merkwürdigen Unternehmungen und ihrer Wirkungen auf die Zeitgenoſſen und die Nachwelt erwartet hätte! Man irrt ſich ſehr, wenn man als Compilator des Denkens überhoben zu ſein glaubt; allein als Cook's Biograph, und bei ſo reichlich vorbereiteten Materialien, nicht zu denken und ſie nicht zu einem lehrreichen Ganzen zu verweben, iſt unverzeihlich, wenn es nicht aus Mangel an Kräften geſchieht. Der Name Cook iſt gleichwol eine ſo mächtige Empfehlung, daß auch die ſchlechteſte Fabrikwaare, die ihn an der Stirne trägt, ungeachtet ihr mattherziger Styl ſich nirgends mit einem eigenthümlichen Gedanken erhöbe, dennoch ihren Markt finden würde.

18) Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares et des Serpens. gr. 4. Paris. St. 163. S. 1625.

Der nunmehr verewigte Verf. der allgemeinen Naturgeſchichte hatte ſelbſt, indem er ſich noch kurz vor ſeinem Ende mit der Geſchichte der Wallfiſche beſchäftigte, dem Grafen de la Cepede die Ausarbeitung dieſes Fachs, welches die erſte und zweite Ordnung der Linnéiſchen Amphibien enthält, in der Abſicht aufgetragen, daß, wo möglich der ganze Umfang des Thierreichs auf eine gleichförmige Art behandelt werden möchte. In manchem Betracht befand ſich unſer Hr. Verf. dabei in einer unvortheilhaften Lage: denn einmal war es diejenige Thierklaſſe, wo ihm Andere noch am wenigſten vorgearbeitet hatten; und dann, was mußte er nicht alles wagen, indem er einem ſo unerreichbaren Vorgänger nachſtrebte? Wer dieſes bedenkt, und ſich zugleich beſcheidet, daß ein Buffon ſchwerlich zweimal in einem Jahrhunderte erſcheinen, am wenigſten genau in demſelben Poſten glänzen könne, wird, bei allen Mängeln und Unvollkommenheiten des vor uns liegenden Werks, dennoch dem Verf. Dank wiſſen, daß er mit der Geſchichte der Amphibien einen Anfang gemacht hat, dem man das (freilich ſehr relative) Lob, daß er bis jetzt noch das Beſte und Vollſtändigſte über dieſen Gegenſtand enthalte, nicht ſtreitig machen kann. Voran ſteht ein ziemlich ausführlicher Bericht an die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris von ihren zu dem Ende ernannten Commiſſarien, den Herren d'Aubenton, Fougeroux und Brouſonnet, über den Inhalt des Werkes, worin ſie

die Bemühungen des Hrn. Grafen auf die vortheilhafteſte Art beurtheilen. Eine vorläufige Abhandlung (discours) betrifft die allgemeinen Eigenſchaften der eierlegenden Quadrupeden, als Einleitung zur Geſchichte der einzelnen Gattungen. Kriecher (*reptiles*), will der Verf. dieſe Thiere nicht nennen; denn er meint, daß nur die Schlangen eigentlich kröchen, weil ſie keine Füße hätten. Allein dieſe Definition iſt blos willkürlich erſonnen, und ſtreitet gegen den Sprachgebrauch; auch können wir Deutſchen zum Unterſchied serpere mit gleiten überſetzen. Indeſſen ſieht man, wie der Reichthum oder die Armuth einer Sprache ſelbſt die Begriffe, die darin ausgedrückt werden ſollen, modificirt. Warum behielt der Verfaſſer nicht lieber den ſo gut gewählten Namen Amphibien bei, um eine Thierklaſſe zu bezeichnen, die in ihrer Bildung und Lebensweiſe, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu gleicher Zeit mit den warm- und kaltblütigen Thieren verwandt iſt? Der in dieſem Wort enthaltene Begriff ſchließt ja die Fähigkeit, beides, im Waſſer und auf dem Lande zu leben, nicht nothwendig in ſich. War er etwa nur darum mißfällig, weil ihn Linné zuerſt in dieſem Sinne gebraucht hatte? — Von der Bemerkung, daß dieſe Thierarten vorzüglich in den wärmern Gegenden zu Hauſe ſind, geht der Verfaſſer über zu der Unterſuchung der weſentlichen Kennzeichen, wodurch ſie ſich von den Säugethieren unterſcheiden. Ihre Sinne, das Geſicht ausgenommen, müſſen insgeſammt ungleich ſtumpfer ſein, und dieſe Schwäche ſei vielleicht hinlänglich, um auch die inwendige Bildung zu modificiren; (es ſollte heißen: ſie ſteht mit einer ihr angemeſſenen innern Organiſation in Verhältniß); ſie veranlaſſe (?) eine langſamere Bewegung, einen langſamern Kreislauf des Bluts, mithin weniger Friction und einen weit geringern Grad von thieriſcher Wärme, weshalb die Amphibien ſo leicht im Winter erſtarren. Auch die Menge des Bluts ſei verhältnißmäßig weit unbeträchtlicher, als bei warmblütigen Thieren, und circulire lange, ohne durch die Lungen zu gehen, indem eine Schildkröte mit zerfetzter Lunge und unterbundener Lungenarterie noch vier Tage gelebt habe. Das Knochengerüſt der Amphibien ſei ſehr einfach; vielen mangeln die Rippen, manchen auch die Halswirbel, deren die meiſten Eidechſen nur vier haben; ſo ſei auch der Darmkanal kürzer, faſt von gleicher Dicke, und endige ſich, wie bei den Vögeln und dem Biber, in ein gemeinſchaftliches Cloak; vielen fehle die Harnblaſe. Das Herz habe nur eine Kammer (eine Behauptung, die ohne nähere Beſtimmung doch Mißverſtand veranlaßt); das Hirn ſei klein, das Athemholen langſam und unregelmäßig; mit einem Worte, die ganze Maſchine ohne Vergleich einfacher, mithin dauerhafter, und das Lebensprincip, in ihr gleichförmiger ergoſſen, könne nicht überwältigt werden, bis man es von mehrern Seiten beſtürmt habe. Mit dem Waſſer habe die Subſtanz der Amphibien viel Uebereinſtimmung, und Feuchte, mit Hitze verbunden, trage zu ihrer Entwickelung das meiſte bei: da hingegen ſehr rege, warmblütige Thiere, voll Lebenskraft, ſich im Feuchten nicht lange erhalten. Jene ſind weniger Gefahren ausgeſetzt, wegen der Reproduction ſowol, als des ihnen eigenen zähen Lebens; über erſtere läßt ſich der Verfaſſer nicht in Unterſuchungen ein, und ſcheint auch die neueren, zumal bei uns

angeſtellten Verſuche nicht zu kennen. Das Nervenſyſtem und das Syſtem der Blutgefäße habe keinen ſo genauen Zuſammenhang, wie bei den Säugethieren, weil die Amphibien, wenn man ihnen den Kopf abgeſchnitten habe, noch lange zu leben pflegen; (umgekehrt müßte jenes erſt durch die Zergliederung dargethan werden, um es als eine Urſache des letzten Phänomens angeben zu können.) Sie können auch lange hungern, denn ihre Ausdünſtung ſei unbeträchtlich; äußerliche Hitze ſei ihnen aber deſto unentbehrlicher, je geringer die innere eigenthümliche iſt. Auch während der Erſtarrung verlieren ſie wenig oder nichts von ihrer Subſtanz; nur vertrocknet die äußerſte Hülle des Körpers: daher die Häutung im Frühling, die jedoch auch im Sommer ſich wieder ereignen kann, weil Hitze und Kälte einerlei Erſcheinungen veranlaſſen. (Bei den Fröſchen und Waſſerſalamandern, die ſich, wie der Verfaſſer ſelbſt erwähnt, im Sommer öfters häuten, kann Dürre der Haut doch nicht die Urſache ſein.) Wenngleich zuweilen ganze Schaaren von Amphibien einer Gattung beiſammen angetroffen werden, ſo ſind ſie doch nie zu einer Geſellſchaft vereinigt, jagen, arbeiten, kriegen nicht mit gemeinſchaftlichen Kräften; auch bauen ſie ſich keine eigenen Wohnungen. Der Geſchlechtstrieb wirkt dennoch heftig: viele haben eigene Töne, wodurch ſie einander anlocken; und die lange Dauer der Beiwohnung iſt Hr. de la C. geneigt, mit lange dauerndem Genuß für gleich geltend zu halten. Sie ſind fruchtbar, und zwar die größern Gattungen am meiſten, nicht wie bei den Säugethieren. Hingegen ſorgen ſie im geringſten nicht für ihre Nachkommenſchaft. Höchſtens ſuchen ſie ihren Eiern eine ſchickliche Stätte; und ein geringer Grad von Wärme iſt hinreichend, dieſe auszubrüten, da die Vögel einer ungleich größern bedürfen. Umgekehrt bleibt die warmblütige Thiermaſchine in der Folge bei einem Grad von Kälte in vollem Gange, wo die kaltblütige ſtockt. Sehr fein iſt die Bemerkung, daß die Amphibien ſchon deshalb, weil ſie, vom Entſchlüpfen aus dem Ei an, ſich ſelbſt überlaſſen ſind, alle Vortheile der Erziehung und Nachahmung entbehren, mithin auch der Sprache des Affekts verluſtig gehen, welche das Band zwiſchen der Mutter und den Jungen in der ſäugenden Thierklaſſe und bei den Vögeln iſt. So gering indeſſen ihre Fühlbarkeit iſt, ſo können ſie doch gebändigt und zahm gemacht werden, welches aber, wegen des widerlichen Biſamgeruchs der meiſten unter ihnen, nicht bis zur Familiarität gehen muß. Ihr langes Leben würde doch weit kürzer ſcheinen, wenn man den Winterſchlaf und den täglichen, gewöhnlich auch ſehr langen, Schlaf davon abrechnete. Die wenigſten Gattungen ſind giftig; da indeſſen kein einziges Säugethier und kein Vogel Gift bei ſich führt, ſo meint der Verfaſſer folgern zu dürfen, daß dieſe Eigenſchaft der Säfte nur bei kaltblütigen Thieren von einfacherer Bildung Statt finde. (Ob das kältere Blut etwas dazu thue, ließe ſich bezweifeln, denn es gibt doch nur äußerſt wenige giftige Fiſche, und außerdem muß zwiſchen dem Gift, welches zur Vertheidigung oder zum Angriff beſtimmt iſt, und dem im Körper verbreiteten, welches nur zufällig, z. B. wenn man das Fleiſch ißt, offenbar wird, ein Unterſchied gemacht werden.) Die methodiſche Tabelle, worauf alle eierlegende vierfüßige Thiere ſynoptiſch

dargeſtellt werden, iſt eine auffallende Abweichung von den Buffoniſchen Grundſätzen, indem hier alle die verſchiedenen Gattungen mit der äußerſten ſyſtematiſchen Strenge nicht nur klaſſificirt werden, ſondern auch eine jede in wenigen Worten einen diagnoſtiſchen Charakter erhält. Zuerſt zerfällt das ganze Heer dieſer Thiere in zwei große Ordnungen: geſchwänzte und ungeſchwänzte. Jene faßt zwei Geſchlechter in ſich; die Schildkröten und die Eidechſen; dieſe drei: nämlich Fröſche, Laubfröſche (Raines) und Kröten. Anhangsweiſe folgen noch die zweifüßigen Kriecher (Reptiles bipèdes). Die Schildkröten haben entweder floſſenartige oder kurze Zehen; die erſtern ſind die Seeſchildkröten, die andern die Schildkröten des ſüßen Waſſers und des Landes. Zur erſten Abtheilung zählt der Verfaſſer ſechs Gattungen: die gemeine Schildkröte (T. franche), die grünſchalige, die dickköpfige (Caouane), die mit dem Höcker auf der Naſe, (Nasicourne), die Caretſchildkröte und die lederartige (le Luth). Zwei von dieſen Gattungen, die grünſchalige und die mit der Höckernaſe, ſind nicht unter den Linnéiſchen begriffen: allein der Verfaſſer kennt ſie ſelbſt noch nicht, und nimmt ſie bloß auf das Zeugniß einiger Reiſebeſchreiber, die nicht Naturkundige waren, und eines Hrn. v. Widerſpach, der in Guiana gedient hat, in ſein Werk auf. Nachdem er die Eigenſchaften der Schildkröten und ihre allgemeinen Unterſcheidungszeichen in einer Art von Einleitung aufgezählt hat, beſchreibt er jede Gattung einzeln. Der Abſchnitt von der gemeinen Seeſchildkröte iſt, wie leicht zu erachten, der ausführlichſte. Sie ſollte nicht nur das Symbol der Langſamkeit, ſondern auch der vorſichtigen Klugheit ſein; (allein durch Klugheit zeichnet ſie ſich nicht aus: denn daß ſie den Nachſtellungen ihrer Feinde zu entkommen ſucht, hat ſie mit den meiſten Thierarten gemein); und ihre Attribute ſind Sanftmuth oder Harmloſigkeit und Stärke, inſofern ſie bloß paſſiven Widerſtand leiſtet. (Auch dies iſt unrichtig, denn ſie beißt den Matroſen, die ſie fangen und umkehren ſollen, oft die Finger, ja die ganze Hand ab.) Die verſchiedenen Arten, ſie zu fangen, füllen den größten Theil dieſes Abſchnitts aus. Die Abbildung iſt ſehr mittelmäßig. Die dickköpfige Schildkröte (la Caouane, T. Caretta Linn.) begnügt ſich nicht mit Pflanzenſpeiſe, wie jene, ſondern frißt auch junge Krokodile, Gewürme u. ſ. f. Daher iſt ihr Fleiſch thranig und nicht eßbar. Die Abbildung der Caretſchildkröte, deren Schale von den Handwerkern verarbeitet wird, iſt eine der ſchlechteſten. Von Land- und Flußſchildkröten zählt der Hr. Graf 18 Gattungen, worunter ſieben von Linné nicht erwähnt worden ſind: nämlich la Terrapène, la Rougeâtre, la Jaune, la Molle, la Chagrinée, la Roussâtre und la Noirâtre. Die erſte führt Brown in ſeiner History of Jamaica ganz kurz an; die zweite, aus Penſylvanien, hat Edwards abgebildet; die vierte iſt Hrn. Schneider's T. ferox. Die fünfte und ſechſte hat Hr. Sonnerat aus Indien mitgebracht; und von der ſiebenten iſt der Rückenſchild im königl. Cabinet zu Paris vorhanden. — Das weitläuftige Eidechſengeſchlecht beſteht aus acht Abtheilungen, welche zuſammen 56 Gattungen enthalten. Auch hier laſſen ſich die neuen Gattungen leicht überſehen; es ſind deren nur 10, wovon jedoch die beiden Krokodile, der ſchwarze vom Senegal und

der mit der langen Schnauze aus Bengalen (le Gavial), bereits durch Adanſon, Edwards und Gronov, die Eidechſe mit zwei Flecken und die giftſpeiende Eidechſe (L. bimaculata et L. sputator) durch Sparrmann, und die übrigen aus mehrern Reiſenden bekannt geworden ſind. Dagegen ſcheint der Verfaſſer auf die ſo weſentliche Verſchiedenheit des Alligators oder amerikaniſchen Krokodils vom afrikaniſchen gar keine Rückſicht zu nehmen; und des Hrn. v. Jacquin lebendig gebärende Eidechſe in den novis actis Helvet. iſt ebenfalls übergangen worden. Linné's Fleiß und der Umfang ſeiner Kenntniſſe, konnten in der That kein rühmlicheres Zeugniß erhalten, als durch dieſen unbedeutenden Nachtrag geſchieht. Bei dem Krokodil finden wir eine etwas zu ſehr gekünſtelte Vergleichung dieſes Thieres mit dem Löwen, dem Adler und dem Wallfiſche, als eben ſo vielen Königen gewiſſer Klaſſen von Thieren; um ihn dieſen an die Seite ſtellen zu können, ſchreibt der Verf. ihm Adel (noblesse) ſowol, als Stärke zu, und macht einen feinen Unterſchied zwiſchen der Gefräßigkeit aus Raubgier, und aus bloßem Hunger; daher laſſe ſich der Krokodil auch zähmen, wenn er nur gut genährt werde, u. ſ. w. (Allein iſt es nicht auch heißer Hunger und Durſt, was den Tiger zu einem ſo verabſcheuten Wütherich macht? und wenn Bändigung ein Beweis von ſanftem Naturell ſein ſoll — hat man nicht oft geſehen, daß auch der Tiger ſich von ſeinem Wärter necken läßt?) Uebrigens iſt dieſer Abſchnitt ſehr ſorgfältig ausgearbeitet, und auch in Abſicht des Styls nicht unwürdig, nach Buffon's Werken geleſen zu werden. Vom bengaliſchen Krokodil (Gavial) iſt bei Dax in Gascogne ein Stück vom Kinnbacken in Kalkſtein, halb verſteinert, gefunden worden. (Rec. hat ein vortreffliches Petrefakt von der ganzen Schnauze im Cabinet des Hrn. Kriegsraths Merck in Darmſtadt geſehen.) Die Figur, welche den Nilkrokodil vorſtellt, iſt nicht die beſte; und überhaupt hat ſich der Künſtler in vielen Fällen den Vorwurf zu Schulden kommen laſſen, daß die Verzierungen des Kupferſtichs ſorgfältiger ausgeführt ſind, als der Hauptgegenſtand. Anſtatt der Eidechſen ſieht man Pyramiden, Sphinxköpfe, thebaiſche und andre Tempel an. Eine der allerſchlechteſten Abbildungen iſt die der Iguana, die der Verfaſſer auch zu den aſiatiſchen Thieren gezählt wiſſen will, weil Dampier eine Eidechſenart, die er auf Neuholland ſah, mit dem Namen Guanos belegt, und der Eidechſenſtein (Saurites), deſſen Plinius erwähnt, auch dieſer Gattung zugehören ſoll. Auf die beſondere Eigenſchaft des Fleiſches der Iguana, daß der Genuß deſſelben denen, die an der Luſtſeuche krank ſind, äußerſt ſchädlich ſein ſoll, ſcheint er nur in einer Anmerkung von fern anzuſpielen, da man doch über eine ſo wichtige Sache gründliche Belehrung zu wünſchen Urſache hätte. So werden auch die neuerlich gerühmten Heilkräfte der gemeinen Eidechſe nur obenhin mit einem Worte berührt. Die L. velox von Hrn. Pallas hält der Graf für eine bloße Varietät dieſer Gattung. Daß dieſe Thiere auch kleinern Vögeln nachſtellen, will er gar nicht zugeben; höchſtens ſei dies, ſagt er, die Unart eines einzelnen, aber nicht der ganzen Gattung, welche durchaus ſanft und unſchädlich ſei. Ueberhaupt iſt es eine ſeiner Lieblingsideen, den Eidechſen ein ſanftes Naturell zuzuſchreiben;

und er behauptet ſogar: daß Schloſſer's amboiniſche Eidechſe ſich ohne Widerſtand mit Händen greifen läßt, ſei keineswegs ein Beweis ihrer Stupidität, ſondern lediglich der Gutmüthigkeit dieſes Thieres, welches ſich hauptſächlich von Früchten nährt. Die Fliegenfängereidechſe des Rochefort zählt er als Spielart zur grünen Eidechſe, welche hier als eine von der gemeinen abgeſonderte Gattung erſcheint. Auch den Seps varius des Laurenti rechnet er zu der grünen Gattung. Zu der gut ausgearbeiteten Geſchichte des Chamäleons hätte die Abbildung beſſer ſein ſollen; diejenige, welche Fr. Miller geliefert hat, ſcheint der Verfaſſer gar nicht zu kennen. Zur Linnéiſchen L. plica rechnet er die L. helioscopia des Pallas, ſo wie deſſen L. sanguinea zur L. algira Linn. Thunberg's L. lateralis ſoll auch nur Spielart der hier aus dem Ray, Sloane und Rochefort angeführten Mabuya ſein. Die kröpſigen Eidechſen (L. strumosa) freſſen einander auf (eben kein großer Beweis eines ſanftmüthigen Naturells). Für Sparrmann's giftſpeiende Eidechſe hat der Verfaſſer einen eigenen Namen, le sputateur, aus dem Lateiniſchen gebildet; und überhaupt hat er in den meiſten Fällen die Linnéiſchen Trivialnamen beibehalten. Nur wo er von ihnen abweicht, iſt er nicht allemal glücklich; ſo heißt z. B. die L. sexlineata bei ihm le Lion, welches, ſo vom Geſchlechtsnamen getrennt, zu Verwirrungen Anlaß gibt. Die kleine giftſpeiende Eidechſe verurſacht durch ihren ſchwarzen Speichel, den ſie von ſich ſpritzt, Geſchwülſte, wogegen man ſich des Spir. vin. camphor. bedient. Der Gecko hat an den Schenkeln eine Reihe kleiner Knötchen, deren jedes mit einer Oeffnung verſehen iſt. Vielleicht kommt das Gift, welches er den Speiſen mittheilt, wenn er darüber hinläuft, aus dieſen Oeffnungen. Sein Blut und ſein ſchäumender gelber Speichel ſollen tödtliches Gift ſein. Die hier gegebene Figur weicht ſehr von der im Seba ab, und uns dünkt, diesmal zu ihrem Vortheil. Die ſo genau damit verwandte L. mauritanica folgt unmittelbar unter der neuen Benennung Geckotte, welche dieſe Verwandtſchaft ausdrückt; ſie ſoll doch nicht giftig ſein. Die plattköpſige Eidechſe, deren Flacourt unter dem Namen Famocentrata erwähnt, iſt hier zum erſtenmal abgebildet; ein ſcheußliches Thier, deſſen Kopf, Füße und Schwanz ſeine Verwandtſchaft mit dem Chamäleon, Gecko und Waſſermolch darthun. Die L. Seps und Chalcides Linn. hält der Graf für einerlei Gattung, wozu er noch deſſen L. anguina und Anguis quadrupes nebſt Thunberg's L. abdominalis, zu rechnen geneigt iſt; hingegen liefert er unter dem Namen Chalcide eine neue Gattung, welche noch ſchlangenähnlicher, als die vorige iſt, deren Geburtsort man aber noch nicht anzugeben weiß. Der Drache wird freilich als eine Eidechſenart aufgeführt, und Linné's zweite Gattung fällt ganz weg, indem ſie wahrſcheinlich nicht verſchieden iſt. Die Geſchichte des Salamanders iſt wieder einer von den ſorgfältig behandelten Abſchnitten; dieſe Gattung und der Seps gebären lebendige Junge. Thunberg's L. Japonica zieht Hr. de la C. zum Salamander. Auch vereinigt er (jedoch nicht mit gleichem Rechte) die L. vulgaris, aquatica und palustris zu einer einzigen Gattung, wovon er eine ſchlechte Abbildung liefert. Eine neue Salamanderart aus Madagaskar, welche

hier le Sarroubé genannt wird, und eine ganz kleine dreizehige Eidechſe (la Troisdoigts), die am Veſuv zu Hauſe iſt und hier abgebildet erſcheint, machen den Beſchluß. Nachdem man in einem Geſchlechte den Krokodil und den Seps, den Drachen und den Waſſermolch vereinigt geſehen hat, muß man ſich wundern, wie der Verfaſſer die ungeſchwänzten Amphibien, die doch keinen weſentlichen generiſchen Unterſchied darbieten, in drei Geſchlechter abſondern konnte; allein zu geſchweigen, daß er darin Laurenti zum Vorgänger hatte, ſcheint er noch einen beſondern Beweggrund zu dieſer Trennung gehabt zu haben. Er bedauert nämlich die Fröſche in einer ſehr lebhaften Deklamation wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Kröte. Hätte dieſes verworfene Thier nicht exiſtirt und zu einer erniedrigenden Vergleichung Anlaß gegeben: wir hätten den Froſch, als ein Thier von angenehmer Bildung und von ganz vorzüglichen Eigenſchaften, äußerſt intereſſant gefunden, und an ſeiner Nützlichkeit, ſeiner Unſchädlichkeit, ſeinen reinen Trieben (instinct épuré), ſeiner ſchönen Taille (forme svelte), geſchmeidigen Gliedmaßen, lieblichem Farbengemiſch, und dem Schleim, der ſeine Reize erhöht, ein rechtes Wohlgefallen gefunden. So wie alles da ſteht, klingt es unſern Ohren faſt wie eine Satyre auf das arme Thier; unſer Verfaſſer konnte hingegen auf den franzöſiſchen Nationalgeſchmack Rechnung machen, und es geht noch einige Quartſeiten in dieſem empfindſamen Tone fort. So viel iſt indeſſen richtig, daß die Fröſche mit ſchärfern Sinnen, als die übrigen eierlegenden Quadrupeden, begabt ſind. Von den zwölf Froſchgattungen iſt keine einzige neu, obgleich drei nicht im Linnéiſchen Syſtem befindliche aus dem Seba und Laurenti entlehnt ſind. Das Geſchlecht der Laubfröſche erſcheint hier mit ſieben Gattungen, die ebenfalls ſämmtlich im Laurenti vorkommen; und von den 14 Kröten gilt ein Gleiches. Das Gegenſtück zum Froſch iſt, wie man leicht vorausſehen konnte, die gemeine Kröte, an der Alles, bis auf ihren Namen, des Verfaſſers Abſcheu erregt; man ſei in der Verſuchung ſie für das zufällige Produkt der Näſſe und Fäulniß zu halten, und begreife nicht, wie Mutter Natur ſich bis zu einer ſo ſcheußlichen Geſtalt habe vergeſſen können; alle ihre Theile ſeien mißgeſchaffen, ihre Gliedmaßen disproportionirt; ſie habe Augen und fliehe doch das Licht, nähre ſich von ſtinkenden oder giftigen Kräutern, auch von Inſekten, wie die ganz eigene Bildung ihrer Zunge beweiſe, habe einen giftigen Athem (offenbar übertrieben), ſetze den härteſten Schlägen nur Trägheit der Materie, die Hartnäckigkeit eines ſtockdummen Thieres, und einen ſtinkenden Saft entgegen u. ſ. f. Hier und bei einigen ähnlichen Gelegenheiten, fühlt man, daß Hr. de la Cepede über dem Beſtreben, ein höchſt vortreffliches Muſter zu erreichen, auf einen, in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlichen, Abweg gerathen iſt. Außer der buckligen Kröte (R. gibbosa Linn.) iſt keine andere Gattung dieſes Geſchlechts abgebildet, vielleicht um uns den Anblick ſolcher häßlichen Geſchöpfe zu erſparen. Allein auch unter den Laubfröſchen iſt nur die rothe Art, mit deren Blut man in Braſilien die Papagaien beſchmiert, damit ſie rothe Federn bekommen, einer Abbildung gewürdigt worden; und nach dem Verſuch des Künſtlers, den Brillfroſch (R. ocellata) und den kleinen Glockenfroſch (R. bom-

bina) darzuſtellen, ſcheint es faſt, daß ſeine Portraits von den ſchönſten der Sumpfbewohner neben den Wortgemälden des Verfaſſers nicht viel Ehre eingelegt hätten, und deshalb unterblieben ſind. Die Bipeden, welche dieſem Bande beigefügt ſind, machen den Uebergang zu den Schlangen. Indeſſen hält der Verfaſſer Linné's Anguis bipes für eine wirkliche Schlange, an welcher Linné aus Verſehen die Zeugungstheile für Füße angeſehen habe; und die Sirena lacertina mit Recht für eine Larve. Das erſte echt zweifüßige Reptil, welches hier beſchrieben und abgebildet wird, kommt aus Mexiko, hat ſeine Füße dicht unter dem Halſe und iſt geringelt, wie die Amphisbänen, weswegen es auch den Namen le Cannelé erhalten hat. Das zweite iſt die L. apoda des Hrn. Pallas, welche hier unter ihrem ruſſiſchen Namen Scheltopuſik erſcheint. Eine alphabetiſche Synonymentafel und ein Sachenregiſter ſind am Ende des Werks befindlich.

19) An account of the Pelew islands, situated in western part of the pacific Ocean, composed from the journals and communications of Captain Henry Wilson etc. by George Keate, Esq. F. R. S. gr. 4. London. St. 197. S. 1971.

Das oſtindiſche Poſtſchiff Antelope litt auf dem Rückwege von Macao nach England Schiffbruch an den bisher noch wenig mehr, als dem Namen nach bekannten Pelew= (Paleu= oder Palos=) Inſeln im ſtillen Meer, wenige Tagereiſen ſüd=oſtwärts von den Philippinen. Die Einwohner begegneten den Verunglückten mit allen erdenklichen Freundſchaftsbezeigungen, unterſtützten ſie in ihrem Vorhaben, ein neues Fahrzeug aus den Trümmern des geſcheiterten Schiffes zu bauen, und der König von einer dieſer Inſeln gab ihnen ſeinen eigenen jüngern Sohn mit, um ihn in England in den von ihm bewunderten Kenntniſſen und Künſten der Europäer unterrichten zu laſſen. Sie erreichten glücklich wieder Macao, kamen auf verſchiedenen Schiffen der oſtindiſchen Compagnie nach England zurück, verloren aber hier den armen pelewaniſchen Prinzen an den Blattern. Hr. Keate, der in der literariſchen Welt durch ſeine empfindſamen Reiſen bekannt iſt, übernahm das Geſchäft, aus den Tagebüchern und den mündlichen Nachrichten, die ihm Capitain Wilſon und einige Officiere mittheilten, eine umſtändliche Erzählung von den Begebenheiten dieſer unglücklichen Schiffsgeſellſchaft, und darin zugleich Alles, was man von den Sitten und der Lebensweiſe jener von der ganzen übrigen Welt abgeſonderten kleinen Völkerſchaft beobachtet hatte, dem Publikum vorzulegen. Eine geographiſche Nachricht von der Inſelgruppe der Pelews darf man hier nicht erwarten, indem der Schiffbruch auf einem Korallenriffe die erſte Bekanntſchaft mit ihnen veranlaßte, mithin die Möglichkeit, geographiſche Beobachtungen anzuſtellen, gleich anfänglich abgeſchnitten ward. Selbſt die Nachrichten von der phyſiſchen Beſchaffenheit derjenigen Inſel, auf welche ſich die Verunglückten retteten und wo ſie ein neues Schiff erbauten, und jener, welche ſie gelegentlich beſuchten, ſind äußerſt dürftig, und

laſſen uns in Zweifel, zu welcher Klaſſe von Inſeln wir ſie zählen ſollen, zu den hohen gebirgigen, oder zu den bloß aus Korall entſtandenen. Von den dortigen Naturprodukten überhaupt, den Gewächſen, Thieren und Mineralien etwas Beſtimmtes wiſſen zu wollen, hieße von Leuten, die theils dieſe Gegenſtände nie ſtudirt hatten, theils auch mit den Mitteln zu ihrer Rettung und Rückkehr ins Vaterland zu ſehr beſchäftigt waren, zu viel fordern. Hingegen beſchenken ſie uns mit dem äußerſt intereſſanten Detail ihres Umgangs mit dem gutmüthigſten Völkchen, das wohl je, die Otaheitier nicht ausgenommen, in einem Erdenpünktchen, wie dieſes, ſich bildete. Man erſtaunt, und überläßt ſich einem heitern, mit der Menſchheit ausſöhnenden, Gefühl, wenn man lieſt, wie mächtig hier die Güte des Herzens, und die unverfälſchte Menſchenliebe aus einem rohen Volke ſprechen; welche Fortſchritte dieſe Menſchen ganz für ſich, und von allen andern abgeſondert, in der Anerkennung der allgemeinen Naturrechte gemacht haben; wie zweckmäßig und ſittlich ihre Einrichtung und Verfaſſung, wie mild ihre Regierung und wie ähnlich, bei aller anſcheinenden Verſchiedenheit, der Gang der Ideen unter den entfernteſten Völkern iſt und bleibt. — Die Gruppe der Inſeln, welche unter dem Namen Pelew begriffen wird, ſteht unter mehren Königen, die unter einander Krieg führen, und dadurch einander beſtimmtere Begriffe vom Völkerrechte u. ſ. w. beibringen. In den Sitten findet ſich manches ſehr Uebereinſtimmende mit den übrigen Inſulanern des Südmeers; die Sprache hingegen weicht von allen ſüdländiſchen ſehr weſentlich ab. Die körperliche Bildung ſcheint, ſowol nach der Beſchreibung, als nach den Kupfern zu urtheilen, mit der in den Freundſchaftsinſeln viel Aehnlichkeit zu haben; auch die dunkelbraune Farbe (copper colour) iſt dieſelbe, ohne einige Einmiſchung von Schwarzem. Merkwürdig iſt es, daß die Mannsperſonen ganz und gar nackend gehen, ohne die allermindeſte Bedeckung, auch nicht einmal jene, welche die Sittlichkeit anderwärts fordert; und gleichwol herrſcht dort, ſo viel man weiß, keine Ausſchweifung von der in den Societätsinſeln ſo gewöhnlichen Art, und die Engländer hatten keinen vertrauten Umgang mit dem andern Geſchlecht. Es gibt hier kein einziges vierfüßiges Thier, ausgenommmen die große Fledermaus; und die Hauptnahrung der Eingebornen beſteht in Aronswurzeln. Für den Seemann und den Phyſiker iſt das Tagebuch in Rückſicht auf die Witterungsbeoachtungen wichtig, indem die Winde in den ſineſiſchen Meeren, und ſogar oſtwärts von den Philippinen, vom Julius bis December unbeſtändig, und öfters von heftigen Donnerwettern begleitet ſind, welche die Schifffahrt zu dieſer Jahreszeit gefährlich machen. Die Erzählung läßt ſich gut leſen, wenn man gleich hin und wieder wol merkt, daß nicht der Augenzeuge, ſondern nur ſein Widerhall, ſpricht. Nur ſehr ſelten erlaubt ſich der Verfaſſer einige empfindſame Tiraden; und auch dieſe machen an der ſchicklichen Stelle keinen üblen Eindruck. Als ein Beitrag zur Anthropologie ſowol, als zur politiſchen Völkerkunde, bleibt dieſes Werk jederzeit wichtig und unterhaltend, und verdient, auch unter uns bekannt zu werden. Die Kupfer ſtellen Portraits einiger Eingebornen (des Königs, einer von ſeinen Gemahlinnen und ſeines jüngſten Sohnes),

Ausſichten von Gegenden, und Geräthſchaften vor. Unter andern iſt ein Knochen abgebildet, der als Armſpange am Handgelenke getragen wird, und das Abzeichen eines militäriſchen Ordens pour le mérite iſt.

Ebenfalls in London, bei Randall iſt erſchienen: The shipwreck of the Antelope Packet etc. by one of the unfortunate officiers. gr. 8, welches aber augenſcheinlich ein Auszug aus dem vorhergehenden Werk, von der Hand irgend eines gewinnſüchtigen Einwohners von Grubſteet iſt, und nicht eine Sylbe enthält, welche nicht ſchon dort anzutreffen wäre. Die franzöſiſche Ueberſetzung jenes größern Werkes, welche in Paris bei le Fay und Maradan mit allen Kupfern des Originals, ſowohl in Quart, als in zwei Octavbänden erſchienen iſt, verdient als ein Beweis der Sorgloſigkeit, womit dergleichen Fabrikwaare verfertigt wird, eine Anführung und Rüge. So überſetzt man hier z. B. *stave* (ein Versabſchnitt) mit planchette, *half a leaguer* (ein halbes Leggerfaß), ein zur Hälfte ausgelaufenes Faß; *yams* (eine Art Wurzeln) an unzähligen Stellen mit jambons (Schinken). *Jolly boot*, die Jölle, der kleinſte Kahn, den ein Schiff zu führen pflegt, heißt hier oft le joli bateau, und zuweilen le charmant navire, und von dergleichen Stellen wimmelt es im ganzen Buche.

Jahrgang 1789.

1) Bernh. Mich. Peter's beſonders merkwürdige Reiſe von Amſterdam nach Surinam, und von da zurück nach Bremen, in den Jahren 1783 und 84. Bremen 8. St. 14. S. 144.

2) Lettres sur l'Italie en 1785. gr. 8. 2 Voll. A. Rome (Paris). St. 23. S. 225.

Dieſes Werk gehört nicht in die Klaſſe von Reiſebeſchreibungen, wozu man die Materialien theils vor der Abreiſe, theils nach zurückgelegtem Wege, aus Chroniken, Topographien, getreuen Wegweiſern, Verzeichniſſen von Sehenswürdigkeiten, Staats- und Adreßkalendern, landesherrlichen und Magiſtrats-Verordnungen, Tauf- und Sterbeliſten, Anſchlagzetteln und ähnlichen Quellen ſorgfältig zuſammengetragen hat. Nirgends zählt der Verfaſſer die Straßen und Häuſer, geſchweige die Lampen, in den Städten; von keiner Gemäldeſammlung und keinem Naturaliencabinet liefert er das Verzeichniß; von keinem Palaſt bemerkt er, ob die Front nach Morgen oder Abend ſieht; von keinem Bau, wie viel er gekoſtet hat. In ſeinem ganzen Werke findet man keine Klage über die Poſtillione, keine Bemerkung über die Wege und Wirthshäuſer, keinen Küchenzettel, keine Vocabularien von Provinzialwörtern, und man hofft vergebens, daß er erzählen ſollte, wo er jedesmal zu Mittag und Abend geſpeiſt, wie viele berühmte Männer er den Tag über in Augenſchein genommen habe, zu welcher Stunde er aufgeſtanden und zu Bette gegangen ſei. Man erfährt durch ihn ſchlechterdings nicht, wie die Senatoren in Genua und Lucca, die Dicaſterianten in Florenz, die Cardinäle in Rom, und die Tribunalräthe in Neapel alle heißen,

oder auch nur, wie viel ihrer ſind, nennt er doch nicht einmal den Premierminiſter des Fürſten von Macao! Ohne Rückſicht auf die Hülfsmittel, welche die Literatur ihm darbot, ohne den de la Lande und Volkmann zu durchblättern, ohne auch nur alles, Bedeutende oder Unbedeutende, was ihm während der Reiſe widerfuhr, und was ſich ſeinen Augen darſtellte, haarklein aufzuzeichnen, ſchien alſo der Verfaſſer blos dasjenige, was ihm merkwürdig war, was ſein Herz uud ſeinen Verſtand intereſſirte, und auch alsdann vielmehr das Verhältniß ſeiner Seelenkräfte zu den Dingen, als die Dinge ſelbſt, ſchildern zu wollen. Bedenkt man, daß dieſes Letztere im eigentlichen Verſtande unmöglich iſt, ſo dürfte es in der That ſchwer zu entſcheiden ſein, ob man einen Gegenſtand vollſtändiger und zweckmäßiger kennen lernt, wenn man die Reaction, die er im Gemüthe des Beobachters zuwege bringt, oder wenn man lediglich ſeine Wirkung auf die Sinne erfährt? Je nachdem die genauern Beſtimmungen ausfallen, wird in verſchiedenen Fällen bald dieſe, bald jene Art der Belehrung den Vorzug haben, und wir ſind weit von der Forderung entfernt, daß alle Schriftſteller in einem gewiſſen Fach, einem gemeinſchaftlichen Ideal nachſtreben ſollten; genug, wenn jeder in dem Gange, den er ſich wählte, eine gewiſſe Vollkommenheit von eigenthümlicher Art erreicht. Dieſes Verdienſt wird man dem Verfaſſer der vor uns liegenden Briefe nicht abſprechen können. Seit langer Zeit wurden wir nicht ſo angenehm überraſcht. Wenige Reiſende ſind wol mit einem ſo glühenden, und gleichwol unendlich zarten, Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunſt nach Italien gekommen, als dieſer Schriftſteller, der zugleich in ſolchem Grade Meiſter ſeiner Sprache iſt, daß er ſpielend Alles aus ihr zu machen ſcheint, und oft mit ein Paar Worten die Eindrücke, die er empfing, auch in Andern zu erwecken, oder, eigentlicher, die Bilder ſeiner Phantaſie mit Meiſterſtrichen zu crayonniren verſteht. Man weiß daß dieſe Eigenſchaften einem Beobachter weſentlich zu Statten kommen, der ſich in jenes Feenland unſers Welttheils begibt. Ob es ihm gleich gefallen hat, ſich zuweilen in den Schleier der Singularität zu hüllen; ſo erkennt man doch, zumal an den politiſchen Bemerkungen, den philoſophiſchen Scharfblick und das richtige Gefühl, welches die verwickeltſten Materien zu vereinfachen und faßlich zu machen weiß. Die Geſetzgebung, die Sitten, die romantiſchen Landſchaften und, faſt noch mehr als Alles, die Wunderwerke der bildenden Künſte, ziehen ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Bei dieſen letztern ſteigt ſein Gefühl bis zur Begeiſterung; und wer ſeine Darſtellung des incendio del borgo von Raphael lieſt, wird mit uns ſagen, daß noch Niemand vor unſerm Verfaſſer in dem hohen Grade die Gabe beſaß, die Beſchreibung eines Gemäldes ſelbſt zum Gemälde zu machen. Vielleicht würdigt indeſſen der Kenner einige von dieſen Kunſtwerken tief hinab, die hier ſo lebhaft auf ein reizbares Gefühl wirken konnten; allein es iſt noch die Frage, ob man nicht Raphael's Geiſt auch in ſeiner ſchlechteſten Manier erkennt, und ob ſich dasjenige, was mit dem Herzen eine ſo innige Verwandtſchaft hat, mit Zirkel und Winkelmaß ausmeſſen läßt. Die Saite klingt nicht eher, als bis der verwandte Ton ſie durchbebt; und nun iſt es freilich nicht die Schuld

des gefühlvollen Reiſenden, wenn nicht bei Jedem dieſe Saite gleich geſtimmt iſt. — Sein Weg geht über Avignon, Toulon, Nizza, Monaco, Genua, Lucca, Piſa und Florenz nach Rom; von hier nach Neapel, und gelegentlich nach Tivoli, Portici, Salerno, Päſtum, Pompeja und auf den Veſuv. Wir wollen unſern Leſern das Vergnügen ungetheilt laſſen, welches dieſe unterhaltenden Briefe gewähren, und weshalb ſie einer Ueberſetzung wol werth ſind, wenn dieſe nur mit gehöriger Sorgfalt und Kenntniß beider Sprachen veranſtaltet würde. Das Einzige, was uns hier nicht an ſeiner rechten Stelle ſcheint, ſind einige nachgeahmte Elegien des Tibull und Properz. Die beſcheidene Vorrede gibt übrigens den rechten Geſichtspunkt an, aus welchem man das ganze Werk beurtheilen muß. Die Briefe waren urſprünglich an die Familie des Verfaſſers, und an einige ſeiner Freunde gerichtet. Es war alſo nicht ſeine Abſicht, die Materie zu erſchöpfen; ſondern, indem er blos vorübereilte, konnte er nur hier eine Blume, und dort eine Aehre abſtreifen. Ein ziemlich allgemeines Gerücht, für deſſen Zuverläſſigkeit wir uns doch nicht verbürgen, nennt den verſtorbenen Parlamentspräſidenten ~~Daputy~~ als Verfaſſer dieſer Briefe. Den rechtſchaffenen Eiferer, der die Mängel der franzöſiſchen Criminaljuſtiz aufdeckte, und die drei unſchuldig zum Rade Verdammten durch ſeine Beredtſamkeit und Standhaftigkeit rettete, mag man vielleicht am Styl erkannt haben, ſo ungleichartig auch die Gegenſtände ſind, die er hier behandelt. Dupaty

3) Paul Erdmann Iſert's, königl. däniſchen Oberarztes, Reiſe nach Guinea und den caraibiſchen Inſeln in Columbien (Amerika). 8. Kopenhagen, 1788. St. 27. S. 265.

Bald werden ſich die Europäer, die ſich auf ihre Wiſſenſchaften und auf den Unternehmungsgeiſt, der ſie beſeelt, ſo viel zu gute thun, der Gleichgültigkeit, womit ſie bisher die afrikaniſchen Küſten ſowol, als das Innere dieſes Landes, vernachläſſigten, ein wenig ſchämen müſſen. In England iſt endlich eine Privatgeſellſchaft zuſammengetreten, welche die Erforſchung jenes Welttheils zu befördern ſucht; allein dieſen Zweck vollſtändig zu erreichen, überſteigt vielleicht ihre Kräfte. Wann wird ein reicher Potentat nur einmal für die Wiſſenſchaften thun, was ſo oft für nichtswürdige Günſtlinge geſchah? Kann denn, wo der Werth des Goldes nicht berechnet wird, und es nur aufs Wegwerfen ankommt, nicht ein glücklicher Wurf dem Menſchengeſchlechte zum Vortheil gereichen? und hat es ſo gar kein Gewicht mehr, ob die Nachwelt Ehre oder Verachtung an die Namen der Regenten knüpft? — Jeder Beitrag zur Kenntniß des noch unerforſchten Afrika iſt uns mittlerweile willkommen, ſollte er auch wenig mehr leiſten, als das Verlangen nach umſtändlichern, mehr umfaſſenden, Nachrichten ſtärker anzufachen, und uns recht anſchaulich zu zeigen, wie gar wenig wir noch von einem ſo großen, ſo merkwürdigen, und in unſerer gegenwärtigen politiſchen Lage ſo wichtigen, Erdtheile wiſſen. Hr. I. hat wirklich etwas mehr gethan, und ſeine zwölf Briefe tragen nicht nur das Gepräge der Glaubwürdigkeit, ſondern verrathen auch gute naturhiſtoriſche Vorkenntniſſe und

einen im Beobachten nicht ungeübten Verſtand. Zum erſtenmal hatten ſich die Dänen in die Streitigkeiten der guineiſchen Strandbewohner gemiſcht, als der Verfaſſer zu Chriſtiansberg, dem däniſchen Hauptcomtoir, ankam. Er mußte dieſen Feldzug mitmachen, und bekam dadurch Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des Negerkrieges zu beſchreiben. Vom Rio Volta und dem Handel daſelbſt, gibt der ſechſte Brief eine ziemlich umſtändliche Beſchreibung. Auch hat der Verfaſſer eine Excurſion bis nach Fida (Whidaw der Engländer, und Juda der Franzoſen), und eine zweite landeinwärts in die Gebirgsgegend Aquapim gemacht, welche beide, zumal die letztere, Stoff zu intereſſanten Bemerkungen geben. Von den Akraern, oder derjenigen Negernation, welche zunächſt um Chriſtiansburg wohnt, findet man ziemlich umſtändliche Nachrichten, ſo wie auch von der Lebensart der Europäer in jenen Gegenden, die nur den Unmäßigen gefährlich ſind. Auf der Fahrt von Guinea nach der Inſel St. Croix wäre der Verfaſſer bald ermordet worden. Einige Neger am Bord des Schiffes rebellirten; er fiel in ihre Hände, und ſie hatten ihm ſchon einen fürchterlichen Schnitt mit einem Scheermeſſer verſetzt, als ſie mit dem Schießgewehr angegriffen wurden und ſich in Verzweiflung über Bord ſtürzten. Die beiden letzten Briefe beſchreiben die däniſchen Beſitzungen in Weſtindien, ingleichen die Krabbeninſel, St. Euſtathius, Guadeloupe und Martinique. Durchgehends ſtößt man auf neue, oder wenigſtens in ihrem Zuſammenhang intereſſante, Facta, welche ſowol dem philoſophiſchen Menſchenforſcher, als dem Naturkundigen, Arzt und Politiker, wichtig ſind. In der Vorrede verſpricht Hr. J. Beſchreibungen von 200 neuen Pflanzengattungen, die er in Guinea geſammelt hat. — Wir können uns nicht entbrechen, ein und anderes auszuzeichnen. Alle Neger am Strande bedienen ſich keiner andern Waffen, als der Feuergewehre, die ſie durch den Sclavenhandel von den Europäern erhalten. Sogar die tiefer im Lande wohnenden Völkerſchaften fangen an, dieſe Gewehre von ihren Nachbarn zu erhandeln. Ein Mannsſclav gilt 160, und eine Sclavin 128 Rthlr., wenn ſie ohne Gebrechen ſind. Für einen fehlenden Zahn gehen ſchon zwei Thaler ab. Der Werth wird in mancherlei Waaren bezahlt, worunter allemal Flinten und Schießpulver die Hauptartikel ſind; auf dieſe folgt der Branntwein, den ſie übermäßig gern trinken. Gold iſt jetzt ſehr ſelten, und die Neger wiſſen es auf mancherlei Art zu verfälſchen. Elephantenzähne werden nach Gewicht, Größe und Schönheit bezahlt. Wenn ein Zahn 30 Pfund ſchwer iſt, ſo gilt das Pfund dreimal ſo viel, als von einem Zahn unter 14 Pfund. Bei Ajuga und Pottebra machen die Neger ſehr viel Baiſalz, welches dem ſpaniſchen nichts nachgibt und an alle ihre Nachbarn theuer verkauft wird. Das Gedächtniß der Neger iſt vortrefflich; (der Verfaſſer führt davon mehre Beiſpiele an;) auch können ſie den Werth der Waaren, den ſie für ihre Sclaven fordern, ſehr fertig berechnen, und überhaupt fehlt es ihnen nicht an Geiſteskräften. Lathe, ein reicher Neger, verſteht Engliſch, Portugieſiſch und Däniſch. Um ſeine weitläuftigen Geſchäfte zweckmäßiger betreiben zu können, läßt er einen Sohn in England und einen andern in Portugal, im Schreiben und Rechnen unterweiſen.

Wenn man ihn beſucht, wird man völlig europäiſch bewirthet. Die Neger haben eine außerordentliche Zärtlichkeit zu ihren Kindern; und Hr. J. führt auch Beiſpiele von kindlicher Liebe an, die wir ſonſt gewohnt ſind, unſerm weißen Geſchlechte ausſchließend vorzubehalten. Er behauptet auch, es ſei erdichtet, daß die Negerweiber ihre Männer allein ernähren; dieſes Vorurtheil entſpringe daher, daß die erſten Bedürfniſſe des Lebens in dem glücklichen Himmelsſtriche (bezaubernd ſüßes Klima, nennt es der Verfaſſer) leicht gewonnen werden und wenig Arbeit koſten, hingegen die häuslichen Beſchäftigungen der Weiber ununterbrochen fortgehen. Pflanzen, Bauen, Weben, Handlungsgeſchäfte verrichten die Männer. Die Berg-Neger ſind weniger verderbt, als die am Strande wohnenden, tragen Bärte und ſind ſchwärzer. Ihre Gaſtfreundſchaft ſchildert der Verfaſſer ſehr rührend, und die Gebirgsluft hält er für ſehr geſund. Unter den Bemerkungen, welche die Naturhiſtorie betreffen, iſt beſonders merkwürdig, daß man an einigen Orten die Pistia Stratiotes Linn. in großen Töpfen voll Waſſer rechter Hand an der Hausthür unterhält. Der Verfaſſer zeigt, daß dadurch die Verdünſtung des Waſſers dergeſtalt befördert wird, daß ein Gefäß voll Waſſer, welches ohne die Pflanze nur zwei Quentchen in 24 Stunden verlor, mit ihr in eben derſelben Zeit anderthalb Unzen verrauchen ließ. Einen groben Irrthum nennt es der Verfaſſer, wenn man vorgibt, die Vögel ſängen in heißen Zonen nicht. Die guineiſche Nachtigall ſingt das ganze Jahr hindurch ſo ſchön, wie die unſrige ein Paar Monate lang. Mit den Blättern einer Bignonia, und den Wurzeln einer Tabernae montanae färben die Neger ein überaus dauerhafes Schönblau auf Baumwolle. In Fida ſah der Verfaſſer hochgelbe Baumwolle, die auf Dahomet wachſen ſoll, deren Ausfuhr bei Lebensſtrafe verboten iſt, weil ſie zum Gebrauch des Königs allein beſtimmt iſt. Lazurſtein und Hyazinth werden zuweilen dort gefunden. Der wohlriechende Talg eines unbekannten Baums, und der Biſam der Zibetkatze, die zu dem Ende in den meiſten Häuſern unterhalten wird, gehören zur Toilette der Negerinnen. Das Gebirge, eine Tagereiſe weit von Chriſtiansburg, beſteht aus grobkörnigem Granit, Gneus, und ſelten auch Fettquarz. Auch fand Hr. J. trockenen Quarz und Schiefer. Ueberhaupt ſcheint die Natur daſelbſt ein ganz anderes Anſehen zu gewinnen, und die Wälder enthalten eine Menge neuer Pflanzengattungen für den Botaniker.

4) **Memoir of a map of the countries comprehended between the Black Sea and the Caspian, with an account of the Caucasian nations, and vocabularies of their languages. 4. London. St. 111. S. 1115.**

5) **A narrative of the Expedition to Botanybay. By Watkin Tench. 8. London. St. 116. S. 1169.**

6) **A journey through the Crimea to Constantinople in a series of lettres from the Right Hon. Elisabeth Lady Craven to His Serene Highness the Marcgrave of Brande-**

bourgh Anspach Bareith. Written in the year 1785. 4. London. St. 119. S. 1193.

7) Reiſe durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten nach Oſtflorida und den Bahama-inſeln, in den Jahren 1783 und 1784. Von J. D. Schöpf, gr. 8. Zwei Bände. Erlangen, 1788. St. 120. S. 1201.

Gute Reiſebeſchreibungen werden immer, ſo lange die Erde nicht ganz und in allen ihren Theilen bis auf die geringſten Details erforſcht iſt, die wichtigſten Geſchenke bleiben, womit ein Schriftſteller, der ſelbſt geſehen hat, das Publikum bereichern kann. Ein beſonderes Glück iſt es aber, wenn Reiſende mit geſunden Sinnen, richtigem Gefühl, geübter Beurtheilung, reger Aufmerkſamkeit, und wiſſenſchaftlicher Ausbildung, zu Beobachtern gleichſam ausgerüſtet, von dem gemeinnützigen Triebe beſeelt werden, ihre reifen Bemerkungen über wenig bekannte Länder der Welt mitzutheilen. Erſt wenn man das Alte und Bekannte richtig gefaßt und in ſeinem weiteſten Umfange durchdacht, geordnet und verbunden hat, wird das Neue fruchtbar, indem es ſich ſogleich in mancherlei Verhältniſſen an jenes anſchließt. Mit der Genauigkeit, die den Nachrichten des ſeligen Kalm einen ſo ausgezeichneten Werth gibt, verbindet der Verfaſſer des vor uns liegenden Werks, Hr. Hofrath und Leibarzt Schöpf, die Gabe der Beobachtung und Auswahl, ausgebreitete Kenntniß der Natur, und lebhaftes Intereſſe an Allem, was Menſchen wichtig ſein kann. Unſere Anzeigen ſeiner in den Jahren 1783 und 1784 unternommenen Reiſen durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, nach Oſtfloriba und den Bahama-Inſeln iſt länger zurückgeblieben als wir wünſchten. Nirgends fanden wir Nordamerika getreuer, umſtändlicher und ſorgfältiger geſchildert, als in dieſem ſchätzbaren Tagebuche, bei deſſen Reichthum an Sachkenntniſſen man den redneriſchen Aufputz gern entbehrt, und den einfachen, aber reinen, deutlichen Erzählungston am angemeſſenſten findet. Sobald der Waffenſtillſtand zwiſchen England und den Colonien geſchloſſen war, trat der Verfaſſer ſeine Reiſe an, nachdem er beinahe ſieben Jahre in verſchiedenen brittiſchen Garniſonen an der Küſte zugebracht hatte. Die mineralogiſchen Bemerkungen, welche einen anſehnlichen Theil dieſer Reiſebeſchreibung ausmachen, können wir hier füglich übergehen, da es größtentheils die Data ſind, nach welchen Hr. Sch. ſein früheres Werk, die Beiträge zur mineralogiſchen Kenntniß des öſtlichen Theils von Nordamerika und ſeiner Gebirge, (G. A. 1788. Sch. 414) entworfen hat. In Jerſey werden bereits an verſchiedenen Orten Eiſen- und Kupfergruben bearbeitet, allein wie es ſcheint, ohne gehörige bergmänniſche Einſicht, und bei dem Mangel an Arbeitern nicht mit Vortheil, hingegen zum großen Nachtheil der Waldungen, welche man überhaupt in jenem Welttheile zu ſehr vernachläſſigt. In dem Bezirke Wyoming, in der nordweſtlichen Gegend von Penſylvanien, findet man wieder Erze in dem ſogenannten blauen Gebirge oder Kittatmey. Auch macht man daſelbſt, und am Potowmackfluß in Virginien,

ſehr guten Salpeter aus einer in großen Höhlen des Gebirges befindlichen ergiebigen Salpetererde, theils mit, theils ohne Zuſatz von Aſchenlauge. In Virginien benutzte man während des Krieges ſogar eine Art Taback, die in niedrigen Gegenden wächſt, auf Salpeter. Zwei Pfund der gröbern, ſonſt unbrauchbaren, Stengel gaben eine Unze guter Salpeterkryſtallen. In Penſylvanien hat Berkscounty allein fünf Eiſenhämmer und fünf hohe Oefen. Ein mächtiges Kohlenbett unter weichem Schiefer, und dieſer wieder unter Sandſtein, deſſen Lage viele Klafter tief iſt, findet man in der Gegend von Pittsburg; Kohlen ſind überall in den weſtlichen Hügeln und Thälern am Ohio in Menge vorhanden. Dort iſt auch Blei, Eiſen und Kupfer in den Gebirgen, und die ſogenannten Saltlicks in Kentucky werden bereits zur Salzſiederei benutzt. Die Kalkgebirge welche ſich in Penſylvanien, Maryland, Virginien u. ſ. f. ſo weit erſtrecken, enthalten an vielen Orten gute Marmorlagen. In der virginiſchen Grafſchaft Auguſta am Alleghanygebirge gibt es viele kalte mineraliſche Quellen, und man findet dort ſchöne Bergkryſtalle, Amethyſte u. ſ. w.; zwiſchen York nnd Williamsburg im angeſchwemmten Sand und Letten eine ungeheure Muſchelbank unter einem 30 Fuß tiefen Sandbette, welches keine einzige Muſchel enthält. Mehre Muſchelbänke ſieht man bis nach Jamestown, und gegen Wilmington zu. — Dadurch, daß Hr. Sch. einen Weg wählte, der zwar mit größern Beſchwerlichkeiten verknüpft war, dagegen aber in das Innere des Staats von Penſylvanien führte, iſt ſeine Reiſe gemeinnütziger geworden, und umfaßt einen größern Reichthum von neuen Gegenſtänden. Wyoming und Pittsburg ſind die weſtlichſten Punkte ſeiner inländiſchen Excurſion. Von der neuen Colonie Kentucky am Ohio, wohin er ſelbſt nicht vorgedrungen iſt, liefert er jedoch zuverläſſige Nachrichten. Durch Virginien und Carolina hielt er ſich mehr an der Küſte, und zog durch die Handelsplätze an den großen Flüſſen Potowmack, York, James, Roanoake, Yadkin, Santee u. ſ. w. Von Charleston (ehemals Charlestown), der Hauptſtadt von Süd-Carolina ging er zu Schiffe nach St. Auguſtin in Oſtflorida, von da nach Providence und einigen andern Bahama-Inſeln, und ſodann über den Ocean nach England zurück. Von der Verfaſſung eines jeden Staats, welchen er auf ſeiner Reiſe berührte, liefert er einen befriedigenden Abriß; und die Hauptſtädte Philadelphia, Baltimore, Annapolis, Lancaſter, Richmond, Petersburgh, Williamsburg, Wilmington, Charleston, St. Auguſtin, Naſſau u. ſ. w. beſchreibt er ausführlich oder ſummariſch, nach ihrer verſchiedenen Wichtigkeit. Das Bild der Sitten, der Lebensart, der Geſinnungen, des Anbaues, des Handels, der Geiſteskultur, der mannigfaltigen religiöſen Verirrungen des Verſtandes, wovon es in jenen freien Wäldern wimmelt, erhält faſt auf jeder Seite charakteriſtiſche Pinſelſtriche. Auf die Botanik und Zoologie, wie auf die phyſiſche Geſchichte der Erde und des Menſchen, richtet er überall ſein Augenmerk. Nordamerika erſcheint in ſeinen Berichten bei weitem nicht als das reizende, wunderſchöne Land, wozu es Andere gern erheben wollten. Die ganze Gegend dieſſeits der Gebirge iſt theils ſchlechter, theils mittelmäßiger Boden; erſt jenſeits der Alleghany-Kette findet man die

fetten, reichen Gefilde, welche ſich gegen den Ohio hin erſtrecken, und deren vegetabiliſche Produkte mannigfaltiger und von kräftigerem Wuchſe ſind, und woſelbſt auch die thieriſche Schöpfung an Gattungen nnd Individuen zahlreicher iſt. Hier, in den entlegenſten, von allem Verkehr mit der Seeküſte abgeſchnittenen, Anſiedelungen, erblickt man den geſitteten Menſchen auf dem Rückwege in einen rohern, einfachern Zuſtand, wie er ſich dem einheimiſchen Wilden in eingeſchränkter Sorge für das thieriſche Bedürfniß, in Gleichgültigkeit, Indolenz, zugleich aber auch in glücklicher Entfernung von manchen conventionellen Vorurtheilen, wieder nähert. Trägheit iſt auch der auszeichnendſte Charakterzug der meiſten Coloniſten in Penſylvanien und Virginien; mit dem Unterſchiede, daß die Einwohner des letztern Staates, unter einem wohlthätigern Himmelsſtrich, und bei ungleich einträglichern Handelsprodukten, vor ihren nördlichern Nachbarn ſowohl körperliche als geiſtige Vorzüge voraus zu haben ſcheinen. Sie ſind meiſtens wohlgebildet, und haben vielen Mutterwitz; ihr Luxus iſt aber auch ſehr hoch geſtiegen. Die höchſte Kultur und die größte Ueppigkeit herrſchen in Charleſton, deſſen begüterte Einwohner ihre Kinder gewöhnlich in Europa erziehen laſſen. Je weiter man nordwärts kommt, deſto weniger hat man ſich der Urbanität der Sitten zu erfreuen.

8) **A dissertation on the manners, government and spirit of Africa, to which is added observations on the present application to parliament for abolishing negro-slavery in the British Westindies. By S. Hollingsworth. 4. Edinbourgh. 1788. St. 121. S. 1209.**

Eine Menge Gemeinplätze in hochtrabender, unrichtiger Sprache, und eine ſchale Deklamation gegen die mohamedaniſche Religion, fanden wir anſtatt der auf dem Titel verſprochenen Abhandlung über Afrika. Das Thema war reichhaltig; wie hätte man es nicht, in England zumal, aus Reiſebeſchreibungen, Privatnachrichten und eigener Beobachtung (der Verfaſſer nennt ſich einen Augenzeugen) bearbeiten können! Allein des Verfaſſers Abſicht war wol nur, ſeinen Bemerkungen über die Abſchaffung des Sclavenhandels einen flüchtigen Aufſatz zur Einleitung voranzuſchicken. Der im engliſchen Volk und in ſeinem Parlament erwachte Eifer gegen den Negerhandel veranlaßte dieſe und manche andere Schrift über einen ſo wichtigen Gegenſtand der Berathſchlagung. Der Verfaſſer iſt hier mehr in ſeinem Elemente. Er beſchreibt die Anſiedelung des brittiſchen Weſtindiens, und den erſten Anbau der Inſeln durch die Bukaniers. Sodann kommt er auf den Zuſtand der Sclaven, und thut Vorſchläge, wie dem Uebel abgeholfen werden könne. Zuerſt will er, daß jedes Schiff, welches im Sclavenhandel gebraucht wird, eine Abgabe zahlen ſoll, welche ſich von Jahr zu Jahr verdoppelt. Z. B. im Jahre 1790 zahlt ein Schiff unter 300 Tonnen 100 Pf. Sterl., das Jahr darauf 200 Pf. Sterl. u. ſ. f. Desgleichen ſoll für jeden in Weſtindien verkauften Sclaven ein Zoll erhoben werden, der ſich ebenfalls von Jahr zu Jahr verdoppelt, und

dieſes in der Abſicht, die Einfuhr der Sclaven einzuſchränken und endlich ganz aufhören zu laſſen, indem man den Gutsbeſitzern Zeit läßt, theils durch beſſere Behandlung ihrer Sclaven, theils auf eine andre Art, den Anbau ihrer Plantagen ohne eine Einfuhr zu beſtreiten. (An einer andern Stelle ſagt er indeſſen ſelbſt, daß die Produkte der weſtindiſchen Inſeln bereits mit Abgaben auf das Aeußerſte belegt ſind; wie wird es möglich ſein, dieſe Produkte künftig in einem Preiſe zu liefern, der die auswärtige Concurrenz verträgt, wenn die Negertaxe und die Schiffstaxe noch hinzu kommen?) Der zweite Vorſchlag iſt plauſibel: Der Verfaſſer räth, anſtatt der Hacke und der Neger, den Pflug und die Pferdezucht auf jenen Inſeln einzuführen, und macht es ziemlich wahrſcheinlich, daß Trägheit und Gleichgültigkeit bis jetzt an der Vernachläſſigung dieſer Methode, den Acker zu beſtellen, Schuld ſind. Endlich verlangt er drittens, daß nach dem Beiſpiel der abgeſchafften Knechtſchaft der Kohlengräber in Schottland, welche erſt 1776 bewirkt wurde, und nach dem Vorgange der amerikaniſchen Staaten, welche ihren Negern die Freiheit ertheilt haben, in Weſtindien die Neger, zwar nicht auf einmal, ſondern nach und nach, und, wie er es anderwärts näher beſtimmt, jährlich der 20. oder der 40. Mann, freigegeben werden ſollten.

Einen ganz andern Geſichtspunkt gibt das in London gedruckte Büchlein:

9) **Memoirs of the reign of Bossa Ahadee, king of Dahomy etc. to which are added the author's journey to Abomey, and a shorth account of the African Slave-trade. By Robert Norris. London. gr. 8. Ebend. S. 1211.**

Dieſer Schriftſteller ſpricht in einem ſehr hohen Tone von der Unverletzbarkeit des Eigenthums und von den Parlamentsacten unter Wilhelm's III. und Georg's II. Regierung, welche mit ausdrücklichen Worten den afrikaniſchen Handel als vortheilhaft für Großbritannien und den weſtindiſchen Inſeln unentbehrlich, bezeichnen. Er beruft ſich darauf, daß der Erzbiſchof von Canterbury, der Biſchof von London und viele andere Gottesgelehrten, aus denen die Geſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums beſteht, ſeit einem Jahrhundert ohne Gewiſſensbiſſe von ihren weſtindiſchen Negerſclaven ihre Einkünfte ziehen, und ſie zum Nutzen und Frommen des Evangeliums verwenden. Er berechnet, daß jährlich drei Millionen Pf. Sterl. an brittiſchen Manufakturwaaren nach Afrika und Weſtindien gehen, und gegen fünf Millionen Pf. Sterling jährlich an Produkten des Negerfleißes in Weſtindien nach England zurückkehren; daß 15,000 Matroſen mit dieſem Handel beſchäftigt; daß die Aufhebung des Sclavenhandels jene Ausfuhr vernichten, folglich die Staatseinkünfte um anderthalb Millionen Pf. Sterl. vermindern, und die Weſtindier außer Stand ſetzen würde, ihre ungeheuern Schulden an die engliſchen Kaufleute zu bezahlen, u. ſ. f. Er läugnet, daß die Mortalität, ſowol unter den Matroſen, als unter den Negern, auf den Schiffen ſo groß ſey, als man ſie angegeben; verſichert, die Neger

würden auf den Schiffen gut behandelt und genöſſen geſunde Speiſen; man wiſſe nur ein Beiſpiel in 40 Jahren, daß die Sclavenhändler einen Neger unrechtmäßiger Weiſe fortgeſchleppt hätten; ſie erhandelten ſie ja um Geld oder Geldeswerth, (alſo mehr fordert die Gewiſſenhaftigkeit des Verfaſſers nicht!) retteten ihnen dadurch das Leben, und entriſſen ſie den Qualen, die man in Guinea an ihnen ausübte; die Europäer thäten Alles, um die Negerkriege, die ihrem Handel nur Nachtheil brächten, zu verhüten, und die Gutsbeſitzer verſtänden ihren eigenen Vortheil hinlänglich, um ihre Sclaven gut zu halten. Dieſe hätten Alles voll auf, verkauften noch von ihrem Ueberfluß, wären ſogar mit ſchönen Kleidern und Meubles beſſer verſehen, als man wol glauben möchte, die Kranken würden verpflegt, die Alten von der Arbeit befreiet; kurz, wie man es bei ihm lieſt, wäre der Zuſtand mancher europäiſchen Bauern beklagenswerther, als der Zuſtand des weſtindiſchen Negers; nur ſeine eigene Faulheit oder Bosheit ſei dort, wie überall, die Quelle der Armuth und des Elendes. Es iſt in der That eine ſehr niederſchlagende Bemerkung, die aber in der Geſchichte der Menſchheit nur zu ſicher gegründet iſt, daß, ſo einleuchtend und unumſtößlich die Propoſitionen der allgemeinen Sittenlehre, des Naturrechts und der Menſchenliebe in thesi immer ſein mögen, ihre Ausübung dennoch ſehr oft mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft iſt, und man bei dem unendlich Kleinen, was in der Welt Gutes geſchieht, unwillkürlich auf den Gedanken zurück kommen muß, daß die Zwecke der Natur, die ſich aus ſo beſtimmten Intenſionen und Verhältniſſen unſerer Geiſteskräfte unter einander folgern laſſen, wichtiger ſein müſſen, als ſelbſt die Erhaltung jenes Gleichgewichts, welches nach Anleitung unſerer Theorie zwiſchen den Rechten aller einzelnen Menſchen Statt finden ſollte. Je umfaſſender unſre Erkenntniß wird, deſto mehr ſcheint Alles uns von dem Vorhaben abzuſchrecken, dem langſamen Gange der Natur voraneilen zu wollen, indem das Gute, welches auf einer Seite durch Neuerungen bewirkt werden kann, von der andern nur gar zu leicht zerrüttende Folgen nach ſich zieht. Die Abſchaffung des Negerhandels und die Freiſprechung der Sclaven in Weſtindien, welche den Gefühlen der Menſchlichkeit, den Vorſchriften einer milden, liebeathmenden, Religion, und ſogar den Grundſätzen eines weiſern Eigennutzes ſo angemeſſen ſcheinen, ſind gleichwol ſo gefährliche Unternehmungen, daß vielleicht die Wohlfahrt Englands davon abhängt, und wenn ſie plötzlich, ohne Einſchränkung, wie es die Theorie und neulich ſogar ein Parlamentsmitglied im Anfall der moraliſch-politiſchen Schwärmerei verlangte, ins Werk geſtellt würden, der blühendſte Staat einen tödtlichen Stoß davon tragen könnte, ohne daß die Glückſeligkeit der Freigelaſſenen ſelbſt dabei gewönne. Der Geſchäftsmann iſt dabei nicht bloß zu entſchuldigen, ſondern vielleicht vor Andern ehrwürdig, wenn er auf ſeinem hohen überſchauenden Standpunkte, über alles einſeitige Gewäſch der Theoretiker hinweg, ruhig zuſieht, wie ſich das große Rad des Schickſals wälzt, und Bedenken trägt, vermeſſen hineingreifen zu wollen! Die Geſchichte des Königreichs Dahomy in Guinea ſetzt Hr. N. gut auseinander, und ſein Werk iſt gleichſam als Fortſetzung von Snellgrave uud Atkins anzuſehen, deren

Fehler er hin und wieder verbeſſert. Sowol der Eroberer, welcher dieſes Königreich ſeinen Nachbarn furchtbar machte, als ſeine Nachfolger, begehen die unerhörteſten Grauſamkeiten, und ſcheinen weder Geſetze zu fürchten, noch irgend ein Gefühl im Buſen zu tragen, welches die Stelle des Geſetzes verträte. Die Reiſe des Verfaſſers von der Küſte nach Abomey, der Reſidenz des Königs, enthält einige Bemerkungen über das Klima, die Sitten und die Lebensart in jenem Welttheil. Unter andern zeichnet ſich die Nachricht, vom Harmattan aus, worin Hr. N. gegen Dr. Lind verſichert, daß die Luft dabei der Geſundheit äußerſt zuträglich ſei, wenn gleich das Gefühl der Austrocknung den Europäern, und das Gefühl der Kälte den Negern unangenehm ſein müſſe. Eine Auflöſung des Weinſteinſalzes in Waſſer wurde, bei Nacht ſogar, während des Harmattans in wenigen Stunden völlig trocken. Die Atmoſphäre iſt dabei mit einem Nebel oder Höherauch belaſtet, durch den man kaum die größern Sterne und die Sonne erſt gegen Mittag, roth und ohne Strahlen, ſieht. Alle Epidemien hören auf, ſobald dieſer Wind wehet; ſelbſt Kranke, mit Blattern, Ruhr, hitzigen und Wechſelfiebern Behaftete, werden ſchnell geſund. Alte Geſchwüre und Ausſchläge heilen in kurzer Zeit mit Hülfe dieſes Windes.

10) Histoire du naufrage et de la captivité de Mr. de Brisson, Officier de l'administration des Colonies. 8. Genève et Paris. 1789. St. 125. S. 1251.

11) Aërostat dirigeable à la volonté, par Mr. le Baron Scott, Cap. de dragons etc. Paris. gr. 8. St. 143. S. 1439.

12) G. Forſter's kleine Schriften. Erſter Theil. Leipzig. St. 144. S. 1441.

13) Voyage au pays de Bambouc, suivi d'observations intéressantes sur les castes indiennes, sur la Hollande et sur l'Angleterre. Bruxelles et Paris. gr. 8. St. 146. S. 1463.

14) Voyage en Barbarie. gr. 8. 2 Voll. (par Mr. l'Abbé Poiret.) Paris. St. 156. S. 1561.

15) A narrative of four journeys into the country of the Hottentots and Caffraria, in the years 1777. 78. and 79. By Lieutenant William Paterson. London. gr. 4. St. 159. S. 1593.

16) A tour through Sweden, Swedish Lappland, Finland and Denmark etc. By Matthew Consett. Esq. London. gr. 4. St. 163. S. 1633.

Durch Einmiſchung der perſönlichen Verhältniſſe des Beobachters gewinnen Reiſenachrichten ein Intereſſe für den Leſer, welches die trokkenen Topographien nie erwecken können, weil man nur alsdann recht lebhaft Theil zu nehmen pflegt, wenn man durch die Erzählung bewogen wird, ſich an die Stelle des Erzählers zu verſetzen, und dieſes nicht

leicht geſchehen kann, ſobald nur Reſultate aufgezeichnet, und die Umſtände hinweggelaſſen werden, unter denen man dieſe und jene Bemerkung machte. So behält der Leſer zugleich mehr Freiheit, über den Werth der Beobachtung und die daraus zu nehmenden Folgerungen ſein eignes Urtheil zu fällen. Wahr iſt es, daß auf dieſe Art die Reiſebeſchreibungen ſich unendlich vervielfältigen können, weil Jeder ſeine eignen Vorkenntniſſe, die Beſtimmung ſeines Gefühls, ſeine eigene Art zu ſehen, mit ſich bringt, und in demſelben Lande immer wieder andere Gegenſtände, als ſeine Vorgänger, oder auch dieſelben unter verſchiedenen Verhältniſſen und von mehren Seiten, zu ſehen bekommt. Dieſem Uebel, wenn es eins iſt, wiſſen wir keinen Rath: denn eine ausſchließende normaliſche Anſicht des Erdkreiſes iſt eine Beleidigung des Verſtandes; wir erinnerten vielmehr ſchon bei einer andern Gelegenheit, daß die verſchiedenſte Behandlungsart in Werken dieſes Faches Statt finden und ihr Verdienſt haben könne, ohne daß eine die andere entbehrlich mache, oder ihr nur Abbruch thun dürfe. Die Pilgerfahrten ins gelobte Land, die ſchwediſchen Reiſen Linné's, Haſelquiſt's, Kalm's, Osbeck's, Björnſtahl's, Sparrmann's und Thunberg's; die deutſchen eines Volkmann, Gerken, Sander, Nicolai, Bernoulli; die Weltumſchiffungen und Seereiſen der neuern Zeit; die engliſchen und angliſirenden Sittengemälde im Geſchmack von Brydone, Coxe, Moore, Risbeck, und ſo manchen Andern, die man nennen könnte; ſind eben ſo viele Klaſſen, deren jede ihren eigenthümlichen Charakter, und ohne Zweifel auch jede ihr Gutes hat. Bei Ländern unſers Welttheils, wovon man uns ſchon mit dem früheſten Unterricht einige Kenntniß beizubringen pflegt, iſt es lehrreich und unterhaltend zugleich, zu ſehen, welchen Eindruck ſie auf Reiſende von verſchiedenen Nationen und Ständen machen, und was dort vorzüglich eines Jeden Aufmerkſamkeit beſchäftigt; ſo gewinnt man wenigſtens an individueller Menſchenkenntniß, wo man auf die erwartete Belehrung über die bereiſeten Gegenden Verzicht thun muß. Die vor uns liegenden Briefe hatten für uns dieſes Verdienſt, indem ſowol Inhalt als Vortrag uns volle Muße ſchenkten, den engliſchen Landjunker zu beſchauen, der zum erſtenmal über See in ein fremdes Land auf Abenteuer zieht. Alles, was nicht engliſch iſt, das Eſſen, die Munterkeit am Sonntag, das Händeküſſen bei dem Frauenzimmer, die Ungezwungenheit im Umgange mit verheiratheten Frauen, das fällt ihm auf, und verliert auch wol bei der Vergleichung, die er anſtellt; vieles, was er auf ſeiner Inſel, nur nicht etwa in ſeinem Jagdreviere, hätte finden können, iſt ihm unerhört. Z. B. den Auerhahn, Birkhahn und das Schneehuhn, die in Schottland zu Hauſe ſind, beſchreibt er weitläuftig unter ihren ſchwediſchen Benennungen, und liefert ziemlich ſchlechte Abbildungen davon. Am ausführlichſten iſt er bei der Beſchreibung von den Lappländern. Sir Henry George Liddell, auf deſſen Koſten die Reiſe unternommen ward, und der ſelbſt von der Partie war, ließ zwei junge läppländiſche Mädchen nach England reiſen, behielt ſie eine Zeitlanz auf ſeinem Landgute, und entließ ſie dann wieder mit Geſchenken, um in ihrem Vaterlande etwas von den Herrlichkeiten, die ſie in England geſehen, erzählen zu können. Ihr Bildniß nach ſehr verjüngtem

Maßſtabe, und gleichſam auf der Landſchaft verloren, ziert die Beſchreibung; und ſowol dieſes Kupfer, als die bereits erwähnten von den Vögeln, nebſt einer Abbildung des Rennthiers, einer Ausſicht zu Tornea, einer in Upſala, und einem Holzſchnitte, welcher den lappländiſchen Schlitten vorſtellt, verdankt man der Freigebigkeit des eben genannten Baronets. Mit we cher Flüchtigkeit der Verfaſſer über die Gegenſtände hinwegeilt, läßt ſich aus der Seitenzahl ſchon abnehmen; allein auch von dieſer Rechnung geht noch vieles ab, was nämlich mit Stellen aus Milton, Thomſon, dem Spectator, Goldſmith u. ſ. w. ausgefüllt iſt. Bei dieſem allen iſt dies Werkchen nicht ganz leer an Bemerkungen. Der Verfaſſer hat Sinn für die Schönheiten der Natur, und weiß ſie auch in jenen rauhen Polargegenden hervorzuſuchen; und unter der Menge von trivialen Anzeichnungen findet ſich hier und dort eine, die man noch benutzen kann.

17) Observations and réflexions made in te course of a journey through France, Italy and Germany; by Hester Lynch Piozzi. London. 2 Voll. St. 171. S. 1718.

18) Description de la Nigritie, par Mr. P. D. P. Amsterdam et Paris. gr. 8.

19) The Indian Vocabulary. 8. London. St. 174. S. 1752.

20 und 21) A narrative of the transactions in Bengal, during the soobahdaries of Azeem us khan, Jafferkhan, Shujakhan, Sirafraz khan and Alyvirdykhan. 8. — Memoirs of Khojeh Addul kurreem. 8. Calcutta, 1788. St. 180. S. 1804 und 1805.

22 und 23) Observations relative chiefly to pittoresque beauty, made in the year 1776 on several parts of Great-Britain, particularly the Highlands of Scotland. (by Gilpins.) — Observations on the river Wye and several parts of South-Wales, relative chiefly to pittoresque beauty, made in the summer of the year 1770. London. 8. St. 182. S. 1717. 1719.

24) A voyage round the world, but more particularly to the northwest coast of America, performed in 1785 — 1788, in the King George and Queen Charlotte, captains Portlock and Dixon. By Captain Nathaniel Portlock. 4. London. St. 191. S. 1913.

25) A narative of the military operations on the Coromandel coast, against the combined forces of the French, Dutch and Hyder Ally Cawn, from the year 1780 to the peace in 1784; in a series of letters. etc. by Inres Munro, Esquire. 4. London. St. 195. S. 1953.

26) Neuere Geſchichte der See= und Landreiſen. Erſter Band. Nachrichten von den Pelew=Inſeln. gr. 8. Hamburg. Ebend. S. 1959.

27) Travels through the interior parts of America, in a series of letters, by an Officer (Thomas Anburey. 8. 2. Voll. London. St. 196. S. 1967.

Jahrgang 1790.

1) The Voyage of Governor Phillip to Botany-Bay, with an account of the colonies of Port Jackson and Norfolk-Island, compiled from authentic papers. To which are added the journals of Lieuts. Thortland, Watts, Ball and Capt. Marshall. 4. London, 1789. St. 32. S. 315.

2) Journal of the passage from India, by a route partly unfrequented, through Mesopotamia, Armenia and Natolia or Asia minor etc. by Thomas Howel, M. D. gr. 8. London. St. 39. S. 391.

3) Gedanken über die Entſtehung der baltiſchen Länder u. ſ. w. von J. H. L. Meierotto. 8. Berlin. St. 50. S. 509.

Es iſt oft Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn der Scharfſinn und die Beurtheilungskraft des Denkers den gebahnten Pfad der Methode verläßt, um in einem Fache, wo dem nach ſeinem Syſtem gebildeten Gelehrten vermeinte Grundwahrheiten den Weg zu Entdeckungen verſchließen, eine neue, eigenthümliche Bahn zu brechen. Der verdienſtvolle Verfaſſer dieſer, vor der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gehaltenen, Vorleſung, zählt die Bekanntſchaft mit den Hypotheſen Anderer über die Umbildungen der Erde, zu den Vergnügungen, die er ſich bis jetzt noch vorbehalten müſſe; und ohne ſelbſt über die Veränderungen des ganzen Planeten urtheilen zu wollen, liefert er ſeine Bemerkungen über einen kleinen Bezirk, das Thal der Oder, von ihrem Urſprung an, bis hinab in die Sand= und Meerebenen am Strande der Oſtſee. Alles Waſſer, welches ſich jetzt in dieſem Behälter befindet, könne wol, meint der Verfaſſer, einſt als Eis auf den ehemals weit höhern Berggipfeln, geſtanden haben. Steile Gebirgskerne ragten aus den dürren, allmälig abſchüſſigen Tiefe herauf. Mit der Zeit ſchmolz etwas vom Rande des Eisbergs; die Sonne, der Nebel, die herabrieſelnden Bäche, verwitterten den Fels, er zerklüftete ſich, die Waſſer riſſen Theilchen mit ſich fort und bahnten ſich ihren Weg. Es entſtanden Landſeen auf den Berggipfeln: ihre Gewäſſer ſtiegen immer mehr an, bis ſie endlich überſtrömten, oder an ſchwächern Stellen durchbrachen, und niedriger liegende Thäler überſchwemmten. Aus den zerriebenen Gebirgstheilchen ſetzten ſich neue Schichten an, bis auch der zweite Gebirgskranz riß und die Waſſermaſſe den tiefſten Keſſel des Thals füllte. Zu dieſen Operationen brauchte die Natur vielleicht mehre Jahrtauſende;

denn alle Geſchiebe, welche das Oderthal bis an die Oſtſeite füllen, zeugen deutlich von einer ſehr langſamen Entſtehung durch unmerkliches Abreiben. Es konnten mittlerweile ganze Generationen von Seethieren, Polypen und Korallgewürmen in einzelnen Seen die Periode ihres Daſeins abſolviren, und ihre hinabgeſchwemmten Trümmer ſich den Schichten ſpäterer Bildung einverleiben; Granitmaſſen konnten zermalmt, und zu Sand zerrieben werden, der jetzt Strecken von ungeheurem Umfange deckt. Die Phänomene der Natur in der Gegend, die der Verfaſſer beſchreibt, ſind, ſeines Erachtens, der Meinung nicht günſtig, welche die Geſchiebe und den Sand auf der Stelle, wo man ſie findet, entſtehen läßt. Seine Vorſtellungsart hingegen beſtätigt ſich an Allem, was Herodot vom Entſtehen des theſſaliſchen Thals erzählt, ſtimmt überein mit der von Wallis beſchriebenen jetzigen Beſchaffenheit des Feuerlandes, und iſt noch anwendbar auf die lappländiſchen Alpen. Die Trümmer, welche unſern Continent decken, haben auf den höchſten Gebirgen Raum genug gehabt, und das Waſſer, welches ſich in der Oſtſee ſammelt, nebſt dem, welches noch auf den höchſten Gebirgen um ſie her und auf den Ebenen ſteht oder läuft, kann ebenfalls auf jener höchſten Höhe geſtanden haben. Hierüber gibt eine am Ende angehängte Anmerkung muthmaßliche Aufſchlüſſe. Man muß die Ausführung dieſer Sätze, die wir hier nur unvollkommen ausheben, bei dem Verfaſſer ſelbſt leſen und ſich zugleich den lauteren Genuß verſchaffen, den die Ausſchmückung eines an ſich ernſthaften Gegenſtandes durch eine bei den Alten genährte Phantaſie und eine geſchmackvolle Behandlung unſerer Sprache ſicher gewährt. Uns fallen zwar bei dieſer neuen Theorie einige Schwierigkeiten ein, unter denen die Entſtehung der organiſirten Körper auf einem lediglich aus zermalmten Steintheilchen gebildeten Boden keine der kleinſten iſt. Auch ſcheint es uns ſchwer, die Bildung mancher Mineralien zu erklären, indem hier friſches Waſſer an die Stelle eines mit Salz- und vielleicht manchen andern auflösbaren Theilchen geſchwängerten Meeres tritt. Allein wir fühlen, daß Einwendungen dieſer Art eine jede erdenkliche Geogenie treffen müſſen: denn jede iſt haltbar, bis auf den Punkt, wo ſie das Unbegreifliche berührt; es liegt aber in der Natur der Sache, daß keine dieſen Punkt umgehen kann. Ihr Verdienſt beſteht daher auch eben in der neuen Anſicht, die ſie uns gewähren; denn, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, die Verſchiedenheit der Einbildungskraft gibt eben ſo viele Geſichtspunkte, und eben ſo viele Entwürfe, als Menſchen ſind, die ſich mit einem ſolchen Gegenſtande beſchäftigen mögen. Wir müſſen nur nicht vergeſſen, daß es uns gleich unmöglich iſt, einen Anfang der Welt, oder ihre Ewigkeit zu begreifen, und daß wir die Vermählung der Form mit der Materie nicht ergrübeln werden, wir mögen äonenlange, oder nur ſiebentauſendjährige Revolutionen annehmen. Zur Erklärung irgend eines Entſtehens reichen unſere Kräfte nicht hin. Ob eine Milbe ſich allmälig bilde, oder aus einer Reihe präformirter Keime ſich entwickele, ſo iſt jene Bildung und dieſe Präformation ſo wenig innerhalb der Grenzen unſers Verſtandes, als die Hervorbringung des Sinnenalls aus Nichts. Wenn wir uns alſo gezwungen ſehen, ſolche theils immer feiner

zerſchnittene, theils immer mehr concreſcirende Maße zu erſinnen, je weiter die Grenzen der extenſiven Erkenntniß von uns zurückweichen; wenn wir Mikroſkope und Mikrometer bedürfen, um eine Theilbarkeit der Materie zu unterſcheiden, die vor unſerm Auge verſchwindet; Tertienuhren, um die Elemente eines Augenblicks zu zählen; oder wenn wir, um die gegenſeitige Entfernung der Tauſende von Sonnenheeren auszudrücken, die Herſchel mit ſeinem Seherohr entdeckt hat, den Diameter einer Milchſtraße zur Meßruthe nehmen müſſen, und um die Folge der Epochen zu bezeichnen, von deren Daſein die Trümmer der Erdrinde unſern Geologen Zeugniß zu geben ſcheinen, Zeitabſchnitte von Jahrtauſenden zu unbedeutend finden: ſo müſſen wir uns nur von Zeit zu Zeit erinnern, daß wir nothwendig einen wachen Traum fortträumen; und dieſes Orientiren, wenn der Ausdruck uns vergönnt iſt, muß doch dem Menſchen leichter ſein, als man nach der Anhänglichkeit der Gelehrten an ihre Syſteme vermuthen ſollte, weil eben dieſe Syſteme, wenn ſie die Bildung der Erde betreffen, wie Hr. M. ſehr wahr bemerkt, ſogar keine Theilnahme erwecken. Kein Wunder! Die Linien des Objectivſinnlichen laſſen ſich ins Unendliche verlängern; aber ſobald wir damit über die Grenzen unſerer ſubjectiven Sinnlichkeit hinausgetreten ſind, wird das Ungeheure offenbar. Es verhält ſich damit, um uns eines Gleichniſſes zu bedienen, wie mit Mercators geradliniger Kartenprojection: in der Gegend des Aequators fallen die Grade mit den wahren Umriſſen zuſammen; aber wie die Grade wachſen, ſo entfernen ſie ſich von ſinnlicher Wahrheit, und es iſt unmöglich, mit Parallellinien je den Pol darzuſtellen. Schon die Wahrſcheinlichkeit der ältern Geſchichte wird durch dieſe Projection des menſchlichen Wiſſens afficirt, und jenſeits des Punktes der Menſchenſchöpfung, wie mag ſich da das Verhältniß der Vorſtellung zur Wirklichkeit nur errathen laſſen? Verhältniß iſt indeſſen gewiß in jeder Abſicht, die auf den Bedingungen der Sinnlichkeit beruhet, und wir ſind nun einmal ſo geſtellt, daß wir durch die Vervielfältigung der Geſichtspunkte uns zu erſetzen ſuchen müſſen, was uns an reeller Erkenntniß abgeht. Daher haben die Unterſuchungen dieſer Art jederzeit ſo viel Anziehendes für den denkenden, emporſtrebenden, umfaſſenden Geiſt. Reich an Ideen der Anſchauung, ſchafft er ſich Vorſtellungen des Vergangenen aus dem Gegenwärtigen; dies iſt ſeine Initiation in die Geheimniſſe der Schöpfung.

4) Elogio d'Amerigo Vespucci. Fiorenza, 1786. St. 51. S. 515.

Das Elogio d'Amerigo Vespucci des P. Stanislaus Canovai, welches von der Akademie zu Cortona gekrönt worden, iſt, neben Dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore, auf 80 Seiten in klein Quart noch im Jahre 1786 gedruckt erſchienen. Die Preisfrage hatte der Graf von Dürfort, franzöſiſcher Geſandter am toscaniſchen Hofe, aufgegeben, und den Preis von 100 Scudi aus eigenen Mitteln beſtimmt. Die Lobſchrift auf Veſpucci füllt nur 36 Seiten, und iſt in einem nicht blos redneriſchen, ſondern bisweilen ans Schwülſtige grenzenden, Styl, geſchrieben; jedoch philoſophirt der Verfaſſer

darin mit vieler Freimüthigkeit über den Werth der Entdeckung von Amerika, über Eroberer, Tyrannen, große Männer u. ſ. f. oder vielmehr, er wiederholt in ſeiner Sprache, was die franzöſiſchen Schriftſteller ſeit einiger Zeit ſo laut und kühn in der ihrigen ſagen. Vor Allem bemühet er ſich, ſeinen Helden gegen die Verkleinerer ſeines Ruhms zu ſchützen, und da er in der Lobſchrift auf die Thatſachen ſowol, als auf Streitpunkte, nur anſpielen konnte, um nicht aus ſeinem poetiſchen Schwunge zu kommen, ſo läßt er die Abhandlung folgen, worin er die acht Fragen beſonders erörtert: 1) Ob Amerigo Veſpucci vor 1497 ſchon gereiſt ſei? 2) ob ſeine Abſichten bei dieſen Unternehmungen bloß kaufmänniſch waren? 3) ob er der Anführer der Flotten geweſen ſei, womit er das feſte Land von Amerika die beiden erſten Male beſuchte? 4) ob Columbus die Reiſen von Veſpucci habe verhindern können? 5) ob Veſpucci der erſte Entdecker des feſten Landes ſei? 6) ob dieſe Entdeckung ſo etwas Leichtes geweſen ſei, nachdem die Inſeln bereits aufgefunden waren? 7) ob man ihm die Entdeckung von Braſilien zu verdanken habe? 8) ob er es ſelbſt geweſen ſei, der dem neuen Continent ſeinen Namen gegeben? Alle dieſe Fragen werden zu Gunſten des Amerigo Veſpucci entſchieden, hauptſächlich zur Widerlegung des Tiraboſchi, der in ſeiner Storia della Litteratura d'Italia alles geſammelt hatte, was man ſonſt gegen dieſen Entdecker aufgezeichnet findet. Es iſt wol nicht zu läugnen, daß man gegen Veſpucci zu weit gegangen iſt, um gegen Columbus gerecht zu ſein. Jener war ſicherlich einer der größten Seemänner ſeiner Zeit und hatte zugleich einen ſeltenen Grad von Ausbildung erreicht; allein ſo ſehr ſich auch der P. Canovai ſträubt, ſo unläugbar bleibt es doch, daß die Entdeckung der Lukayen der erſte Schritt zur Entdeckung des feſten Landes war, um ſo mehr, da er es ſelbſt beſtätigt, daß Veſpucci ſich auf der Flotte des Columbus befand, als dieſer jene wichtige Entdeckung machte. Der Verfaſſer ſucht alles hervor, um darzuthun, daß die Entdeckung des feſten Landes, ſelbſt nach der Auffindung der weſtindiſchen Inſeln, ein großes effort du génie geweſen ſei, und erinnert an den Ruhm, den Newton ſich durch die Analyſis des Unendlichen erwarb, obgleich Wallis, Brunker und Fermat, ja ſelbſt Archymedes, ſchon nahe daran geſtreift hätten. Wenn er aber gleich darauf ſeinen Helden zum Entdecker der echten Methode, die aſtronomiſche Länge zur See zu beobachten, erhebt, ſo muß man lächeln, wie dieſelben Verhältniſſe jetzt aufhören, für ihn dieſelben zu ſein, ſobald daraus ein Lob mehr für den Mann bereitet werden kann, der nun einmal der Gegenſtand ſeiner Bewunderung ſein ſollte. Die Alphonſiniſchen Tafeln und die Inſtrumente des 15. Jahrhunderts gaben einer Beobachtung des Abſtandes zwiſchen dem Mond und den Sternen gewiß weniger Zuverläſſigkeit, als eine ſorgfältige Berechnung des zurückgelegten Weges nach dem Schiffstagebuche damals haben konnte; — und nun gar ſo etwas mit der Längenbeſtimmung zu vergleichen, die man jetzt mit Beihülfe der Mayeriſchen und Shepherdiſchen Tafeln und des Hadleyiſchen Sextanten entwerfen kann! Den ſpaniſchen Geſchichtſchreiber Herrera würdigt der Verfaſſer tief hinab, und, wie uns dünkt, nicht ohne Grund. Unerſetzlicher Verluſt iſt es, daß Veſpucci's eigene

ausführliche Relation ſeiner verſchiedenen Reiſen verſchwunden iſt, und blos ſeine Privatbriefe an Lorenzo von Medicis übrig geblieben ſind. Daß er ſelbſt weit davon entfernt geweſen, das ganze feſte Land im Weſten nach ſeinem Namen zu benennen, beweiſet der Verfaſſer unwiderſprechlich; denn der Name Amerika iſt erſt nach Veſpucci's Tode aufgekommen, und ward auch alsdann erſt dem von ihm entdeckten Braſilien zugeeignet, bis man ihn allmälig über das Ganze ausdehnte.

5) Voyage de Monsieur le Vailland dans l'intérieur de l'Afrique, par le Cap de bonne espérance, dans les années 1780—85. 8. 2 Voll. Paris. St. 54. S. 537.

Dies iſt wieder eins von den Produkten des Auslandes, bei denen man wünſchen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieſer Sinn, der vorzüglich in Frankreich ſo allgemein iſt, ſich doch einer gewiſſen zahlreichen Klaſſe von einheimiſchen Schriftſtellern einimpfen ließe. Wenn man dieſe Reiſebeſchreibungen einmal in die Hand genommen hat, kann man ſie nicht ungeleſen wieder weglegen; und indem man lieſt, läuft der Faden der Erzählung ſo ohne allen Anſtoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorſtellung eines unzertrennlichen, gleichſam beſeelten, Ganzen, dem Leſer vom Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt, da hingegen die Werke des geſchmackloſen Fleißes von dieſem ſchöpferiſchen Gepräge nicht die geringſte Spur verrathen, ſondern todte Zuſammenſetzungen ſind, deren Fugen oft bis zum Uebelſtand ins Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verluſt bemerklich zu machen. Erzwingen läßt ſich freilich auch vom Schriftſteller nicht die äſthetiſche Vollkommenheit; ſie muß, wie alles Schöne, aus der innern Energie des Geiſtes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß ſich ein enthuſiaſtiſcher Mittheilungstrieb geſellen. Dieſe künſtleriſche Spontaneität, die dem Mannigfaltigen Einheit gibt, iſt aber ſeltener, als eine gewiſſe paſſive Empfänglichkeit; folglich ſind die gelehrten Compilatoren und Copiſten häufiger, als geiſtreiche Schriftſteller und Künſtler von Genie. Trennen iſt leichter, als vereinigen; aber das letztere gewährt bei weitem den höhern Genuß, zumal dem Zuſchauer, der nicht ſelbſt handelt, ſondern nur auf das Werk eines Andern hinblickt. Wahr iſt es, die Aſſimilation, welche wir hier vorausſetzen, kann leicht ſo weit gehen, daß man die urſprüngliche Beſchaffenheit der einzelnen Beſtandtheile nicht mehr erkennt; allein auch hier gibt es einen Mittelweg dieſſeits der Täuſchung, den der Mann von einfachem, unbefangenem Gefühl am erſten einzuſchlagen weiß. So erklären wir uns wenigſtens die Theilnahme, die ein junger Mann für ſich und ſeine Beobachtungen erweckt, der, in den Wäldern von Surinam geboren und erzogen, ſeine Jugendjahre mit den Uebungen des Jägers, und des durchaus nur praktiſchen Naturforſchers zubrachte, und bei dieſen Beſchäftigungen von einer unwiderſtehlichen Begierde, den Menſchen und die Schöpfung in ihrem ungekünſtelten Zuſtande zu betrachten, ergriffen ward. Wenn wir uns bis hieher bei der Einkleidung aufgehalten haben, ſo iſt es nicht, weil

der Stoff etwa minder wichtig oder belehrend wäre. Wie vieles uns, nach allem, was wir über das ſüdliche Afrika beſitzen, dorther noch zu wünſchen übrig bleibt, und was der Beobachtungsgeiſt, von einem gewiſſen Kraftmaße begleitet, noch leiſten könne, iſt jedem Sachkundigen offenbar. Der Verfaſſer iſt zwar weit davon entfernt, ſeinen Gegenſtand erſchöpft zu haben; allein er gewährt uns zuverläſſig eine Menge neuer Anſichten. Er verſinnlicht uns alles ungleich lebhafter als ſeine Vorgänger; und ſeine Methode, ſich in allen Stücken den uranfänglichen Eingebornen des Landes zu nähern und zu ihrer dem Klima angemeſſenen Lebensart zu bequemen, die auf die Feſtigkeit ſeines Characters ſchließen läßt, mußte ihn in Stand ſetzen, unzählige engere Verhältniſſe richtiger und vollſtändiger, als bis dahin geſchehen war, aufzufaſſen. Ihm verzeiht man es daher, daß auch er ſich von dem Fanatismus für die Ungebundenheit des Wilden hinreißen läßt, womit ein berühmter Sophiſt ſein Zeitalter angeſteckt, und jetzt beinah ein ganzes Volk zu unſinnigen *levellers* umgeſchaffen hat; denn er ſtieg hinab in die unterſte Klaſſe des Menſchengeſchlechts, und genoß bei Kaffern und Hottentotten das einfache Glück, welches der inconſequente Theoriſt dem Wilden andichtete, ohne ſelbſt davon koſten zu mögen. Es fehlte aber auch nicht viel, ſo wäre es des Verfaſſers Schickſal geweſen, die Lebensart dieſer Nomaden aus Noth zur ſeinigen zu machen, weil wenige Tage nach ſeiner Ankunft am Cap das Schiff, auf welchem alle ſeine Geräthſchaften und Zurüſtungen zur Reiſe ins Innere befindlich waren, in die Luft flog, und die großmüthige Freundſchaft des Fiskals, Herrn Boers, ihm den Verluſt in ſo weit erſetzte, daß er ſeinen Endzweck als Naturforſcher nicht verfehlte. Um denſelben deſto ſicherer zu erreichen, vermied er ſorgfältig den Aufenthalt bei den holländiſchen Coloniſten im Innern des Landes, und wählte ſich lauter Hottentotten zu Begleitern, mit gänzlicher Ausſchließung aller europäiſchen, oder weißen Geſellſchafter. Jene Pflanzer, zumal diejenigen, die entfernt von der Capſtadt am Sonntagsfluß und im Kambabo wohnen, ſchildert er nicht zu ihrem Vortheil; und ihren unzuverläſſigen Berichten ſchreibt er die Uebertreibungen und Irrthümer zu, die er von Zeit zu Zeit in den Tagebüchern ſeiner Vorgänger zu tadeln findet. Noch gehäſſiger, und, wir fürchten, nur zu ſehr gegründet, ſind die Beſchuldigungen von fühlloſer Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, welche dieſe bösartigen Menſchen gegen die unabhängigen Stämme der Kaffern ausüben, die, nach unſers Verfaſſers Erfahrung, wie die Hottentotten, zu den harmloſeſten Hirtenvölkern des Erdenrunds gehören. Für die Unterredungen mit dieſen Anſiedlern, die Sparrmann öfters in ſeiner Reiſebeſchreibung mittheilt, entſchädigt uns Hr. le Vaillant durch manche Schilderung ſeiner Abenteuer bei Tag und bei Nacht, ſeiner Jagden und Lebensgefahren, ſeiner Freuden im Kreiſe des Trupps von Hottentotten, die ſein Zugvieh und ſeine Heerde hüteten; denn um die großen Wildniſſe durchſtreifen zu können, ohne Hungernoth befürchten zu müſſen, bot ſich ihm das natürliche Mittel dar, mit einer großen Heerde von Schafen, Ziegen, Kälbern und Rindern, wie die Eingebornen des Landes, von einem Orte zum andern zu ziehen. Die kleinen charakteriſtiſchen Züge, womit er ſeine Erzählung

ausſchmückt, kürzen den Weg durch die Wüſte, und das glückliche Talent des Verfaſſers, ſich in jede Lage zu finden, ſich aus jedem Ereigniſſe einen Genuß zu bereiten und ſelbſt im Umgange mit ſeinen Thieren einigen Erſatz für die Abweſenheit Derer, die ſeinem Herzen näher waren, auszumitteln, erhält die Aufmerkſamkeit in ſteter Spannung, und belohnt ſie durch lauter heitre Bilder. Ein Pavian den er mitgenommen hatte, koſtete die Wurzeln und Früchte, wovon man ſich hernach ohne Gefahr nähren durfte, oder er entdeckte ſie auch wol zuerſt; und der Hahn, der auf ſeinem Wagen reiſete, war beſtimmt, ihm die Tageszeiten anzudeuten, auf den Fall, daß ſeine Uhr unbrauchbar geworden wäre. Die Geſchichte dieſes Pavians iſt zugleich ein leſenswerther Beitrag zu dem Kapitel von der Perfektibilität der Thiere, welches die Naturkundiger bisher nur oberflächlich berührten; und ſeine Beſchreibung des Abends, an welchem er zum erſtenmal das Käſtchen mit den Maultrommeln öffnete, und alle ſeine Hottentotten mit dieſen Wunderdingen beſchenkte, liefert mehr als einen Strich zum Gemälde des menſchlichen Herzens. Sein Aufenthalt bei einer Horde von Gonaquas iſt der wichtigſte Theil ſeiner erſten Reiſe, und gab ihm Gelegenheit, dieſen Stamm von unabhängigen Hottentotten umſtändlich zu beſchreiben. Die kleine Epiſode ſeiner Herzensangelegenheit mit der jungen Narina iſt mit ſo leichter Hand ausgeführt, und athmet eine ſo naive Unſchuld, daß man auch für den etwanigen dichteriſchen Schleier, wenn anders Verſchönerung hier Statt findet, dem Verfaſſer Dank wiſſen muß. Die Gonaquas machen, nach dem Urtheile des Verfaſſers, den Uebergang vom Kaffer zum eigentlichen ſogenannten Hottentotten, und haben nicht mehr das ungewöhnlich ſpitzige Kinn, welches die Letztern auszeichnet; auch in ihren Sitten äußert ſich die Verwandtſchaft mit den Kaffern. Er ſpricht ſie frei von der ihnen angeſchuldigten Gewohnheit, den Säugling, dem die Mutter ſtirbt, mit ihr lebendig zu begraben, und will auch von den ekelhaften Hochzeitsgebräuchen nichts wiſſen, die noch immer auf das Zeugniß der Coloniſten wieder erzählt werden. Eben ſo unwahr iſt es, daß die Hottentotten bei jeder Veränderung ihres Aufenthaltes ihre Alten unbarmherzig zurücklaſſen ſollten. Feindlicher Ueberfall, Hungersnoth und Blatternanſteckung ſind die einzigen Fälle, wo zuweilen der Schwache und Abgelebte, der dem Feinde, dem Hunger oder der Krankheit nicht entfliehen kann, von der unglücklichen, in der Wüſte vielleicht nur langſamer ſterbenden, Horde verlaſſen wird. Wenn nicht dringende Noth ſie zu dieſem Schritte zwingt, werden die Alten ſorgfältig auf Ochſen geſetzt, ſo oft man mit den Heerden in grasreichere Gegenden zieht. Dagegen behauptet er gegen Hrn. Sparrmann, daß die halbe Entmannung noch wirklich bei einigen nördlichen Horden, unter 28° ſüdlicher Breite, nämlich den Geißiquas und Koraquas, Statt findet; daß die Gonaquas nicht beſchnitten ſind, ſondern im Gegentheile ſich durch eine ſehr lange Vorhaut auszeichnen; daß die Abſonderung eines Gliedes von den Fingern oder Zehen keine allgemeine Sitte, ſondern nur in einzelnen Kraals üblich iſt; endlich, und zwar dieſes nach hinlänglicher Beſichtigung, daß der berühmte natürliche Schurz der Hottentottinnen nichts weniger als eine aus der Luft ge-

griffene Erdichtung, aber auch keine angeborne Abweichung von der gewöhnlichen Bildung, ſondern eine durch Kunſt hervorgebrachte Methode einzelner Familien oder Perſonen iſt, deren äußere Schamlefzen (keinesweges die Nymphen) ſich bis zu einer Länge von neun Zollen durch Zerren und Anhängen von Gewichten verlängern laſſen. Von dieſer ſeltſamen Verunſtaltung liefert er eine Abbildung, ſo wie von den Hottentotten, den Gonaquas und Kaffern, beiderlei Geſchlechts. Es hat uns geſchienen, daß des Verfaſſers guter Wille bei dieſen Zeichnungen von ſeiner Kunſtfertigkeit nicht gehörig unterſtützt worden iſt; man erhält nur den erſten allgemeinen Eindruck von den charakteriſtiſchen Nationalunterſchieden, und auch dieſen nur auf die Geſichtszüge eingeſchränkt, und verlangt noch immer, daß einmal die Verhältniſſe der einzelnen Theile gegen einander von einem Künſtler, der eigentlich wüßte, worauf es ankommt, nach der Natur aufgenommen werden möchten. Von den Kaffern ſah Hr. le Vaillant nur einen kleinen Trupp; denn unglücklicher Weiſe traf er einen Zeitpunkt, wo es zwiſchen ihnen und den Coloniſten aufs Aeußerſte gekommen war, und die Letztern auf einem Zuge gegen die rechtmäßigen Beſitzer ihrer angebornen Gefilde mehr als 20,000 Stück Vieh erbeutet, verſchiedene Kraals verbrannt, und unter ihren Einwohnern eine ſtarke Niederlage angerichtet hatten. Deſſen ungeachtet wagte er ſich, auf das Wort der wenigen Kaffern, die er geſprochen hatte, und die er bald überzeugte, daß er mit ihren Widerſachern keine Gemeinſchaft habe, mehre Tagereiſen weit in ihr Land, mußte aber, da er überall verheerte oder doch verlaſſene Wohnungen fand, wieder umkehren, und endlich, um ſeine ungeheure Sammlung von ausgeſtopften Thieren und Vögeln in Sicherheit zu bringen, den Rückweg nach der Capſtadt über die Schneegebirge, den Aufenthalt der ſogenannten Buſchmänner, antreten. Dieſe feindſeligen Geſchöpfe bilden keinen eigenen Stamm von Hottentotten, ſondern ſind ein zuſammengelaufenes Geſindel von Mulatten, Negern, Meſtizen, Hottentotten und Baſtarten, die der Strafe ihrer Verbrechen entlaufen, und jetzt vom Raube leben. Die gelben oder ſogenannten Hottentotten, die man zuweilen mit den Buſchmännern verwechſelt, ſind hingegen ein beſonderer Stamm, und wohnen unter der ſüdlichen Sonnenwende. Die Reiſe, auf welcher der Verfaſſer dieſe Grenzen überſchritt und dieſe eigene Art von Hottentotten, welche in der Sprache ihrer Brüder Hauswaana heißen, beſuchte, haben wir noch von ihm zu erwarten. Er verſpricht auch eine ausführliche Ornithologie von Afrika, und eine eben ſo umſtändliche Beſchreibung aller von ihm ſelbſt geſehenen vierfüßigen Thiere und ihren Sitten. Aus dieſem Grunde enthalten wir uns auch, hier die einzelnen naturhiſtoriſchen Bemerkungen auszuzeichnen, die wir zerſtreut in den beiden vor uns liegenden Bänden angetroffen haben. Nur um die Erwartung des Naturforſchers zu ſpannen, iſt dem zweiten Bande eine kurze vorläufige Nachricht von dem Camelopardalis oder der ſo wenig bekannten und bis jetzt ſo ſchlecht gezeichneten Giraffe, angehängt. Die beiden Abbildungen, welche das männliche gehörnte und das weibliche ungehörnte Thier dieſer Art vorſtellen, ſcheinen getreu zu ſein, und geben einen angemeſſenern Begriff, als die

Carricaturen in Buffon's Supplement, oder in Patterſon's neuem Tagebuche. Die Bemerkung, daß die Straußen ihre Eier ſelbſt brüten, und nicht, wie die Fabel ſagt, der Sonne und dem Schickſal überlaſſen, war bereits bekannt; hingegen iſt dem Verfaſſer die Entdeckung eigen, daß mehre Straußen ihre Eier zuſammenlegen, und ſich während des Brütens ablöſen; auch daß ſie bei jedem Neſte eine verhältnißmäßige Anzahl Eier unbebrütet liegen laſſen, die hernach ihren neuausgeſchlüpften Hühnchen zur erſten Speiſe dienen. Aus mündlichen Nachrichten wiſſen wir, daß die Sammlung von Zeichnungen, noch mehr aber die von ausgeſtopften Vögeln, die der Verfaſſer nach Paris gebracht hat, an Menge, Seltenheit und Pracht der Farbenmiſchungen faſt Alles übertreffen ſoll, was man in der Art bisher geſehen hat. Es iſt alſo nur zu wünſchen, daß ſein Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft, der ſo manchen Mühſeligkeiten trotzte, nicht durch die Unruhen, welche ſein jetziges Vaterland zerrütten, im Hafen ſelbſt und ſchon am Ziele, ſcheitern möge!

Jahrgang 1791.

1) Journal of a Voyage to New-South-Wales, with sixty-five plates of nondescript animals, birds, lizards, serpents, curious cones of trees and other natural productions. By John White, Esq., Surgeon-General to the settlement. 4. London, 1790. St. 6. S. 49.
2) Beiträge zur Naturgeſchichte, von Blaſius Merrem. gr. 4. Duisburg und Lemgo. St. 9. S. 82.
3) Verſuch eines Grundriſſes zur allgemeinen Geſchichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Von ebendemſelben. gr. 4. Leipzig. St. 9. S. 85.
4) Voyage from New-South-Wales to Canton, in the year 1788. by Thomas Gilbert Esq., Commander of the Charlotte. 4. London, 1789. St. 27. S. 267.
5) A narrative of the mutiny on board His Majesty's ship Bounty and the subsequent voyage of part of the crew in the ship's boat from Tofoa one of the Friendly Islands, to Timor, a Dutch settlement in the East-Indies. Written by Lieutenant William Bligh. 4. London, 1790. St. 30. S. 291.

Der Trägheit und Gleichgültigkeit der Menſchen, und demnächſt auch einem unergründlichen Verhängniß, welches oft die gemeinnützigſten Entwürfe ſcheitern läßt, muß man die langſamen Fortſchritte alles Guten zuſchreiben, worüber der Optimismus zwar den Verſtand abfertigen, aber das Herz nicht tröſten kann. Eins der auffallendſten Beiſpiele vom Mißlingen der wohlthätigſten Anwendung der Schifffahrt

und der Entdeckungen im Südmeere haben wir vor Augen. Die Brotfrucht ward, als das vortrefflichſte Nahrungsmittel heißer Länder, und der Baum, der ſie trägt, als merkwürdig wegen ſeiner ungemein leichten Fortpflanzung, im Jahr 1774 in England näher bekannt. Umſonſt erinnerte man, wie nothwendig die menſchenfreundliche Vorſorge ſei, dieſen Baum nach Weſtindien zu verpflanzen, um das Schickſal der unglücklichen Negerſclaven durch den Anbau eines ſo vortrefflichen, ergiebigen, ſo wenig Pflege heiſchenden Produkts zu erleichtern. Erſt nach Verlauf von 15 Jahren traten — nicht die weſtindiſchen Kaufleute und Pflanzer — ſondern einige wohldenkende, aufgeklärte Männer, hervor, und machten ſowol den König, als das Admiralitäts-Collegium, aufmerkſam auf die aus jener Verpflanzung zu hoffenden Vortheile. Ein Schiff von ganz beſondrer Conſtruktion ward ausgerüſtet, um als ſchwimmende Baumſchule mehre 100 Brotbäume aus Otaheiti nach Weſtindien tragen zu können; und Capitain Bligh, der den großen Cook auf ſeiner letzten Reiſe begleitet hatte, ward zur Führung deſſelben angeſtellt. Im December 1787 ging die Abreiſe vor ſich, und am 26. October des folgenden Jahres kam Capitain Bligh, nachdem er zuvor einige Entdeckungen gemacht hatte, in Otaheiti an. Er blieb daſelbſt bis zum 4. April 1789, nahm 1015 ſchöne junge Brotbaumſtämme, nebſt vielen andern Obſtſorten jener Inſel, an Bord, und ſchiffte nach den freundſchaftlichen Inſeln, wo er ſich mit Holz und Waſſer verſorgte. Am Tage nach der Abreiſe von Anamoka, den 28. April, zu einer Zeit, da die ſämmtlichen Pflanzen an Bord in vollem Wachsthum ſtanden und die ganze Schiffsgeſellſchaft ſich bei der vollkommenſten Geſundheit in einem mit allen Erforderniſſen herrlich verſehenen Schiffe einer glücklichen Wirderkehr in ihr Vaterland ſchmeicheln konnte, erregte der eine Steuermann, Namens Fletſcher Chriſtian, früh Morgens einen Aufruhr, nahm den Capitain in ſeiner Cajüte gefangen, ſetzte ihn, nebſt 18 Andern in das Schiffboot, mit einem geringen Vorrath von etwa 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund geſalzenem Schweinefleiſch, 6 Quart Rum, 6 Flaſchen Wein und 112 Quart Waſſer, und überließ ſie ihrem Schickſale; vermuthlich in der Ueberzeugung, daß es ihnen unmöglich ſein würde, dem Ungeſtüm der Wellen, und der Grauſamkeit der Inſulaner, wohin ſie ihr Weg führen müßte, zu entgehen. Allein es gelang dieſen Unglücklichen, — nach einer gefahrvollen ſchrecklichen Fahrt von mehr als 1200 Seemeilen in einem elenden offenen Boote, wo ſie faſt unaufhörlich durchnäßt und von Kälte erſtarrt, mit jeder neuen über ſie hin ſtürzenden Woge ihrem Untergange entgegenſahen, und, was weit grauſenvoller war, vor Hunger und Durſt beinahe verſchmachteten, ohne es wagen zu dürfen, in ihrem völlig wehrloſen Zuſtande an irgend einer bewohnten Inſel zu landen — unter der Führung ihres ſtandhaften und mit großer Gegenwart des Geiſtes begabten Capitains, die holländiſche Niederlaſſung Coupang auf der Inſel Timor zu erreichen. Die einfache, rührende Erzählung dieſer ſchaudervollen Rettung liegt vor uns. Die ſtrenge Ordnung, welche Capitain Bligh einführte, um mit dem geringen Mundvorrath auf einen Zeitraum von 47 Tagen auszukommen, trug unſtreitig zur Rettung dieſer armen Verſtoßenen

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

das meiſte bei. Mit einer Piſtolenkugel wog er täglich zweimal einem Jeden ein Fünfundzwanzigtheil eines Pfundes Zwieback zu, und ließ Jeden einen Schoppen Waſſer trinken. Die Kranken labte er mit einem Löffel voll Wein oder Rum, und die Vögel, die ihnen die Vorſehung zuweilen ſchickte, ließ er durch das Loos vertheilen. Während eines 16-tägigen Regens fand er kein beſſeres Mittel ſich und ſeine Leute zu erwärmen und geſund zu erhalten, als dieſes, daß ſie ihre Kleider, ſo oft ſie vom Regenwaſſer durchnäßt waren, durch das Seewaſſer zogen und dann wieder ausdrückten. Das Salz des Seewaſſers, indem es die Haut reizte, verurſachte ihnen die Empfindung, als hätten ſie trockene Kleider angelegt. Länger hätte die Reiſe jedoch nicht währen dürfen, denn die Kleider nutzten ſich auf dieſe Art ſchneller ab, als der menſchliche Leib durch alles gehäufte Ungemach, dem er hier ausgeſetzt war. Es macht dieſe Fahrt noch merkwürdiger, daß gleich Anfangs, auf der Inſel Tofoa, die Einwohner den Entſchluß gefaßt hatten, dieſe wehrloſen Fremden niederzumachen, daß ihnen aber durch die Entſchloſſenheit und Einſicht des Capitains ihr Anſchlag mißlang. Zwar ward er mit allen ſeinen Leuten verwundet, und büßte auch einen Menſchen ein, der durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit den Inſulanern in die Hände fiel; hingegen glückte es ihm, alle ſeine übrigen Begleiter lebendig nach Timor zu führen, woſelbſt erſt ein paar Tage nach ſeiner Ankunft der Kräuterſammler des Hrn. Banks, David Nelſon, an einem hitzigen Fieber ſtarb. Hr. Bligh kaufte hier ein kleines Fahrzeug; womit er nach Batavia ging; und daſelbſt verſchaffte ihm und ſeinen Leuten die holländiſche Regierung eine freie Ueberfahrt nach Europa auf ihren Schiffen.

6) Voyage, made in the Years 1788 and 1789 from China to the Northwest coast of America etc. By John Meares Esq. 4. London, 1790. St. 38. S. 369.

7) An Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers etc. By Count Leopold Berchtold. 8. 2 Voll. London. St. 62. S. 617.

Alles, was der Hr. Graf Berchtold auf dem ſauber in Kupfer geſtochenen, ſehr ausführlichen Titel verſpricht, finden wir in ſeinem Buche in ſo vollſtändigem Maße geleiſtet, daß die Summe der Antworten auf die vielen tauſend Fragen, die er hier zu thun lehrt, eine ins geringſte Detail gehende Topographie des ſo ausgefragten Landes wäre, und daß, wenn man in gewiſſen Ländern das Fragen nicht verfänglich fände, keine Buchhändlerſpeculation einträglicher ſein müßte, als die Verſendung eines Schwarms von Fragegeiſtern, die, das Buch des Verfaſſers im Kopf oder in der Hand, und die Feder in der andern, jeden Menſchen, der ihnen begegnete, ins Verhör nähmen, und dabei obendrein alles eigenen Beobachtungsgeiſtes überhoben ſein könnten. Man erſchrickt vor dem Gedanken, was z. B. ein Werk, wie dieſes, für eine Wirkung auf einen ſo beſonders organiſirten Kopf, wie den des ſeligen Björnſtåhls, hervorgebracht hätte! Hiermit ſei dem rühmlichen Eifer des Verfaſſers nicht zu nahe getreten: denn unſtreitig gehört mehr

Kenntniß zur Abfaſſung dieſer Fragen, als zu ihrer blos mechaniſchen Anwendung, aber gerade auf den Mißbrauch, den jeder leere oder ſeichte Kopf von ſolchen Hülfsmitteln machen kann, ſollte man aufmerkſam werden. Linné's vortreffliche Instructio peregrinatoris liefert den beſten Beweis, daß ſich zwar der Mechanismus, den ein großer, denkender Mann hinwarf, aber nicht auch das herrliche umfaſſende Genie, das ihn beſeelte, mittheilen läßt. Das Inſtrument iſt gut; aber nur in der Hand des wahren Künſtlers, der es führt, ſich nicht von ihm führen läßt, kann es nützlich werden und zur Vollkommenheit ſeiner Werke beitragen: dem Pfuſcher oder Stümper hilft es die unſägliche Menge nüchterner, geiſtloſer Compilationen vermehren. Daſſelbe gilt im Grunde von einem jeden Mechanismus; und ſo geneigt das Jahrhundert iſt, ihn überall einzuführen, ſo wenig iſt es noch ausgemacht, ob der weſentliche Nutzen deſſelben uns den Schaden erſetzt, den er durch die Vervielfältigung mittelmäßiger, maſchinenähnlicher Menſchen verurſacht. — Die Arbeit des Hrn. Grafen beſteht aus mehren Theilen. Voran geht eine allgemeine Anweiſung für Reiſende, worin von den Eigenſchaften des Reiſenden, den vorzüglichſten Gegenſtänden ſeiner Forſchbegier, den Mitteln, Nachricht einzuziehen, der Vorſicht beim Aufſchreiben, der perſönlichen Sicherheit, der Erhaltung der Geſundheit, den Geldrimeſſen und Empfehlungsſchreiben, den Wirthshäuſern, dem Gepäcke und zuletzt von Seereiſen gehandelt wird. Man kann denken, wie weitläuftig und ausführlich der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand aus einander ſetzt, da er im erſten Abſchnitte verlangt, daß der Reiſende ſchlechthin die Kenntniſſe der Rechte, der Naturgeſchichte, Mineralogie, Metallurgie, Chemie, Mathematik, Mechanik und ſogar ihrer Zweige, der Geographie, Nautik und Schiffbaukunſt, des Ackerbaues, die Fertigkeit der Sprachen, der Arithmetik, (warum mag die wol, von der Mathematik abgeſondert, noch einmal vorkommen?) des Zeichnens, des leſerlichen und ſchnellen Schreibens, des Schwimmens, ferner die erſten Begriffe der Arznei- und Wundarzneikunde, die Anfangsgründe der Tonkunſt, die Kenntniß ſeines eignen ſowol, als des von ihm zu erforſchenden Landes, und nun noch über dies Alles Menſchenkenntniß beſitzen ſoll. Als Anhang zu dieſem Aufſatz iſt die von der Humane Society bekannt gemachte Anweiſung zur Rettung der Scheintodten abgedruckt. Hierauf folgen ſodann die Fragen über die Geographie, die Volksmenge, den Bauernſtand, die Landwirthſchaft, den Viehſtand, die Waldungen, Bergwerke und Manufakturen, den Handel, die Colonien, die Beſchiffung der Flüſſe und Canäle, die Schifffahrt zur See, die Fiſchereien, den Bau der Kauffartheiſchiffe, die Rechtspflege, die wohlthätigen Stiftungen, die Erziehung, die Herkunft, Sitten und Gebräuche der Nationen, die Weiber, die Religion und den Prieſterſtand, den Adel, die Regierung, die Abgaben, die Finanzen, die Land- und Seemacht, die Werfte für Kriegsſchiffe, und zuletzt den regierenden Fürſten. Als Zugabe finden wir am Ende des Dechanten von Glouceſter, Dr. Tucker's, Inſtruction für Reiſende. Man ſieht wol, daß ſich der Verfaſſer an keine Ordnung gebunden hat; daher iſt es auch wol gekommen, daß einige Rubriken, z. B. vom Klima, von herrſchenden Krankheiten, vom

Zuſtande der Gelehrſamkeit und Kunſt, u. ſ. w. weggeblieben ſind. Gleichwol füllen dieſe deſultoriſchen Fragen 430 Seiten eines ſehr kleinen Drucks. Der zweite Band enthält ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß aller bekannten Werke über das Reiſen, und einen Auszug aus Stuck's Verzeichniß aller Reiſebeſchreibungen, alphabetiſch nach den Ländern und Städten geordnet, jedoch nur auf Europa eingeſchränkt. Mit dieſer Literatur, ſo unvollkommen ſie iſt, macht der Verfaſſer den Engländern, die noch gar nichts von dieſer Art kannten, ein wichtiges und brauchbares Geſchenk. Das ganze Werk verdient zugleich eine Anführung wegen ſeiner typographiſchen Eleganz, und einer für einen Ausländer weit getriebenen Sprachrichtigkeit.

8) Manners and Customs in the West-India Islands, etc. by I. B. Moreton. 8. London. St. 63. S. 634.

Kein Buch iſt ſo ſchlecht, aus dem man nicht etwas lernen könnte. Wenn man von dem vor uns liegenden Werkchen die ſchlechten Verſe, die unwitzigen Geſchichtchen, die ſchmuzigen Anekdoten und die Alltagsbemerkungen abgeſchnitten hat, und ſich über den Plattſinn und die damit verknüpfte Bierhausberedtſamkeit eines zum Aufſeher einer Plantage emancipirten Kaufmannsdieners hinwegſetzen kann: ſo bleibt allerdings noch ein reiner Gewinn übrig, wodurch dem Leſer das gemeine Leben in Weſtindien, freilich in keiner anziehenden Geſtalt, anſchaulich wird. Der Verfaſſer hat eine Anlage zur lebendigen Darſtellung, welcher durch ſeine Plattheit eigentlich das Siegel der Wahrheit aufgedrückt wird. Er liefert einen ſchaudervollen Beitrag zu jener, jetzt durch viele Bände fortgeſetzten, Klage gegen unſern Menſchenſtamm, über ſeine muthwillig grauſame Behandlung ſeiner ſchwarzen Brüder, und ſchildert das allgemeine Sittenverderbniß unter den Weißen und Blendlingen in Weſtindien durch alle Verhältniſſe des Lebens. Das Klima, die Gelegenheit und das Beiſpiel ſcheinen dort eine allen Begriff überſteigende Schamloſigkeit hervorzubringen, in welcher jedes edlere Selbſtgefühl verloren geht, und wodurch einer Reihe von Laſtern Thor und Thür geöffnet wird. Der Verfaſſer behauptet ſogar, daß die Prediger dort durchgehends dem Trunk und wollüſtigen Ausſchweifungen ergeben ſind. Auf 50,000 Seelen ſetzt er die Zahl der Neger, die jährlich in Weſtindien unter den Martern der Sclaverei erliegen. Die Europäer, die ſchaarenweiſe dorthin wandern, um ihr Glück zu ſuchen, ſind größtentheils der Auswurf ihres Vaterlandes; allein deſſen ungeachtet ſchreibt der Verfaſſer der Hitze und den unzähligen Verſuchungen, die ſich dem neu angekommenen Fremden darbieten, eine beſondere verführeriſche Kraft zu, welcher auch die beſſern Menſchen nicht widerſtehen. Ausnahmen gibt es indeſſen auch auf jenen Inſeln, wie es deren in Rom zur Zeit ſeiner größten Entartung gegeben hat. (Sollte nicht Unſittlichkeit überall von der Einführung des Leibeigenthums unzertrennlich ſein?) — Die Zahl der Neger, die im Innern von Jamaika einen unabhängigen Staat bilden, oder wenigſtens nur dem Namen nach die brittiſche Oberherrſchaft anerkennen, und unter ihrem eignen König Cudjo ſtehen, ſoll ſich auf 5000 belaufen. Der Verfaſſer beſuchte dieſen König, und

ward ſehr gut bewirthet. Die Verhaltungsregeln, die Hr. M. ſeinem Freunde gibt (denn das Ganze iſt ein Schreiben an einen Freund), ſind ſowol in diätetiſcher Rückſicht, als in Anſehung des Fortkommens, ſehr gut, nur freilich ohne alle Elevation, denn er räth ihm, und beſchwört ihn hoch und theuer, ſich in jedem Streite allemal den erſten Schlag geben zu laſſen. Auch ſcheint er bei der Ausübung der Tugend keine Strenge gegen ſich ſelbſt zu fordern, ſondern empfiehlt es dem Neuankommenden, ja nicht den Joſeph zu ſpielen, wenn die gebietende Frau oder Mulattin im Hauſe ihn erwählt, indem die Rache der Verſchmähten zu gefährlich ſei. Man könne nun einmal nicht umhin zu ſündigen; aber mit Gottes Hülfe bringe man es doch wol dahin, ein nicht gar zu arger Sünder zu werden.

10) An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India etc. By William Robertson, D. D. etc. 4. London. St. 194. S. 1937.

In der Vorrede wird die Entſtehungsgeſchichte dieſes Werkes ſo angegeben: Dr. Robertſon las Hrn. Rennel's Memoir zur Erläuterung ſeiner Karte von Indien, ward dadurch veranlaßt, anfänglich zu ſeiner eigenen Befriedigung in den Quellen nachzuleſen, was die Alten von Indien gewußt hätten, und zuletzt, als ihm das Reſultat ſeiner Nachforſchungen wichtig zu werden ſchien, es dem Publicum vorzulegen. Ueber nautiſche und aſtronomiſche Gegenſtände hat ihm ſein College, Hr. Prof. Playfair, Auskunft gegeben. Die Einrichtung dieſes kleinen Werkes iſt übrigens dieſelbe, die man bereits an den größern des berühmten Verfaſſers gewohnt iſt: zuerſt hiſtoriſche Erzählung; dann die erläuternden Anmerkungen hinterdrein. Hier nun folgt noch ein Anhang über den Charakter, die Sitten und Geſetze der Indier, und zu dieſem wieder eigene Anmerkungen. Die Karten hat Hr. Playfair gezeichnet. Die eine ſtellt das ſüdöſtliche Aſien ſo vor, wie Ptolemäus es ſich ungefähr gedacht haben mag; die andere entlehnt richtige Umriſſe von der neuern Geographie, und bezeichnet die gegenwärtig unter ähnlichen oder auch andern Namen bekannten Oerter mit den Benennungen, die in den Schriften der Alten vorkommen. Um dasjenige, was eigentlich geleiſtet worden iſt, richtig zu beurtheilen, muß der Zweck des Verfaſſers mit in Anſchlag kommen. Augenſcheinlich war ihm mehr an einer allgemeinen Ueberſicht, als an einer in das genaueſte Detail gehenden antiquariſchen Kritik gelegen; er wollte ein populäres Werk zur allgemeinen Belehrung ſchreiben, und die größern Momente der Geſchichte durch philoſophiſches Raiſonnement in ein helleres Licht ſetzen, und durch Verwebung mit den wichtigſten Gegenſtänden menſchlicher Betriebſamkeit anziehender machen. Das erläutert und entſchuldigt viel, was ſonſt, zumal in Deutſchland, einer Entſchuldigung wol bedürfte. Die Unbekanntſchaft mit unſerer Sprache und Literatur hat natürlicher Weiſe dem Verfaſſer manche Hülfsquelle abgeſchnitten, wodurch er ſich den Ruhm einer größern Genauigkeit und Vollſtändigkeit hätte erwerben können; wir aber müſſen von ihm lernen, über das ewige Materialienſtoppeln, das Sylbenſtechen, die Kleinigkeitskrämerei, nicht das Reſultat

des Ganzen zu vergeſſen, und zur Ueberſicht der größern Verkettungen nicht unfähig zu werden. Manches bleibt freilich auch bei aller Nachſicht gegen die Individualität des Verfaſſers noch anſtößig, zumal wenn es dem angenommenen Charakter des philoſophiſchen Geſchichtſchreibers zuwider läuft. So begreift man z. B. nicht die gefliſſentliche Beibehaltung des dunkelſten, ſchwankendſten Begriffes von den „inſpirirten" Büchern, von denen Hr. R. ſo im Ernſte ſpricht, wie Voltaire wol im Scherz davon zu reden pflegt, nämlich als von überirdiſchen Autoritäten, denen jedes andre hiſtoriſche Denkmal weichen müſſe. Zum Glück kommt bei der gegenwärtigen Unterſuchung auf dieſe Autorität nicht viel an; die einzige Erwähnung des Handels nach Indien geſchieht im erſten Buch der Könige, wo die vermeintliche Inſpiration noch dazu ſo dunkel ſpricht, daß Hr. R. lieber geradezu die von Bruce neulich wieder vertheidigte Meinung annimmt, daß Salomon's Schiffe gar nicht nach Indien, ſondern nach Sofala im ſüdöſtlichen Afrika gingen. Die Pfauen und Affen hätten ihn gleichwol über dieſen Punkt behutſamer machen ſollen, da jene gar nicht in Afrika zu Hauſe, und die letztern auch nur in Indien ſo zahm ſind, daß ſie ſich leicht transportiren laſſen; andrer Argumente nicht zu gedenken, die der Bruciſchen Meinung mit Recht entgegengeſetzt werden könnten. Nach dem Texte zu urtheilen, hat es auch faſt das Anſehen, als ob der Verfaſſer die Expedition des Seſoſtris nach Indien ohne weitere Prüfung annähme; allein gegen dieſe äußerte er ſeine Bedenklichkeiten in der Anmerkung, und allerdings iſt die Ungereimtheit zu offenbar, als daß man hier, gegen das Stillſchweigen des ganzen Alterthums, dem unzuverläſſigen Diodor folgen könnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Handelsgeiſt von Europa bindet alle Welttheile zuſammen; allein Aſien und Amerika trugen auf verſchiedene Art dazu bei, dieſem Triebe Befriedigung zu geben. In Aſien fanden die Portugieſen ein geſittetes Volk, ein fruchtbares Land und unzählig mannigfaltige Manufakturen; ſie bedurften nur feſte Poſten und Handelsagenten. Die Spanier konnten in Amerika erſt nach der Entdeckung von Sakotekas und Potoſi zum Genuß des dortigen Reichthums der Natur gelangen, und ſahen ſich am Ende genöthigt, Colonien zu gründen. Europäiſche Betriebſamkeit und Arbeitſamkeit hat Amerika angebauet und anbauen laſſen. Die Conſumtion amerikaniſcher Erzeugniſſe unterhält die Thätigkeit in Europa, und die Ausfuhr des Goldes und Silbers nach Indien, iſt nach unſerm Verfaſſer nicht nachtheilig, ſo lange es der Preis unſrer Induſtrie bleibt, wogegen wir andre Waaren eintauſchen und wieder umſetzen. Dieſe wichtige Materie der Commerzwiſſenſchaft hat indeſſen noch mehre Seiten, und wird durch dieſe Berührung nicht erſchöpft. Man mag die koſtbaren Metalle als Waaren oder Zeichen betrachten, den Reichthum eines Staates machen ſie freilich nicht aus; allein wenn die Bergwerke erſchöpft ſind, und Amerika eigene Manufakturen hat, ſo hört endlich der Handel nach Indien auf, oder es müßten dort auch andere Waaren ſtatt des Goldes und Silbers gangbar werden. Dann könnte alſo doch eine Stagnation entſtehen, die ſo lange Armuth be-

wirkte, bis die Repartition der Güter des erſten Bedürfniſſes gleichförmiger würde. Endlich meint R. noch mit dem Abbé Raynal, daß die Entdeckung des neuen Weges nach Indien ein großes Unglück von Indien abgewendet habe: die Unterjochung deſſelben durch die Türken. Dieſe Vorſtellung des Möglichen, welches nicht geſchehen iſt, hat jederzeit viel Mißliches; der Spielraum für die Phantaſie iſt zu groß, der Verſtand überſieht und erſchöpft ihn nicht. Wer bürgt uns dafür, daß gerade die Folgenreihe des Verfaſſers die wahrſcheinlichſte iſt, die gedacht werden konnte? Ein Anderer könnte eben ſo wohl träumen, daß das Unglück eben nicht ſo groß geweſen wäre. Europa hätte auch wol die Eroberer civiliſirt. Jetzt hätten wir es vielleicht überſtanden; die feudaliſche Sclaverei und die neuplatoniſche Hierarchie mit ihrem Götzendienſte wären vielleicht ſchon geſtürzt, eine freie Verfaſſung und ein gereinigtes, dem primitiven ähnliches, Chriſtenthum hätte ſich vielleicht emporgearbeitet. Wenn man ſchon träumen will, warum immer das Aergſte? Warum muß die Farbe des Rocks ſo zurückwirken auf die Einbildungskraft? Dies ſind Reſte des alten Sauerteigs der Teleologie, die endlich, aus der Geſchichte wenigſtens, vertrieben werden ſollte. Daß man ſagt, nichts könne anders geſchehen, als es geſchehen iſt, dawider kann Niemand etwas einzuwenden haben; aber der Geſchichtforſcher, der ſich außer dieſem Gehege einen Spaziergang im Reiche der Möglichkeiten erlaubt, müßte doch die Philoſophie mitnehmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn gleich die Idee von einem kritiſchen Werke über den Handel der Alten nach Indien durch die gegenwärtige Schrift ſo wenig erſchöpft iſt, daß ſie vielmehr nur als der erſte Verſuch in einem noch brach liegenden wiſſenſchaftlichen Felde betrachtet werden darf; und wenngleich die Umriſſe, welche der Verfaſſer vom Charakter, den Sitten und Verfaſſungen der Indier hinzeichnet, nur nach einem ausgeführten Gemälde lüſtern machen: ſo wird doch Robertſon's anerkanntes Verdienſt und ſeine Gabe deutlich und intereſſant ohne alle Künſte der Declamation zu erzählen, auch hier dem Leſer Gnüge leiſten, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes wird ſein Werk mit Recht zur allgemeinen Lectüre empfehlen.

9) **Découvertes des François en 1768 et 1769 dans le Sud-Est de la Nouvelle Guinée etc. précédées de l'Abrégé historique des navigations et des découvertes des Espagnols dans les mêmes parages. Par M.*** ancien capitaine de vaisseau. gr. 4. Paris 1790. St. 188. S. 1883.**

10) **Voyage à Madagascar et aux Indes Orientales, par Mr. l'Abbé Rochon, de l'Acad. des Sc. de Paris. 8. Paris. St. 202. S. 2020.**

Jahrgang 1792.

1) **Histoire abregée de la Mer du Sud, etc. par Mr. de la Borde. gr. 8. 3 Voll. Paris, 1791. St. 2. S. 9.**

2. 4. 5) Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amerique septentrionale, fait en 1788, par J. P. Brissot (Warville), citoyen françois. 8. 3 Voll. Paris, 1791. St. 4. S. 25. St. 12. 14. 15.

Die merkwürdige Vorrede zu dieſem Werke gibt den Geſichtspunkt an, aus welchem es beurtheilt werden muß, nämlich ſeine Beziehung auf die gegenwärtige Lage von Frankreich. Der Verfaſſer beſchreibt ſeinen Landsleuten einen neu entſtandenen Freiſtaat, damit ſie ſich daran ſpiegeln und einſehen mögen, welches die Grundfeſten aller politiſchen und bürgerlichen Freiheit ſind. Sein großes Thema iſt die unumſtößliche Wahrheit, daß keine freie Verfaſſung beſtehen könne ohne Reinheit der Sitten; er ſtreitet aus allen Kräften gegen den ſophiſtiſchen Unterſchied zwiſchen öffentlicher und Privatſittlichkeit, und zeigt, nicht ohne ſtrafende Seitenblicke auf die Schwelgereien gewiſſer Demagogen, daß die Vernunft dieſen Unterſchied nicht anerkennt. Es kann ſein, daß ſeine Catoniſche Strenge von einem unter der Ruthe der Tyrannen zu tief herabgewürdigten Volke zu viel verlangt; man wird ihm vielleicht antworten können, daß ein ſolches Volk keine andre Hoffnung hat, zur Tugend hinanzuſteigen, als die in der neuen Richtung liegt, welche die freie Verfaſſung ihm ertheilen muß, und daß, wenn gleich die Formen des Geſetzes Sittlichkeit nicht ſchaffen, ſie doch die Entſtehung derſelben begünſtigen können: allein der Zeitpunkt iſt darum dennoch gut gewählt, jenes transatlantiſche Vorbild eines durch die innere Kraft der Moralität über die Geſetzgebung ſelbſt erhabenen Volkes in der ganzen Würde ſeiner Simplicität aufzuſtellen, und in dieſem anſchaulichen Beiſpiele darzuthun, daß die Erſchaffung der Tugend das große Bedürfniß eines Staates bleibt, der ſeine Freiheit nicht errungen haben will, um ſie im nächſten Augenblicke wieder einzubüßen. Vorſchrift, Lehre, Beiſpiel, Erziehung, Gewöhnung an das Handeln nach Grundſätzen, Begünſtigung des Landlebens, Achtung gegen Handwerker, Zertheilung des Eigenthums, u. ſ. w. ſind die Mittel, welche dem Verderben ſteuern, und die Nation von der Seuche heilen können, die ihr noch von den Jahrhunderten ihrer Dienſtbarkeit anklebt. Der Verfaſſer ging vor der Epoche der franzöſiſchen Revolution, im Junius 1788, nach Amerika, faſt ſcheint es, in der Abſicht, ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob es der Mühe werth ſei, eine franzöſiſche Colonie dort anzulegen, da in jenem kritiſchen Zeitpunkt, ehe man die Freiheit ſo nahe glaubte, viele Franzoſen an eine freiwillige Auswanderung dachten, um den gänzlichen Umſturz ihres Vaterlandes durch den bevorſtehenden und unvermeidlich ſcheinenden Bankerott nicht anzuſehen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Raum dieſer Blätter gebietet uns, bei dieſer Anzeige ſtehen zu bleiben, die nur auf den wichtigen Inhalt des vor uns liegenden Werkes aufmerkſam machen kann. Unzählige Details, Erörterungen, auffallende, wenngleich nicht immer neue, Bemerkungen, in einander greifende Thatſachen, verweben ſich darin zu einem lichtvollen Ganzen, welches den Zweck des Verfaſſers ſicher erreicht, diejenigen Grundſätze,

die man ſo gern als utopiſche oder gar noch ſchlechtere theoretiſche Speculationen verſchreien möchte, durch praktiſche Anwendung über alle Einwürfe und Zweifel triumphirend zu zeigen und dadurch den Muth aller Rechtſchaffenen zu ſtärken, welche die Ungewißheit des Erfolges an ihrem durch die Vernunft und das Gefühl gebotenen Freiheitskampfe noch irre machen könnte. Wir haben nicht der Flecken erwähnt, die in einer Arbeit von dieſem Umfange wol unvermeidlich ſind, der Ungleichheit und Nachläſſigkeit im Styl, der Wiederholungen, der einſeitigen Reticenzen, des beinahe ſchwärmenden Enthuſiasmus, der einer guten Sache bei kalt philoſophirenden Köpfen ſchaden kann, allenfalls auch einer oder der andern Unrichtigkeit in den mitgetheilten Angaben. Dies Alles thut dem Hauptreſultate dieſer Reiſebeſchreibung keinen Abbruch, und ſtört nicht den Eindruck, den jeder nachdenkende Leſer empfangen muß, wenn er hier inne wird, mit welcher unglaublichen, aller Berechnung ſpottenden Velocität, die ſich ſelbſt gelaſſenen, durch eine freie Verfaſſung nur geſchützten und gereinigten Kräfte des menſchlichen Geiſtes, fünf Jahre nach der Beendigung eines Krieges, der durch alle Provinzen gewüthet, nach und nach alle Hauptſtädte verheert, und den Handel gänzlich unterbrochen hatte, dem Staate vollkommene Sicherheit, Credit, Wohlſtand, Schiffahrt in alle Welttheile, Gewicht und Achtung unter den größern Mächten Europens, und den einzelnen Bürgern ruhigen, weiſen Genuß ihres Fleißes, und das edle Bewußtſein ihrer Menſchenwürde geben konnten. Dieſe troſtreiche Wahrheit, daß man unmöglich des rechten Weges verfehlen könne, wenn man muthig und entſchloſſen, und aus allen Kräften die klaren, einfachen, unwiderleglichen und ſanften Gebote der Vernunft befolgt, kann allein das Unglück abwehren, welches im jetzigen Zeitpunkte die Welt bedrohet; und wenn die einzigen Repräſentanten eines Volkes, das ſonſt keine hat, die Schriftſteller und Recenſenten, vom Gefühl ihrer großen Verantwortlichkeit durchdrungen wären — wie heilig müßte ihnen die Bekanntmachung dieſer Wahrheit ſein, wie bange müßte ihnen werden vor der gerechten Beſchuldigung, die Schwerter nur zum Bürgerkriege gewetzt zu haben, indem ſie den unlauteren Sophismen politiſcher Gaukler das Wort redeten!

3) L'Afrique et le peuple africain, considérés sous tous leurs rapports avec notre commerce et nos coloniees etc. par Mr. Lamiral, ancien agent de commerce en Afrique. gr. 8. Paris, 1789. St. 6. S. 49.

4) Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeza en los años de 1785 y 1786. Extracto de todos los anteriores desde su descabrimiento impresos y Mss. y noticia de los habitantes, suelo, clima y producciones del estrecho. — Trabajada de orden del Rey. 4. Madrid 1788. St. 16. S. 145.

5) Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, welche ſeit dem 12.

Jahrhundert zu Waſſer und zu Lande unternommen worden ſind. Von Theophil Friedrich Ehrmann. I. u. II. Band. Frankfurt am Main. St. 17. S. 163.

— — — — — — — — — — — — — —

Hr. E. hat unverkennbaren Fleiß an dieſe Ausarbeitung gewendet; und als chronologiſche Ueberſicht von der allmäligen Bekanntwerdung der verſchiedenen Welttheile wird ſie ihren Nutzen haben, wenn man gleich wünſchen möchte, daß er bei einem vollſtändigeren und umfaſſenderen Plan für Natur- und Menſchenkunde mehr hätte leiſten wollen, als der geringe Umfang von 24 kleinen Bändchen ihm jetzt geſtatten wird. Eine Folge dieſer Einſchränkung iſt es, daß ihn zuweilen unbedeutende Nebenſachen zu lange aufhalten, wahrſcheinlich, weil er die Aufmerkſamkeit des Leſers dadurch zu unterhalten glaubt; allein mit einem feſteren, unverwandten Blicke hätte ſich Reiſe und Fälle vielleicht noch ſchöner zu einem intereſſanten Ganzen verbinden laſſen. Wirklich haben wir jetzt in vielen Fällen wenig mehr als einen rapiden Entwurf der Hauptbegebenheiten jeder Reiſe zu erwarten; die genauere Beſtimmung deſſen, was jedesmal für Erdkunde und Handel gewonnen ward, und die Charakteriſtik der Reiſebeſchreiber ſelbſt, ohne welche man ihre Bemerkungen nicht gehörig benutzen und beurtheilen kann, vermiſſen wir nicht gern. Eine Unvollkommenheit, die uns unmittelbar aus dem Plan ſelbſt des Verfaſſers zu erwachſen ſcheint, iſt dieſe, daß es ſo manche vortreffliche und lehrreiche Reiſebeſchreibung gibt, die aber für die bloße Geographie ganz entbehrlich iſt, und die nun, weil nur die merkwürdigſten Entdeckungsreiſen hier eine Stelle finden, ganz übergangen werden dürfte. In der allgemeinen Einleitung finden wir den Ideengang oft zu deſultoriſch, wiewol wir auch die Schwierigkeit nicht verkennen, auf ſo wenigen Seiten die ganze Weltgeſchichte, ſei es gleich nur in Beziehung auf Schifffahrt, Handel und Kenntniß der Erde, in eine Skizze zu bringen. Ueberall blickt indeſſen des Verfaſſers guter Wille hervor, ſelbſt da, wo er einem Muſter nachzuſtreben bemühet iſt, welches wir ihm lieber rathen würden in ſeiner Individualität ruhen zu laſſen. Bei dem Wunſche, deſſen wir uns bewußt ſind, den Verdienſten des Verfaſſers volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, werden dieſe Erinnerungen, die zum Theil nur auf andern Anſichten des Gegenſtandes, als den ſeinigen, ruhen, für ihn ſelbſt ſchwerlich den Anſtrich eines übelgelaunten Tadels haben können. In der Vorrede erwähnt er mit beſcheidener Diffidenz ſeine nicht günſtige Lage, wobei er doch 15 Jahre lang ſein Lieblingsſtudium eifrig fortgetrieben hat. Wie lange wird es doch das Schickſal der Gelehrten in Deutſchland ſein, dieſe Klage führen zu müſſen? Jedes Uebel hat indeſſen irgend eine gute Folge. Hier ſpringt es in die Augen, wie das edelſte Geſchäft und die erhabenſte Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes, die Uebung und Entwickelung der Verſtandeskräfte in Erforſchung der Wahrheit, der Unterſtützung der mächtigeren Klaſſen im Staate beinahe nichts verdankt; und ſo wird ihnen die Nothwendigkeit, bald mit Nachdruck auf dieſen Punkt hinzuwirken, deſto näher gelegt, je ſchärfer das Menſchengeſchlecht über ſein wahres Intereſſe zu

wachen, je deutlicher es einzuſehen anfängt, daß die Einrichtungen der bürgerlichen Ordnung nur in ſo fern heilig bleiben können, als ſie nützlich ſind.

6) Essai historique sur la Colonie de Surinam, etc. avec l'histoire de la Nation Juive Portugaise et Allemande y établie, etc. le tout rédigé sur des pieces authentiques y jointes et mis en ordre par les Régens et Réprésentans de la dite Nation Juive Portugaise. 2 Voll. Paramaibo (Amsterdam) 1788. St. 79. S. 786.

7) The Marches of the British armies in the Peninsula of India, during the Campaigns of 1790 et 1791, illustraded and explained by reference to a map, compiled from authentic documents, transmitted by Earl Cornwallis from India. By Major Rennell. 8. London. St. 99. S. 991.

8) A Voyage from Calcutta to the Mergui-Archipelago etc. also an account of Jan Sylan, Pulo Pinang, the Port of Queda, the present state of Atcheen etc. an account of the Island of Celebes etc. By Thomas Forrest Esq. 4. London. St. 101. S. 1012.

9) A Voyage to the South-Sea undertaken by command of His Majesty, for the purpose of conveying the Breadfruit-tree to the West-Indies, in His Majesty's Ship, the Bounty, commanded by Lieutenant William Bligh, etc. London. 4. St. 104. S. 1046.

10) A Tour from Gibraltar to Tangier, Sallee, Mogodore, Santa Cruz, Tarudant and thence over mount Atlas to Morocco etc. by William Lempriere, Surgeon. 8. London. St. 105. S. 1051.

11) A Journal of a Journey from the Cape of Good Hope, undertaken in 1790 and 1791, by Jacob van Reenen etc. in search of the wreck of the hon. the East-India Company's ship, the Grosvenor, By Capt. Edw. Riou. 4. London. St. 140. S. 1393.

II.

In der allgemeinen Literaturzeitung.

Vom Jahre 1791.

1) Göttingiſches hiſtoriſches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. Vierter bis ſiebenter Band. 8. Hannover, 1789. 1790. Nro. 7. 8.

Wir werden mit den Aufſätzen und Mittheilungen des Hrn. Hofraths Meiners den Anfang machen. Die hier befindlichen Erläuterungen ſeines anthropologiſchen Grundriſſes erſcheinen unter folgenden Rubriken: über eheliche Verbindungen in den nächſten Graden der Blutsfreundſchaft; über die Sinnlichkeit, deren verſchiedene Stufen und Zweige; Beiträge zur Geſchichte der alphabetiſchen Schrift; über das Klima im heißen Erdgürtel; über die Entſtehung des bürgerlichen Regiments; Geſchichte der Sitten der Römer in den beiden erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt; über die Entſtehung des Eigenthums; kurze Geſchichte des gemäßigten Klima; über die ſogenannten Wilden, oder über Jäger- und Fiſchervölker; über die Natur der afrikaniſchen Neger; über die Varietäten und Abarten der Neger; über den Sclavenhandel in Weſtindien; über die Natur der Amerikaner; über die Natur der Völker des öſtlichen und nordöſtlichen Aſiens; der Völker im ſüdlichen Aſien, auf den oſtindiſchen und Südſeeinſeln und auf den Südländern; der morgenländiſchen Völker, und endlich der ſlaviſchen Völker in Europa. Ohne den hypothetiſchen Faden, woran wir alle unſere eigenen und alle fremden Erfahrungen reihen, wäre die Ordnung und der Zuſammenhang im Denken unmöglich, vermittelſt deren man in jedem, und zumal in dieſem unerſchöpflichen Studium, welches man ſo oft des Menſchen wichtigſtes nannte, zu einiger Gewißheit zu gelangen hofft. In dem durch die Formen unſerer Verſtandeskräfte zuerſt veranlaßten, und durch frommes Vorurtheil aller Art genährten Vertrauen, daß abſolute Wahrheit dem eifrigen und treuen Forſcher zuletzt nicht entgehen könne, läßt Mancher ſich die Mühe nicht verdrießen, den ungemeſſenen Kreis des menſchlichen Wiſſens zu durchlaufen, und was er vor ſich findet, an jenen Faden zu knüpfen; aber nur äußerſt Wenigen wird die Genügſamkeit zu Theil, am Ende dieſer Laufbahn ſich mit der unüberwindlichen Täuſchung wiſſentlich auszuſöhnen und zwiſchen einem anmaßenden Dogma und einem mißmüthigen Omnia vanitas im Gleichgewichtspunkte zu ſchweben. Dieſe ſehr ernſthafte Betrachtung drang ſich noch bei keiner wiſſenſchaftlichen Lectüre ſo unwiderſtehlich, wie bei der gegenwärtigen, dem Recenſenten auf. Er konnte ſichs nicht verhehlen, wenn er auch dem Forſchungsgeiſte des Verfaſſers alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und ſich ganz in ſeinen Geſichtspunkt verſetzte, daß gleichwol aus den nämlichen Quellen, die auch Hr. Meiners zu Rathe gezogen hat, eine verſchiedene Anſicht derſelben Gegenſtände geſchöpft werden könne, welche ſeiner Darſtellung

in vielen weſentlichen Punkten widerſtritte. Wer die ungeheure Summe von Kenntniſſen, welche ſich Hr. M. eingeſammelt hat, und ihre Univerſalität erwägt; wer die erſtaunliche Anſtrengung des Geiſtes berechnet, die zu einer ſolchen Einſammlung erfordert wird, und ſodann bemerkt, daß der Verfaſſer wirklich ohne Unterlaß bemühet geweſen iſt, dieſen Vorrath als Denker überſehen und ordnen zu wollen: der begreift auch wol, wie er, ſelbſt bei der ausgebreitetſten Beleſenheit, die ſeit Haller nur wenige Menſchen weiter getrieben haben, und bei ſo viel Scharfſinn, als er in ſeinen frühern Schriften an den Tag gelegt und noch jetzt an vielen Stellen gezeigt hat, dennoch in eine Einſeitigkeit habe verfallen können, welche bei manchem Leſer Widerwillen, bei einigen ſogar Unwillen erregt. Der Recenſent iſt nicht geſonnen, mit Hrn. M. über ſeinen Geſichtspunkt zu rechten; allein er glaubt nach widerholten Wahrnehmungen an ſich und Andern, daß die harten Urtheile, welche man ſeit einiger Zeit über dieſen Schriftſteller ergehen läßt, in einem dunkeln, wider ſeine Hypotheſen ſich empörenden Gefühle ſchon längſt entſtanden ſind, ehe man noch Zeit gewonnen hat, über ſein Verfahren eine nähere Prüfung anzuſtellen, und die etwanigen Fehler der Uebereilung in ſeinen Schlüſſen aufzufinden. Bekanntlich theilt Hr. M. das Menſchenſchengeſchlecht in den kaukaſiſchen und altaiſchen Stamm, wovon jener die Celten und Slaven, dieſer alle übrigen Völker der bewohnten Erde in ſich begreift. Unter allen Menſchen ſind die Celten aber die einzigen, denen eine glückliche Organiſation und mit derſelben die höchſte Perfectibilität zu Theil geworden iſt. Drei Viertheile des ganzen Erdrunds ſind hingegen im Beſitz der Mongolen und ihrer Nachkommenſchaft, eines von Natur zur phyſiſchen und ſittlichen Mißgeſtalt organiſirten Stammes. Das Uebrige, was nicht die Celten inne haben, bewohnen die weit beſchränktern Slaven; und ſowol dieſe, als gewiſſe celtiſche Völkerſchaften, ſind durch Verheirathung mit jenen häßlichen und bösartigen Menſchen mehr oder weniger entartet (mongoliſirt). Wie man auch immer die Worte beſtimmen mag, ſo bleibt wenigſtens ſo viel unläugbar, daß allerdings ein Volk vor dem andern ſchön oder häßlich, gutmüthig oder bösartig, aufgeklärt oder eingeſchränkt, von reinen oder verderbten Sitten genannt werden müſſe. Stufen des größern oder geringern Reichthums von Anlagen und Kräften werden wir in der Natur vom Wurme bis zum Menſchen gewahr; folglich iſt es nicht ungereimt, ähnliche Gradationen auch unter den Individuen einer jeden Gattung anzunehmen. Jene Berechnung, nach welcher es mehr einfältige, rohe, thieriſche und häßliche Menſchen, als ſchöne, gebildete und kluge, ſittliche gibt, iſt augenſcheinlich richtig, und ſtimmt auch mit dem Gange der Natur im Großen und Ganzen überein, da Vortrefflichkeit nirgends die Regel iſt, nach welcher ſie die Weſen multiplicirt. Oft iſt das Schädliche und Häßliche zugleich das Zahlreichſte und Fruchtbarſte, und hat ſeine Anſprüche auf Daſein und Erhaltung trotz dem Beſten. Wer kann alſo läugnen, daß es im Rathſchluſſe der Natur, oder was hier gleichlautend iſt, der Gottheit, bei weitem das Wichtigſte geſchienen habe, daß Menſchen, als eine beſondere Thierart, daſein und ſich mehren mögen? Gegen dieſen wichtigen Zweck (nämlich das phyſiſche

Leben) gehalten, bleiben jene göttlichen Vorzüge des moraliſchen Sinnes und der Vernunft, ſo entzückend und erhebend auch der Genuß iſt, den einzelne Glückliche darin finden, nur gleichſam ein Minimum, eine Nebenſache; und nur gelegentlich nach Maßgabe der Umſtände, ſollten ſie ſich da und dort in verſchiedenen Verhältniſſen bei wenigen Individuen entwickeln. Die einzelnen Menſchen nun, bei welchen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickelt haben, ſind, ſo viel uns die Geſchichte davon lehrt, unſtreitig Bewohner unſers Welttheils; und an dem Einfluß ihrer Bildung auf die Maſſe der Völker, die zunächſt Eindrücke von ihnen empfangen konnten, läßt ſich die Zuverläſſigkeit dieſer Behauptung darthun. In Europa ſind die Wiſſenſchaften und Künſte bis zu einer anderwärts nicht erreichten Stufe der Vervollkommnung gelangt; wir haben einen Mechanismus der Sittlichkeit vor andern Völkern voraus, der nur aus langer Gewöhnung an durchdachte Grundſätze entſpringen kann; wir endlich herrſchen auch in andern Welttheilen, und umfaſſen mit unſerer vollkommnern Kenntniß die ganze Erde. Ob wir aber dieſe Vorzüge einer angebornen Vortrefflichkeit unſerer innern und äußern Organiſation, eher, als dem Klima, der Lage unſerer Länder, der Kette vorhergegangener Begebenheiten, insbeſondere gewiſſen beſtimmten Anregungen der Leidenſchaften und Gemüthskräfte einzelner Menſchen, und einigen glücklichen Würfen des Schickſals, wie z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunſt, verdanken: darüber dürfte des Streitens nicht leicht ein Ende ſein. Es ſei immerhin wahr, daß das innere Kraftmaß mit der äußeren Geſtalt in einer unauflöslichen Harmonie beſteht, daß die edelſten Menſchen zugleich von körperlicher Bildung die ſchönſten ſein müſſen, und daß die Europäer wirklich jetzt beide Vorzüge des Geiſtes und des Körpers in ſich vereinigen; wer bürgt uns, daß unſer Stamm, ehe ſich geiſtige Kräfte bei ihm entwickelten, ſchon ihr begleitendes Zeichen, körperliche Schönheit, beſeſſen haben könne? Hätte ſich, um nur noch einen Zweifel zu erwähnen, die Vernunft unter den nordiſchen Völkern ſo leicht und auf die Art, wie es geſchehen iſt, entwickelt, wenn ſie nicht früher ſchon in Chaldäa, Indien und Aegypten Fortſchritte gemacht hätte, wenn die Buchſtabenſchrift nicht mit den Künſten und Wiſſenſchaften aus Aſien und Afrika nach Griechenland gewandert wäre und dort unter günſtigen Verhältniſſen des Orts, des Himmelsſtriches, der Verfaſſung und der Organiſation, eine ſchönere Epoche der Aufklärung bewirkt, wenn endlich Rom nicht alle ſeine Nachbarn verſchlungen, und die Wirkungen der Vernunft aus den entfernteſten Punkten ſeiner Herrſchaft geſammelt, durch den ganzen Umkreis derſelben in Schwung gebracht hätte? Wir müſſen auch nicht die glücklichen Folgen der Erſcheinung einzelner Männer von höherer Fähigkeit, der Maſſe ihres Volkes zum Verdienſte anrechnen. Tauſende von Edlen haben gelebt und keine Spur ihres Daſeins und Wirkens hinterlaſſen; da hingegen oft weit mittelmäßigere Köpfe, und ſogar Menſchen von zweideutigem Herzen ihrem Zeitalter ganz neue Richtungen und Impulſionen mitzutheilen vermochten. Wer iſt ſo neu im Studium der Menſchheit, daß er nicht einſieht, die Umſtände und eine durch ſie hervorgebrachte Nothwendigkeit, nicht die Menſchen allein waren es, von denen

alles abhing? Die Chineſen, Japaneſen, Tibetaner, Indier, die Peruaner und Mexikaner haben doch immer verhältnißmäßig einen gewiſſen, nicht ganz verächtlichen Grad der ſittlichen Bildung erreicht. Setzen wir, daß Jahrtauſende lang die Begebenheiten des Erdrunds im Großen dieſe Völker ſo in ihrer Art begünſtigten, wie wir begünſtigt worden ſind: iſt irgend ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrte, daß Fähigkeiten, die jetzt ſchlummern oder gänzlich fehlen, ſich dereinſt nicht einfinden und entwickeln ſollten? Wie weit hatte nicht ein Confucius, ein Buddha, ein Mango Capac u. ſ. w., dieſe Völker ſchon gebracht? Abgerechnet, was der Nachahmungstrieb (den Hr. M. den Mongolen als etwas Verächtliches gern zugeſteht), Vorurtheil der Erziehung und mechaniſche Gewöhnung, was locales und klimatiſches Verhältniß bei uns nothwendig und ohne Vorausſetzung einer größern innern Vortrefflichkeit hervorbringen; was bleibt auch uns übrig, das auf die Benennungen: ſittliche Größe und Vollkommenheit, bei dem unparteiiſchen Philoſophen Anſpruch machen könnte? Wenn man auf der von unſerm Verfaſſer vorgezeichneten Bahn in der Sichtung des Menſchengeſchlechtes nach ſeinen Fähigkeiten und dem Grad ihrer Entwickelung fortſchreitet, ſo fällt es ja in die Augen, daß auch in unſerm Welttheil, wohin wir uns nur immer wenden mögen, die große Maſſe der Nationen, ſo geneigt man auch anfänglich ſein konnte, ſie den Bewohnern der übrigen Erde vorzuziehen, theils wegen ihres anerkannten Stumpfſinnes und des geringen Grades von moraliſchem Gefühl, der ſich in ihrer Ausbildung verſpüren läßt, von der Achtung, die man ihrer Herkunft ſchuldig ſein ſoll, wenig oder nichts vor andern vorausbehalten könne. Ohne auf die Unfläthereí Rückſicht zu nehmen, die Hr. M. den Altaivölkern ſo gern vorwirft und wozu wir das Gegenſtück beim Lipſius, wenn er Weſtphalen, beim Erasmus, wenn er England ſchildert, ja noch heutiges Tages in den Hütten des deutſchen, ſchottiſchen, franzöſiſchen, italieniſchen Kötheners und gemeinen Mannes aufzuweiſen haben; würde man nicht, wenn man aus den Reiſebeſchreibern und Hiſtorikern charakteriſtiſche Züge von europäiſchen Völkern ſammelte, ein abſchreckendes Gemälde entwerfen können von Aberglauben und Dummheit, von Geiz und Eigennutz, von Plumpheit und Halsſtarrigkeit, von Wolluſt, Ueppigkeit, Verſchwendung, Gefühlloſigkeit und Bosheit? Was den Punkt der körperlichen Schönheit betrifft, wie viele Länder gibt es in Europa, das einzige England etwa ausgenommen, wo ſie das Loos der gemeinen Volksklaſſe iſt? Soll Geiſt und Witz und Kunſtſinn der Maßſtab der Vortrefflichkeit ſein, wer nannte je die nordiſchen Europäer geiſtreich und witzig? wer wagt es, ihnen Kunſtſinn anzudichten? Der Sinn für das Schöne iſt bei uns das Eigenthum weniger, ſeltener Individuen, und nur in Italien offenbarte er ſich vollkommener, richtiger, feiner, und ohne Zweifel auch allgemeiner als anderwärts. Allein die Italiener, heißt es, ſind nicht echte Celten; Hr. M. ſchreibt ſchon die Ausartung der Römer unter den Kaiſern dem unedlen Blute der überwundenen Nationen zu, welches in die Adern der nachfolgenden Zeugungen überging (B. V. S. 199), ſo wie er auch in dem kurzen Vergleich von Nord- und Süd-Deutſchland die

geringen Fortſchritte, welche die Reformation und Aufklärung in der größern Hälfte unſers Vaterlandes gemacht haben, einer ſchlechtern Organiſation und einem ſtumpfern ſittlichen Gefühl beimißt, deren Urſprung er in der Vermiſchung der echten Deutſchen (Celten) mit den Wenden (einem Slavenvolke) gefunden zu haben glaubt. (B. V. S. 201. Das mauriſche und jüdiſche Blut in Spanien und Portugal hat alſo wahrſcheinlich auch einen großen Antheil an der Ungelehrigkeit und Trägheit der Einwohner jener Länder; und es iſt die Frage, ob das Sittenverderbniß in Frankreich und die daraus erfolgte Staatsauflöſung, die man im hiſtoriſchen Magazin verächtlich genug eine Ochlokratie betitelt, nicht hinreichenden Grund darbietet, zwiſchen Galliern und Deutſchen einen weſentlichen Unterſchied feſtzuſetzen, der auch ſchon ſeit Cäſars Zeiten zur Genüge bekannt iſt und ſich in phyſiſcher Bildung, Geiſtesanlage, Sitten und Sprache bis jetzt erhalten hat. Was die römiſche Oberherrſchaft in einem Zeitraume von mehren Jahrhunderten, ſowol in Gallien als Britannien, für fremdes Blut in die celtiſche Maſſe hat miſchen können, wäre auch noch zu unterſuchen übrig. Allein, dies Alles zuſammengenommen dürfte es um den Adel des Celtenſtammes überhaupt ſehr mißlich ſtehen, wenn entweder die Racen ſo ſehr vermiſcht ſind, daß ſich Niemand mehr getrauen darf, ſich einer unbefleckten Abſtammung zu rühmen, oder aber diejenigen Völkerſchaften im Norden, denen man dieſen Vorzug weniger als andern ſtreitig macht, keine Urſache haben, darauf ſtolz zu ſein. Gewiß, als der Verfaſſer zum erſten Male, um ſich die Eintheilung ſeiner Collectaneen zu erleichtern, auf ſeine guten und böſen Menſchenſtämme verfiel, da war es ihm nicht gegenwärtig, wie viel Willkürliches in dieſer Abſonderung liegt, die ſo bald, ohne allen Aufwand von Kräften, erfunden war, und auf keinem andern als dem von ihm erwählten Wege ſich durchführen ließ. Gar zu natürlich ſcheint es indeſſen, daß er nun gleichſam darauf ausgehen mußte, recht hervorſpringende Carricaturzüge von ſeinen vermeintlichen Halbmenſchen aufzuzeichnen, um ihre Verſchiedenheit von den Kaukaſiern ins volle Licht zu ſtellen; und nicht minder natürlich, daß, ſobald ſeine verſchiedenen Begriffe von Mongolen und Celten ſich bei ihm recht feſtgeſetzt hatten, er faſt in jeder Zeile, die er las, die Beſtätigung ſeines Syſtems finden, und, wie ein echter Syſtematiker, ſich an die Ausnamen nicht kehren mußte, die ſich am Ende durch irgend eine Zwitterzeugung leicht erklären ließen. So verrückte ſich unvermerkt des Verfaſſers Gleichgewicht; das Einſeitige, welches allen Syſtemen eigen iſt, ging über ins Schiefe und Unwahre, weil er das Gemiſch von Immoralität und Unfähigkeit, welches ihm auf dem einmal gewählten Standorte auch in Europa, und mitten unter ſeinen Celten entgegenleuchten mußte, entweder nicht bemerken wollte, oder weil er durch bloße Machtſprüche hier beſchönigte, was er dort verabſcheuet hatte. Dieſen Widerſpruch mit ſich ſelbſt hätte er vermieden, wenn es ihm nicht darum zu thun geweſen wäre, den Beweis ſeines Syſtems aus dem Syſtem ſelbſt zu entwickeln: eine künſtliche Cirkelbewegung, die eigentlich in der Philoſophie nicht mehr geſtattet wird. Man würde aber, dem allen unbeſchadet, ſeine Hypotheſe verzeihlich gefunden haben, wenn ſie weniger

troſtlos und abſprechend geweſen wäre. Daß ein Philoſoph gerade auf den Punkt zurückkehrt, wo er die geringſten ſeiner Landsleute bei ihrem Vorurtheil und Nationalſtolz verließ, nämlich zu der parteiiſchen Vorliebe für ſein Volk und Vaterland, das mochte immer hingehen; und da es nun einmal Unterſchiede im Menſchengeſchlechte gibt, da die europäiſche Cultur, zumal die wiſſenſchaftliche, jede andere übertrifft, ſo ließ ſichs denken, daß ein Gelehrter den relativen Werth der Menſchen nach den Vorzügen beſtimmen würde, die er an ſich ſelbſt und ſeines Gleichen ſchätzte. Unſtreitig aber konnte Hr. M. gegen ſich und ſeine Landsleute gerecht und billig ſein, ohne den Bewohnern der übrigen Erde durch eine ganz willkürliche Vorausſetzung zu nahe zu treten. Hart iſt es, weil es Niemanden zu Gute kommt, Völkern, die jetzt auf einer von der unſrigen verſchiedenen Stufe der Bildung ſtehen, allen ſittlichen Werth, alle Perfectibilität, alle menſchlichen Vorzüge abzuſprechen; hart, die Eigenthümlichkeiten, die der Verfaſſer da und dort aufgezeichnet fand, ſo ſchreiend zu greifen, daß der Natur der unverdiente Vorwurf daraus erwächſt, als hätte ſie bei weitem den größten Theil des Menſchengeſchlechtes, ſich ſelbſt und Andern zur Qual, mit lauter teufliſchen Anlagen und einer unverbeſſerlichen Unſittlichkeit gerüſtet; hart endlich und ohne Beweiſe unverantwortlich, unſre Gattung in zwei Stämme zu theilen, die in Abſicht auf körperliche Bildung, intellectuelle Anlagen und moraliſches Gefühl beinahe vollkommne Antipoden ſind, und denen die Natur gleichwol die unſelige Möglichkeit verlieh, ihr Geſchlecht mit einander zu vermiſchen und greuliche Zwitter zu zeugen. Den Philoſophen geht es zwar nichts an, ob ſeine Lehre troſtlos ſei, oder nicht; iſt er nur von ihrer Richtigkeit überzeugt, ſo befiehlt ihm ſein Gewiſſen, ſie auszubreiten. Allein Hr. M. ſelbſt wird nach den Grundſätzen, die er anderswo (Vorrede zu ſeinem Grundriß der Seelenlehre) geäußert hat, weit ſtrenger richten müſſen, da hier nicht etwa von bündigen Schlüſſen die Rede iſt, welche vermeintliche Demonſtrationen von unerweislichen Dingen in ihr Nichts zurückweiſen, ſondern von unbeglaubigten Aeußerungen, die jene Wahrſcheinlichkeit untergraben, auf welcher ein froher und beglückender Glaube beruht. Dies iſt der Punkt, bei welchem ſich, ungeachtet der Billigkeitsregel, daß keine Meinung um ihrer ſo genannten gefährlichen Folgerungen willen verdammlich ſei, das Gefühl dennoch gegen die feindſelige Hypotheſe ſträubt. Der Recenſent iſt weit entfernt, dem Hrn. Verfaſſer aus der Bekanntmachung ſeines anthropologiſchen Syſtems, mit allen ſeinen Folgerungen, ein Verbrechen zu machen; der gewiſſen Ueberzeugung, daß Alles, was mit reiner Abſicht je geſagt worden iſt, verhältnißmäßig nützlich, wahr und gut ſein könne, und daß nichts von Allem, was Menſchen wähnen oder erſinnen, die Macht des Guten überwältigen oder das Licht der Wahrheit auslöſchen werde, die ſich immer neu, nur immer in anderm Maße, in jeder Menſchenbruſt offenbaren. Wer indeſſen hierin anders denkt und die Schädlichkeit einer Vorſtellungsart für einen hinreichenden Grund halten möchte „ſie mit Gewalt zu erſticken;" (ſ. die oben angezogene Vorrede) der wird ſich unverzüglich beruhigt finden, ſobald er die Beweiſe prüft, die dem Syſtem des Verfaſſers zum Grunde liegen ſollen.

Die Art des Verfahrens, welches ſich Hr. M. bei ſeinen Arbeiten über die philoſophiſche Geſchichte der Menſchheit erlaubt, iſt bereits in unſern Blättern in ein klares Licht geſtellt, und (leider ohne den mindeſten guten Erfolg für die ſpäteren Aufſätze des Verfaſſers) gerügt worden. Vielleicht iſt es nicht ganz ſeine Schuld, wenn er überall nur das Schlechte, Häßliche, Ekelhafte, Verabſcheuungswürdige ſieht. Indem wir die Veranlaſſung zu dieſer ſeltſamen Auswahl analyſiren, ſo möchten wir faſt das Schickſal der Gelehrten bedauern, die ſich noch immer an ſo dürftigen und unverdauten Hülfsmitteln, wie die meiſten Reiſenachrichten ihnen darbieten, begnügen müſſen. Wir ſind z. B. überzeugt, ſo feſt Hr. M. an ſeiner Hypotheſe haften mag, und ſo wenig man ihn von einem beſondern Hange zu ſchauderhaften Gemälden von Menſchenſitten freiſprechen kann, daß, wenn er mit ſeinem Scharfſinn und der genauen Kenntniß desjenigen, worauf es eigentlich ankommt, ſo glücklich geweſen wäre, die Völkerſchaften, die er jetzt herabwürdigt, in ihren Wohnſitzen zu beſuchen, ſeine eigenen Beobachtungen ohne allen Vergleich billiger, menſchenfreundlicher, und der Natur gemäßer ausgefallen wären, als Alles, was er aus unzähligen Schriftſtellern, ſo verſchieden an Intereſſe, zuſammengeſtoppelt hat. Denn obgleich die Menſchengattung, von einer Stelle überſehen, mehr thieriſch als vernünftig, mithin eben durch das Geſchenk des perſönlichen Bewußtſeins und der Sprache verächtlich erſcheint: ſo gibt es doch auch einen Standort, der uns mit der Natur und ihren Geſetzen ausſöhnen kann. Anſtatt, wie Hr. M., nur Uebereinſtimmungen und Verſchiedenheiten auszuzeichnen und alle Völker hundert- und mehrmal zu muſtern, um uns erzählen zu können, wo man dieſe oder jene Unſittlichkeit (nach europäiſchen Begriffen) vorzüglich bemerkt, wäre es billiger geweſen, ein jedes Volk für ſich zu betrachten, es nach allen ſeinen Verhältniſſen zu beſchreiben, und genau zu unterſuchen, wie es an die Stelle hinpaßt, die es auf dem Erdboden ausfüllt. Es iſt immer eine mißliche Sache, zwiſchen verſchiedenartigen Dingen eine Rangordnung in Abſicht auf ihren abſoluten Werth zu beſtimmen; wenn wir dagegen Jedes in ſeiner Art, den Elephanten, das Pferd, den Hund u. ſ. f. als das, was ſie ſind, ſein ſollen und ſein können, betrachten, ſo kommt für jede eine Vortrefflichkeit sui generis an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermiſſen. Soll die Menſchengattung hier eine Ausnahme machen? Faſt ſcheint es, wenn Hr. M. es rechtfertigen kann, daß er zuerſt zwei Menſchenſtämme durch weſentliche, angeborne Unterſchiede charakteriſirt, und ſodann den einen mit allen Ausdrücken des Abſcheues und der liebloſen Verwerfung überhäuft, weil er das nicht iſt, was er vermöge der Definition nicht ſein ſollte und konnte. Viel von der nachtheiligen Schilderung, die der Verfaſſer von den Bewohnern anderer Welttheile entwirft, wäre weggefallen, wenn er zwiſchen extenſiver Cultur und intenſiven Vorzügen der Menſchheit einen Unterſchied hätte bemerken wollen. Das ganze Syſtem unſrer Sitten hängt an einem ſehr feinen Faden; und wie die zarteren Gefühle des Schicklichen, und überhaupt der Sinn für moraliſche Beſtimmungen ſich ohne einen gewiſſen Grad der Vernunftentwickelung nicht denken laſſen: ſo ſetzt dieſer wieder eine beſondere Lebensweiſe und eigene Be-

ziehungen des Orts, des Himmelsſtriches, der Lage und der benachbarten Menſchen voraus. Die Verfeinerung des ſittlichen Gefühls wird überall nachfolgen, wo richtige Begriffe in Umlauf kommen; dieſe aber konnten ſich nicht immer entwickeln: die ſubjective Vernunft bequemte ſich den Localverhältniſſen; und wo dieſe ſich ihrer Wirkſamkeit widerſetzten, ruhte das Organ des Denkens, das Gehirn, ſo lang es weich blieb: kein Wunder alſo, wenn es im Alter keine neue Impulſion annehmen konnte. Dafür blieben aber die Sinne deſto durchdringender und ſchärfer. Die Anſtrengung und Uebung der Denkkräfte geſchieht hingegen auf Koſten des Körpers; die Sinne der geſitteten Menſchen ſind verhältnißmäßig ſchwächer. Seine Fertigkeit, zwiſchen ſinnlichen Eindrücken feiner zu unterſcheiden, iſt daher keine beſondere Anlage, welche dem rohen Menſchen fehlt, wie Hr. M. durchgängig behauptet, ſondern ein in Mechanismus übergegangenes äſthetiſches Gefühl, welches mit der Aufklärung und der Beſtimmtheit der Begriffe im genaueſten Zuſammenhange ſteht. Wir können, wie die Erfahrung lehrt, dieſen Mechanismus im Empfinden und Denken ſo weit treiben, wie in körperlichen Uebungen, und die Gewohnheit äußert ſich im Guten ſo mächtig, wie im Böſen. Unſeren Verfaſſungen den Vorzug ſtreitig zu machen, der ſich in der allgemeinen Gewöhnung zum Guten durch die Einführung und Heiligung der Geſetze ſo deutlich äußert, wäre allerdings ungereimt; aber den Kindern der Gewohnheit entweder ein Verdienſt oder einen Vorwurf aus der Befolgung derjenigen Ordnung zu machen, die ihnen Beiſpiel und Lehre aufdrangen, ſcheint uns nicht viel vernünftiger. Es gibt einzelne große Menſchen, bei denen ſich ein richtiges Maß des relativen Werths der Dinge, ein innerer ſittlicher Sinn, vollkommener als bei anderen entwickelt, und ſie ſich ſelbſt zur Regel macht, ohne daß ſie eine äußere Vorſchrift bedürfen, oder auch nur kennen. Allein dieſe ſind, wie verſchieden auch ihre extenſive Aufklärung ſei, an keine beſondere Erdſcholle und an keinen privilegirten Stamm gebunden, und es gehört die ganze Unbiegſamkeit der Hypotheſenſucht dazu, um ſie zu Gunſten eines kleinen Völkchens allen übrigen Nationen abzuſprechen. So viel man indeſſen von dem Syſtem unſers Verfaſſers auf Rechnung der Reiſebeſchreiber ſetzen mag, ſo kann doch andererſeits nicht geläugnet werden, daß man bei gehöriger Aufmerkſamkeit auch Züge zu vortheilhaften und angenehmen Schilderungen von ſehr vielen, ſogar den wildeſten Völkern, bei den glaubwürdigſten Schriftſtellern aufgezeichnet findet; ja, es ließe ſich, wenn man die von Hrn. M. ſo ganz vernachläſſigte Kritik zu Hülfe nähme, ſehr überzeugend darthun, daß, wenn gleich die Menſchen überall zwiſchen Trieb und Vorſchrift ſchwanken, und ſich mehr auf jene Seite neigen, ſo lange ſie ganz ungebildet ſind, ſie doch auch bei den geringſten Anfängen von geſellſchaftlicher Vereinigung, ſchon Formen von conventioneller Sittlichkeit annehmen, nach denen ſie ſich mechaniſch bequemen. Offenbar läßt ſich Hr. M. alſo von ſeiner Hypotheſe zu einer großen Parteilichkeit hinreißen, indem er von neun Zehntheilen des Menſchengeſchlechts alles Scheußliche, Ekelhafte, Erniedrigende zuſammenſucht, ihre Greuel in ganzen Reihen von Superlativen herezählt, und ſie nach allen ihren Individuen ſo ſchildert, wie

man nur die Hefen des Menſchengeſchlechts beſchreiben kann. Die Geſchichte, ſagte Voltaire, iſt nichts als eine Schilderung von Schandthaten; und man hat ihm dieſen harten Ausdruck verdacht: was hätte er nicht erſt ſagen müſſen, hätte er Hrn. M. geleſen! Das Gegenſtück zu dieſer Darſtellung iſt uns der Verfaſſer noch ſchuldig: den Panegyrikus der Celten, der ohne Zweifel mehr Kunſt erheiſcht, wenn er nicht wie Satyre lauten ſoll. Die Aufgabe iſt um ſo ſchwerer, da hier faſt jeder Leſer zugleich Beurtheiler ſein kann; hingegen bei demjenigen, was andere Welttheile betrifft, nur wenige aus eigner Erfahrung ſprechen dürfen. Der Rezenſent glaubt es zur Würdigung ſeines hier geäußerten Urtheils erwähnen zu müſſen, daß er theils einzelne Menſchen aus andern Welttheilen, theils ganze Völkerſchaften in ſehr entlegenen Ländern, zu beobachten Gelegenheit hatte, und er läugnet nicht, daß er ſeine Bekannten in den Beſchreibungen des Verfaſſers nicht wieder gekannt hat. Wären die Excerpte des Hrn. M. ſo beſchaffen, daß man ſich darauf verlaſſen könnte, ſo ließen ſich ſeine Aufſätze wenigſtens als eine Vorarbeit, oder ein Repertorium für den künftigen Hiſtoriographen der Menſchheit betrachten. Allein es iſt uns hier nicht vergönnt, das Labyrinth von Widerſprüchen durchzugehen, worin ſich Hr. M. in den vor uns liegenden, wie in ſeinen vorhin angezeigten, Aufſätzen unauflöslich verwickelt. Die Auseinanderſetzung aller Punkte, wo er ſeinen Autor mißverſteht, unrecht anwendet, wo er innerhalb weniger Zeilen die entgegengeſetzteſten Beſtimmungen anführt, und willkürliche Vorausſetzungen häuft, würden mehr als einen ſtarken Band erfordern. Damit wir es indeſſen nicht bei dieſer Behauptung bewenden laſſen, fügen wir nur einige Anzeichnungen zur Probe bei. B. IV, S. 562: „Die Menſchen unterſcheiden ſich — von den Thieren darin, daß ſie Grade der Verwandtſchaft u. ſ. w. anerkennen, und Pflichten und Rechte darauf gründen.“ Welche Definition! Viele Menſchen erkennen ſie ja nicht an, gründen ja nichts darauf. Wenn man ſo viel Individuelles in eine Definition bringt, ſo könnte man zuletzt wem man wollte, die Menſchheit abdiſputiren. S 598. Was der Verfaſſer hier von der Wolluſt der Neger ſagt, widerlegt Bruce auf das Ueberzeugendſte. S. 598: „Je gefühlloſer und beſchränkter Völker von Natur ſind, deſto kleiner iſt die Zahl ihrer Gerichte, deſto einförmiger ihre Bereitung, und deſto kurzdauernder ſind ihre Mahlzeiten. Die Morgenländer eſſen unaufhörlich ihren Pilau, ſo wie die ſüdlichen Aſiaten ihren Reißbrei mit ſtinkenden Fiſchen. Die Neger und Amerikaner freſſen Alles; aber ſie wählen unter den Speiſen, und bereiten ſie oft eben ſo wenig, als die wilden Thiere, denen ſie in Rückſicht auf Gefräßigkeit gleich kommen.“ Wie kann man dem Tadel dieſes Mannes entgehen, der die Nüchternen beſchränkt, und die Eßluſtigen thieriſch nennt, um nur kein anderes als celtiſches Verdienſt anerkennen zu müſſen? S. 605: „Gefräßigkeit iſt ein angebornes Gebrechen der Amerikaner, Neger, und aller übrigen Völker, die mit ihnen gleiches Urſprungs ſind, und unter uns iſt es blos ein natürlicher Fehler einzelner unglücklich geborner Menſchen u. ſ. w.“ Wie viel fehlt, daß dieſes Urtheil von den angeblich mongoliſchen Völkern billig wäre! Einige Reiſende haben freilich hier und dort ge-

fräßige Menſchen geſehen, und nicht mit eben ſo ſtarkem Appetit Speiſen genießen können, an welche ſie nicht gewöhnt waren. B. V, S. 8: „Unter allen Zonen iſt die heiße den edelſten Nationen am feindſeligſten, und den unedleren hingegen am günſtigſten.“ Ebendaſelbſt: „Die einzigen großen Völker von mongoliſcher Abkunft, die einige Grade der Cultur erreichten, fanden und finden ſich jetzo noch nur innerhalb der Wendekreiſe.“ China liegt größtentheils, Japan ganz, außer dem Wendekreiſe, zwiſchen 30° und 40° der nördlichen Breite. S. 10: „Daß die naſſe Jahreszeit den Negern am zuträglichſten iſt, wird von glaubwürdigen Schriftſtellern geläugnet, und ſollte wol auf des Marchais' Zeugniß nicht geradezu behauptet werden,“ obgleich Hr. M. ihm S. 33 treulich nachſchreibt, „daß ſogar die Wolken (in Afrika) mit allerlei Geſchmeiß geſchwängert ſind, und, wenn ſie ſich in Regen ergießen, ekelhafte Gewürme auf den Verdecken der Schiffe zurücklaſſen.“ S. 38 iſt aber auch die Luft im mexikaniſchen Meerbuſen an einigen Stellen einem Gifttrank ähnlich; und zum Schluß S. 41 wird geſagt: „man müſſe ohne alles Nachdenken geleſen haben, wenn man nicht am Ende Gott danke, daß man in demjenigen Erdtheile geboren worden, in welchem das Klima im Ganzen der Geſundheit, und beſonders der Erzeugung und Entwickelung der edelſten Vorzüge der Menſchen am zuträglichſten iſt.“ Was ſollen denn die armen Bewohner der heißen Zone thun? — — S. 237: „Die alte Verfaſſung der Kalmyken findet ſich noch immer in allen Ländern des ſüdlichen Aſiens und der Südſee.“ S. 465: „Alle Wilde ohne Ausnahme ſind den aufs feierlichſte beſchwornen Bündniſſen nicht länger als bis zur erſten Veranlaſſung treu, u. ſ. w.“ Man ſollte denken, es wäre von den europäiſchen Cabinetten die Rede! S. 706: „Man kann faſt ohne Ausnahme behaupten — daß die nichtswürdigſten Menſchenkinder in Amerika und in den Südländern geboren werden.“ Doch nicht in Otaheite, den Societäts-, Marqueſen-, Freundſchafts-, Sandwichs-, Marianen- und Pelew-Inſeln? Oder ſollen wir die Nichtswürdigkeit nach der Entfernung abmeſſen? S. 709 ſpricht der Verfaſſer von den ungeheuern Wüſten und Steppen in Spanien, und von den ſchrecklichen Sümpfen, womit Italien bedeckt iſt. Die pontiniſchen Sümpfe ſind von Ciſterna bis Terracina 30 italieniſche Meilen lang, und ihre Breite geht nie über 12 oder 13 Meilen (Italien und Deutſchland 3. St. S. 29). Könnte man dagegen nicht Holland und die ganze Küſte der Nord- und Oſtſee einen ungeheuern Sumpf nennen? Aber nein; der geſegnete Mittelpunkt, wo die reinſten Celten wohnen, iſt die kalte Hälfte des gemäßigſten Erdſtriches von Europa! S. 711 werden es die Römerinnen dem Verfaſſer ſchwerlich danken, daß er ihre Abneigung gegen alle Wohlgerüche der Allgemeinheit der Luſtſeuche zuſchreibt. Sonderbar, daß dieſelbe Krankheit in verſchiedenen Ländern ſo verſchiedene Wirkungen haben ſoll; in Peru, wo ſie nach Frezier's Zeugniß wirklich allgemein iſt, können die Spanierinnen der Wohlgerüche nie genug bekommen, und parfumiren ihre Blumenſträuße noch mit Biſam und Ambra. VI. B. S. 394 in der Anmerkung, behauptet Hr M., daß die am meiſten verſchiedenen Hunde ſich dennoch ähnlicher ſind, als die am meiſten verſchiedenen Menſchen, welches ihm

weder Naturforſcher noch Zergliederer zugeben werden. S. 390 glaubt er einen Beweis für die Einheit des Menſchengeſchlechts bei der größten Mannigfaltigkeit der Racen in der Analogie gewiſſer Thiergattungen zu finden; wenn es nur auszumachen wäre, daß z. B. alle Hunde von einem Paare ſtammen. S. 652 ſoll es zur Entſchuldigung des Sclavenhandels dienen, daß erzählt wird, die Transporte von Truppen nach Weſtindien hätten eben ſo viele Menſchen eingebüßt, als die Sclavenſchiffe. Uns dünkt freilich das eine, wie das andere, abſcheulich. S. 656 ſagt Hr. M., indem er von den Grauſamkeiten der Pflanzer gegen ihre Sclaven ſpricht: „wenn man die angezeigten Fälle ausnimmt, die gewiß immer den kleinſten Theil ausmachen“ — Es wäre zu wünſchen, daß er dieſes milde, präſumtive Urtheil allemal gefällt hätte, wo von den Abſcheulichkeiten der Neger, Amerikaner u. ſ. w. die Rede war. VII. B. S. 102 ſpricht Hr. M. von der „beiſpielloſen Aehnlichkeit“ der Amerikaner unter einander, die, ſo unbeſtimmt, wie ſie daſteht, nichts weniger, als gegründet iſt, da S. 109 allen Amerikanern auch eine ungewöhnlich kurze und platte Stirn zugeſchrieben wird, ungeachtet Oldendorp's und Labat's Zeugniſſe ſich ſchon über die Caraiben allein widerſprechen, und Waſer, wie Hr. M. ſelbſt erinnert, den Bewohnern von Darien eine hohe Stirn zuſchreibt. S. 220 iſt er ſogar mit Gily unzufrieden, daß er zwar Beiſpiele vom Undank der Amerikaner erzählt, aber doch keine allgemeine Folgerung daraus zieht. S. 649: „Weil nach einem wohlthätigen Naturgeſetz allenthalben, wo Menſchen von verſchiedenen Racen zuſammenwohnen, die beſſern immer, wenngleich langſam, über die weniger guten gewinnen und das edlere Blut über das weniger edle die Oberhand erhält, ſo darf man hoffen, daß mit dem Fortgange der Zeiten alle Spuren ſlawiſcher Trachten und Bauarten, ſlawiſcher Sitten und Gewohnheiten aus Deutſchland verſchwinden werden.“ Nur aus Deutſchland? Und ſlawiſche Trachten und Bauarten, Sitten und Gewohnheiten ſollen verſchwinden? Und eine ſo wichtige Behauptung wie dieſe, daß die edlen Celten alle veredeln, wie ohne Belag hingeſtellt? Was iſt nun aus des Verfaſſers Behauptung (B. V. S. 199) geworden, daß die Ausartung der Römer unter den Cäſarn eine Folge des ihnen beigemiſchten Blutes überwundener Nationen war? Dieſes Blut konnte doch unmöglich in einem beträchtlichen Verhältniß in die römiſche Maſſe bringen; alſo war nur wenig ſchlechtes Blut hinreichend, ſie zu verderben? Soll das wohlthätige Naturgeſetz uns einen Fingerzeig geben, die Neger-, Amerikaner- und Aſiaten-Racen zu veredeln? Wir können hier wirklich nicht ſpotten. Unſern Leſern wünſchen wir Glück, wenn es ihnen beſſer als uns geräth, folgende Stelle zu verſtehen: S. 651 „Die Menſchenliebe macht es uns zur Pflicht, von einzelnen Mitgliedern ſlawiſcher Nationen zu vermuthen, daß ſie zu den Auserwählten ihres Volkes gehören, bis man durch ein widerſprechendes Betragen zu einem weniger günſtigen Urtheil genöthiget wird.“

Außer den anthropologiſchen Aufſätzen finden wir folgende Mittheilungen und Ausarbeitungen in den vor uns liegenden Bänden des hiſtoriſchen Magazins mit M. bezeichnet: über den jetzigen Zuſtand der katholiſchen Kirche in Deutſchland; über das neue politiſche Inſtitut in

Bern; Inſtruction für die fürſtlich-würzburgiſche Commiſſion, die zur Unterſuchung der Aemter ausgeſchickt worden; kurze Geſchichte der Turniere; über die General-Seminarien in den kaiſerlichen Erblanden; Ueber das kaiſerliche Verbot der Einfuhr fremder Waaren; Beſchreibung der neueſten Schulverbeſſerung in Neufchatel; Nachrichten von der letzten Revolution in Genf; projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiers-état et Mad. Noblesse, par Mr. Necker; über das Steuerweſen im Salzburgiſchen; Capt. Tench's Expedition nach Botany-Bai; (aus dem Engliſchen überſetzt; wobei nur zu erinnern iſt, daß Lookingglass nicht Seherohr ſondern Spiegel bedeutet, und daß Hr. M. mit Unrecht die Orthographie von Malbrook, dem franzöſiſchen Gaſſenhauer, für ein Zeichen der Unwiſſenheit des Engländers hält. In England wird es immer ſo geſchrieben, weil man den Inhalt auf Marlborough nicht beziehen mag, ſo wenig, wie man Büffon's Affen Malbrouck, obgleich augenſcheinlich dieſelbe Verſtümmelung deſſelben Namens bei dieſer Benennung ſtatt findet, anders ſchreiben mag.) Entwurf der neuen Verfaſſung in Genf; und nochmals über die letzte Revolution daſelbſt; Anmerkungen zu des Grafen von Schmettow Preisſchrift über die beſten Mittel gegen Straßenraub u. ſ. w; über den Religionsfond in den kaiſerlichen Erblanden; den Soldaten erlaubter proteſtantiſcher Gottesdienſt in Würzburg; erſte und zweite Hauptverordnung über die Einführung einer neuen Grundſteuer in den kaiſerlichen Erblanden; Bemerkungen über das neue Grundſteuerrectificationsgeſchäft (die arme deutſche Sprache!); fernere Nachrichten darüber; endlich einige Anekdoten von Joſeph II., denen wir um ſo freudiger beiſtimmen, da ſie mit der Schonung und Unparteilichkeit abgefaßt ſind, die wir in den anthropologiſchen Forſchungen des Verfaſſers vermiſſen.

2) Journal historique du Voyage de Mr. Lesseps, etc. depuis l'instant, où il a quitté les frégates Françoises au port St. Pierre et St. Paul du Kamtschatka, jusqu'à son arrivée en France. Paris, 1790. 2 Voll. Nro. 6.

Hrn. Leſſeps hat wahrſcheinlich ein ſonderbarer Glücksfall von allen auf den franzöſiſchen Fregatten Aſtrolabe und Bouſſole eingeſchifft geweſenen Menſchen allein am Leben erhalten; denn nach einer bangen Erwartung von mehr als zwei Jahren iſt alle Hoffnung faſt verſchwunden, den Grafen de la Perouſe von ſeiner ſo gut concertirten Entdekkungsreiſe zurückkehren zu ſehen. Die edelſten, uneigennützigſten Bemühungen der Menſchen, deren Zweck das Wohl der geſammten Gattung iſt, haben alſo vor dem rhadamantiſchen Stuhle des Schickſals nichts mehr und nichts weniger von Schutz und von Obhut zu hoffen, als jene verwegenen Unternehmungen der Herrſchſucht und der Begierde nach Reichthum, die man jetzt gelingen, und jetzt nach unerforſchlichen Geſetzen ſcheitern ſieht! Am 29. September 1787 empfing der Verfaſſer aus den Händen des vorhin genannten Befehlshabers die Depeſchen, die er über Land nach Frankreich bringen ſollte; und am folgenden Morgen ſegelten die beiden Fregatten aus dem Hafen St. Peter und St. Paul

in Kamtſchatka. Dieſe Depeſchen enthielten vermuthlich eine Abſchrift des Journals der ganzen bis dahin zurückgelegten Reiſe, und dieſes Journal iſt auch wol Alles, was wir einſt von den Bemühungen der franzöſiſchen Entdecker zu ſehen bekommen werden. Sie gingen von Kamtſchatka wieder ſüdwärts, wo der Befehlshaber des zweiten Schiffes, Herr Vicomte de Langle, in einem Handgemenge mit den Einwohnern der von Bougainville entdeckten isles des Navigateurs das Leben verlor. Hierauf liefen ſie in Botany-Bai an der Oſtküſte von Neuholland ein, wo die engliſche Transportflotte mit den zur Niederlaſſung beſtimmten Delinquenten einen Tag zuvor angekommen war — und nachdem ſie dieſen Hafen wieder verlaſſen hatten, iſt weiter nichts von ihnen gehört worden. Herr Leſſeps hatte auf ſeiner Landreiſe mit Kälte, Hunger und Gefahren von aller Art zu kämpfen. Vor dem Ende des folgenden Januars konnte er wegen der ſtürmiſchen Witterung Bolſcheretsk nicht verlaſſen. Unterwegs verlor er die meiſten Hunde, die ſeine Schlitten zogen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er ſahe ſich endlich genöthigt, ſeinen Freund, den Gouverneur Kasloff, am 18. März zurückzulaſſen, und die Reiſe um die beiden Meerbuſen von Penſchina und Ingiga allein bis Ochotsk fortzuſetzen, wo er erſt den 5. Mai eintreffen konnte. Auf dieſer ſchrecklichen Schlittenfahrt kam er einmal an ein ſteiles Meerufer, wo von dem aufgebrochnen Eiſe nur noch ein zwei Fuß breiter, an einigen Stellen ſogar ganz fehlender Eisrand feſt am Felſen ſaß und auf einer Strecke von drei Viertelſtunden der einzige Weg war, den er nehmen konnte. Zum Glück legte er ihn ohne andern Verluſt, als den eines Hundes, zurück. Vom 6. Juni bis 17. October vollendete der Verfaſſer die ungeheure Reiſe durch die ganze Breite unſers feſten Landes, über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk, Kaſan, Petersburg und Berlin nach Verſailles. Seine Kenntniß der ruſſiſchen Sprache gab ihm Gelegenheit, manche ausführliche Details über den Zuſtand der öſtlichſten Gegenden von Sibirien einzuſammeln, die man hier, nebſt ſeinen eigenen Bemerkungen über die Kamtſchadalen, Koriäken, Tſchuktſchen, Jakuten und Tunguſen lieſt. So wenig Zeit ihm auch übrig blieb, ſich auf der Reiſe umzuſehen; ſo ſcheint er ſie doch ſehr gut benutzt zu haben, um dieſe verſchiedenen, jedoch mehr oder weniger verwandten, Völkerſchaften nach ihren unterſcheidenden Merkmalen charakteriſiren zu können. Was er von ihnen erzählt, ſtimmt ſehr gut mit den Nachrichten der ruſſiſchen Akademiker zuſammen; und beſonders freuet man ſich, faſt überall unter dieſen ungebildeten Völkern auf Beiſpiele von regem Gefühl, von Gutmüthigkeit und ſogar durch Nachdenken veredelter Herzensgüte zu ſtoßen, die man ſich nach den Ausſprüchen neuer Menſchenforſcher außer den Grenzen von Deutſchland nicht mehr zu erwarten getraute. Der Ton des Verfaſſers iſt beſcheiden und zugleich von allem überflüſſigen Prunk entblößt; er erzählt die Begebenheiten ſeiner Reiſe ſchnell nach einander fort, und erweckt überall Theilnahme und Aufmerkſamkeit. Im erſten Bande findet man eine Karte von Kamtſchatka, im zweiten eine von der ganzen Reiſeroute. Das einzige Verzierungskupfer ſtellt die Ankunft einer Anzahl mit Hunden beſpannter Schlitten in einem kamtſchatkiſchen Dorfe vor.

3) Herrn Waſilii Szujew's u. ſ. w. Beſchreibung ſeiner Reiſe von St. Petersburg nach Cherſon in den Jahren 1781 und 1782. 4. Erſter Theil. Dresden und Leipzig. 1789. Nr. 58.

4) Voyage de Mr. le Vaillant dans l'Interieur de l'Afrique, par le Cap de bonne Esperance, dans les années 1780—1785. Paris, 1790. 2 Voll.*) Nro. 98.

— — — — — — — — — — — — — —

Die einförmigen Begebenheiten der Reiſe durch jene unermeßlichen Wüſteneien, wo man ſonſt nur aufzeichnen kann, welche Thiere man unterwegs angetroffen und erlegt habe, gewinnen unter den Händen des Verfaſſers ein Intereſſe, welches man in den trockenen Tagebüchern ſeiner Vorgänger nur zu ſehr vermißt.

Ohne ſich ängſtlich an die Form eines Tagebuches zu binden, liefert er in einer ununterbrochenen Erzählung den Verlauf aller während dieſes Zugs ihm zugeſtoßenen Begebenheiten, und webt ſeine Beobachtungen, ſowohl was die Nationen, als auch, was die Naturgeſchichte betrifft, ſo künſtlich ein, daß man ſich hingeriſſen fühlt, ihm bis ans Ende, ohne zu ermüden, zuzuhören. Sein Enthuſiasmus für ſeine Wiſſenſchaft gibt ſogar den Beſchreibungen neuer Naturalien, (die er jedoch nur ſparſam einſtreuet) ein eignes Feuer; und wenn man nur erſt geſehen hat, wie viel Mühe und welche Künſte es ihm gekoſtet, ehe er dieſen oder jenen ſeltenen Vogel hat ſchießen können, wie er oft im Eifer, ſein erlegtes Wild zu haſchen, bald mit Lebensgefahr in eine für Elephanten gegrabene Grube fällt, bald in tiefen Flüſſen dem Ertrinken kaum entgeht, bald ſich unter den Stamm eines umgeſtürzten Baumes verkriecht, und einen wüthenden Elephanten über ſich wegſpringen läßt: ſo iſt man hernach auch deſto begieriger, die auszeichnenden Merkmale der Geſchöpfe kennen zu lernen, deren Beſitz ihm um dieſen Preis willkommen war. Mit Vergnügen lernt man, wie er kleine Vögel geſchoſſen habe, ohne ihr Gefieder zu beſchädigen, indem er ein Stück Talglicht auf das Pulver in ſeinen Flintenlauf ſetzte und dieſen dann mit Waſſer füllte; an ſeinen Ruheplätzen ſieht man ſeine Ochſen umher graſen, ſich verirren und wieder von ſeinen Hottentotten beigetrieben werden; die Freude dieſer guten Kerle, als er ihnen Maultrommeln austheilte; den Scherz, wodurch er ſeinem Affen das Brantweintrinken auf immer abgewöhnte; den Nothbehelf, aus ſeinen Halstüchern ſich Dochte für die Nachtlampe zu bereiten; den Schmaus von Elephantenrüſſeln und noch ſchmackhaftern Elephanten- und Flußpferdsfüßen; die Ankunft eines Expreſſen mitten in der Wüſte, den Hr. Boers mit Briefen aus Frankreich von der Capſtadt abgefertigt hatte; ſelbſt die Toilette, die der Verfaſſer macht, um einen feierlichen Beſuch bei den Gonaquas abzulegen; und endlich ſeinen kleinen Roman mit der naiven Narina, einer jungen Gonaqua-Hottentottin, den er vielleicht mit verſchönernden Farben ausmalt: — dies Alles empfindet man mit, indem man ſich durch

---

*) M. vergleiche oben S. 362.

die Anmuth und Einfalt der Darſtellung gleichſam auf jenen entfernten Schauplatz verſetzen läßt. Man kann nicht ſagen, daß ſo gar viel Neues in ſeiner Beſchreibung dieſer Gegenſtände enthalten wäre; allein ſie hat den Vorzug, daß ſie Alles recht anſchaulich macht, und das lebhafte Gefühl des Verfaſſers, das Eigenthümliche ſeiner Denkart, die jugendlichgutmüthige Schwärmerei, womit er gegen die Mißbräuche der Sittenverfeinerung declamirt, und ſich im Lobe der ungekünſtelten Natur ergießt, feſſeln den Leſer an ſein Kunſtwerk. Es kann wohl ſein, daß dieſe äſthetiſche Vollkommenheit zuweilen einen dichteriſchen Flor über die Gegenſtände zieht: denn die Kunſt, und der innere bildende Trieb, der zu ihr führt, wollen dieſe Verſchmelzung der äußern Natur mit dem Weſen des Künſtlers; allein, wo dieſes Aneignen fehlt, da werden auch die großen charakteriſtiſchen Züge ſelten ſo ſcharf gefaßt und ausgehoben, und man hat bei der mühſamſten Zergliederung und Aufzählung der einzelnen Theile keine lebendige Vorſtellung vom Ganzen. Wer zu beurtheilen verſteht, was er lieſt, wird jenen zarten Dichterſchleier leicht durchſchauen, und das Wahre der Natur in der idealiſchen Schilderung zu finden wiſſen. Wer das nicht kann, läuft immer Gefahr, bei mechaniſchen Beſchreibungen, es ſei nun die Instructio Peregrinatoria, oder ſonſt eine fremde Vorſchrift die Richtſchnur des Beſchreibers geweſen, ſich ein unrichtiges, in den ſprechendſten Hauptzügen verfehltes Bild zu machen. Wenn aber auch das nicht wäre, ſo kann es unmöglich anders, als zur beſtimmten Kenntniß eines Gegenſtandes gereichen, daß man ihn durch das Medium verſchiedener Beobachter kennen lernt; man müßte denn noch nicht über die Ungereimtheit hinaus ſein, in allen Dingen nur für eine Meinung die allgemeine Beiſtimmung zu fordern. Beiſpiele, daß dieſes nicht blos von Gegenſtänden der vernünftigen Beurtheilung, ſondern auch der ſinnlichen Erfahrung, gelten könne, finden wir in le Vaillant's Erzählung, verglichen mit ſeinen Vorgängern. Ueber Kolbens Monorchiden und ſeine abgeſchmackte Fabel von einem natürlichen Schurz der Hottentottinnen, iſt genug geſpottet worden; unſer Verfaſſer behauptet aber, daß verſchiedene Horden auch verſchiedene Gebräuche beibehalten haben. Bei den Geiſſiquas und Koraquas iſt, nach ſeiner Ausſage, die Semicaſtration noch üblich, ſo wie die Gewohnheit, ſich bei gewiſſen Veranlaſſungen einige Glieder von Zehen und Fingern abzuſchneiden; und bei einer andern Horde fand er, zwar nicht den erdichteten Schurz, aber doch eine durch Kunſt hervorgebrachte Verlängerung der äußern Schamlefzen, die er auch abgebildet hat. Gegen Sparrmann, der geneigt iſt zu glauben, daß die Beſchneidung bei den Gonaquas ſtatt finde, verſichert er, es ſei vielmehr ihr auszeichnender Charakter, daß ſie eine ungeheuer große Vorhaut haben. Er nimmt ſogar die Hottentotten einigermaßen in Schutz, wenn von ihrer Unreinlichkeit die Rede iſt, und führt ihre große Geſchicklichkeit im Schwimmen zum Beweiſe an, daß ſie den Körper öfters rein waſchen, wenn ſie gleich, durch eine verkehrte Vorſtellung von Putz, ſich an ihrem ganzen Leibe ſo mit Fett beſchmieren, wie die Europäer es mit ihrem Haupthaare thun. Auch er beſtätigt das Daſein der gelben oder ſogenannten chineſiſchen Hottentotten, einer Horde, die ſich eigentlich Hous-

waana nennt, und die hottentottiſche ſchnalzende Sprache mit einigen beigemiſchten eignen Wörtern ſpricht. Das Schnalzen iſt nach ihm eigentlich dreierlei. Das erſte, leicht nachzumachen, iſt der Ton, den auch wir hervorbringen, wenn uns etwas verdrießt oder lange Weile macht, mit der Zunge gegen den Gaumen und die Vorderzähne gedrückt, von denen ſie losgezogen wird, indem man den Mund öffnet. Das zweite iſt lauter, wie wenn ein Fuhrmann ſeinen Pferden zuſchnalzt, um ſie raſcher in Bewegung zu ſetzen; das dritte iſt das lauteſte und ſchwerſte, weil es aus der Kehle kommt. Die Kaffern ſchnalzen nicht und unterſcheiden ſich auch ſonſt von den Hottentotten darin, daß ſie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Hr. le Vaillant liefert Abbildungen von ihnen, wie von den Gonaquas und von den näher am Cap befindlichen eigentlichen ſogenannten Hottentotten, welche zwar ſehr merkliche Unterſchiede zu erkennen geben, aber doch immer noch den Wunſch übrig laſſen, einſt genaue, porträtmäßige Abbildungen zu bekommen. Er zeichnet lauter ganze Figuren auf ein Octavblatt. Die Kaffern ſcheint es, ſind ſchwärzer, größer, ſchöner und ſtärker, als die Hottentotten, und ſelbſt die Gonaquas, denen ſie am meiſten ähneln; ſie haben nicht die ſchmalen Unterkiefer und hervorſtehenden Jochbeine der Hottentotten. Sie wohnen beſſer, aber gehen öfter ganz unbekleidet. Von den Sitten und der Lebensart dieſer drei verwandten Völkerſchaften handelt der Verfaſſer ausführlich an mehren Stellen; er rettet die Hottentotten von dem Vorwurfe der Gefühlloſigkeit gegen ihre Kinder und läugnet die ihnen von den Koloniſten angedichtete Gewohnheit, daß ſie von Zwillingen allemal nur eins auferziehen; überhaupt tadelt er mit einem Eifer, der beinahe beleidigend wird, Hrn. Sparrmann wegen ſeiner Leichtgläubigkeit. Seine zoologiſchen Bemerkungen verſpricht er in einem beſondern Werke zu liefern, welches noch nicht erſchienen iſt, und vielleicht nicht ſobald erſcheinen wird, wenn es wahr iſt, daß er ſeiner Vorliebe für Afrika nicht länger hat widerſtehen können und zum zweitenmal dahin abgegangen iſt. Die zerſtreuten Bemerkungen über einzelne Säugethiere und Vögel in ſeiner Reiſegeſchichte, erregen große Erwartungen. Sehr charakteriſtiſch ſchildert er z. B. das verſchiedene Betragen der zahmen Thiere gegen verſchiedene Raubthiere. Von den Bienenweiſern hat er drei verſchiedene Arten kennen gelernt. Zur Naturgeſchichte des Straußes bemerkt er, daß dieſe Vögel neben das Neſt und die zum Bebrüten beſtimmten Eier noch einige andere Eier legen, welche vermuthlich die erſte Nahrung der ausgebrüteten Jungen werden; bemerkenswerth iſt es auch, daß mehre Strauße ihre Eier zuſammenlegen und ſich beim Brüten ablöſen. Anhangsweiſe anticipirt er aus ſeiner zweiten Excurſion, auf welcher er bis an den Wendekreis (an der Weſtküſte von Afrika) vordrang, die Beſchreibung und Abbildung der Giraffe, ſowohl des Männchens, als des Weibchens, wovon erſteres 16 Fuß 4 Zoll hoch war. Es iſt uns aufgefallen, daß Hr. le Vaillant an einer Stelle (I. B. S. 246) von Elephanten ſpricht, die zu Hunderten unweit ſeines Lagers vorbeidefilirten, da man doch am Cap von einem ſo zahlreichen Trupp dieſer Thiere in jener Gegend (es war am Ufer des Gamtoosfluſſes) nichts wiſſen will. Vielleicht iſt dies eine

bloße Redensart, um einen großen Haufen anzudeuten. Einige harte Ausdrücke, die ſich der Verfaſſer gegen den damaligen Gouverneur vom Cap, Herrn von Plettenberg, erlaubt, hätten füglich unterbleiben können, da ſie wol ſchwerlich auf eigne Erfahrung gegründet ſind, ſondern den leidenſchaftlichen Schilderungen einer beleidigten Gegenpartei zugeſchrieben werden müſſen; — dieſe und einige andere kleine Flecken können den Werth dieſes im Ganzen ſo leſenswerthen Werkes nicht verringern.

5) Sammlung merkwürdiger Reiſen in das Innere von Afrika. Geſammelt und herausgegeben von C. W. Cuhn. Zwei Theile. Leipzig, 1790. Nro. 105.

Der Zweck des Herausgebers war nicht, eine vollſtändige Geſchichte von Allem, was wir über Afrika wiſſen, ſyſtematiſch geordnet, zu liefern, indem es ihm an Materialien zu einer ſolchen Darſtellung fehlte; ſondern er hatte die Abſicht, durch Mittheilung einiger älteren und neuern Reiſebeſchreibungen, hauptſächlich ſolcher, die das Innere von Afrika, demnächſt aber auch ſeine Küſtenländer betreffen, ein Werk zur Belehrung und Unterhaltung zu ſchreiben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Auszüge u. ſ. w. gegen die Urſchriften gehalten, ſind von Allem, was ſie zu Kunſtwerken ſtempeln konnte, entledigt worden, und haben, zumal was den le Vaillant betrifft, eine Härte und Trockenheit erhalten, welche recht anſchaulich den Unterſchied des deutſchen Compilators vom franzöſiſchen Selbſtdenker zu erkennen gibt, und uns um den größten Werth eines ſolchen Werkes bringt, welcher doch unſtreitig darin beſteht, daß der Verfaſſer uns durch Mittheilung ſeiner eigenen jedesmaligen Stimmung den Geſichtspunkt genauer bezeichnet, aus welchem er die Gegenſtände betrachtete, mithin den Leſer in den Stand ſetzt, ſich Alles wahrer zu verſinnlichen, als wenn man ihm die dürren Reſultate hinſtellt, die er auf Treue und Glauben nehmen muß. Hr C. ſcheint hierin anders zu denken; denn er rechnet es dem Jahrhundert, ſeiner Philoſophie, ſeinem Stolz (?) und ſeiner Ehre (?) zum Verdienſte an, daß es ihm gelungen iſt, Unwiſſenheit und Schöngeiſterei zu vertreiben! Was das erſte betrifft, ſo dürfte nicht nur noch Vieles daran fehlen, daß das Jahrhundert dieſes unbedingte Lob verdiente, ſondern am Ende ſind wir vielleicht nur in einigen Stücken klüger, in andern wieder unwiſſender, als unſere Vorfahren; — und in Anſehung der Schöngeiſterei, wenn hierunter, wie die Bearbeitung dieſer Auszüge vermuthen läßt, auch die äſthetiſche Vollkommenheit wiſſenſchaftlicher Werke mit verdammt werden ſoll, können wir nicht oft und nachdrücklich genug an das horaziſche: Omne tulit punctum etc. erinnern.

6) Bemerkungen auf einer Reiſe durch Flandern, Deutſchland, Italien und Frankreich, von A. Walker. Aus dem Engliſchen überſetzt, mit Anmerkungen von K. P. Moritz. 8. Berlin, 1791. Nro. 306.

Wir können uns nicht überzeugen, daß die Kriſe, wohin es mit unſrer Literatur gekommen iſt, eine ſtrenge Bezeichnung oder Abſteckung der Grenzen erlaubt, außerhalb deren keine Begnadigung vor dem Kunſtrichter ſtatt findet. Unter den Tauſenden von ſchlechten Büchern, die jährlich herauskommen und ohne alle vorherige Prüfung, ja wol gar mit Begierde und Wohlgefallen, verſchlungen werden, bemerken wir ſo viele durchaus verwerfliche, ſchädliche, in Abſicht auf Inhalt und Behandlung unter aller Kritik ſtehende und nur zur Verbreitung falſcher Vorſtellungen führende Schriften, daß wir geneigt ſind, einer großen Menge anderer, die nichts Neues enthalten und von Seiten des ſchriftſtelleriſchen Verdienſtes leer ausgegangen ſind, wenigſtens um ihrer Unſchädlichkeit willen einen Laufpaß mitzugeben, und diejenigen, die auch nur den entfernteſten Anſpruch auf Unterhaltung, Belehrung oder Originalität von irgend einer Art machen können, zur Ausfüllung der langen Weile zu empfehlen. Die Zwecke des Leſens haben ſich überdies ſo ſehr vervielfältigt, daß ein Buch, welches von den bekannteſten Gegenſtänden handelt, und ſich nicht einmal durch einen Geſichtspunkt auszeichnet, dennoch ein gewiſſes Intereſſe haben kann, in ſo fern es uns den Charakter des Verfaſſers anſchaulich macht. In der That bekennen wir, bei der Durchleſung dieſes kleinen Werkchens, womit Hr. Hofrath Moritz unſerm Publikum hier ein Geſchenk macht, genau ſo viel Vergnügen empfunden zu haben, als eine wohlgerathene Karrikatur in einem Poſſenſpiel uns gewährt hätte. Herr Walker, der ſich S. 76 für einen Sternkundiger ausgibt, iſt wirklich zuweilen mit den Dingen dieſer Erde ſo unbekannt, als hätte er immer nur im Monde gelebt; was er alſo nicht etwa in den Stunden, die er der Betrachtung des Himmels raubte, in England gewahr worden iſt, befremdet ihn wie eine Entdeckung Herſchel's oder Schröter's an einem andern Planeten. Zwiſchen dem 21. Auguſt und dem 8. November 1787 hat er, nach ſeiner eigenen Berechnung, beinahe 4000 engliſche (alſo 800 deutſche) Meilen zurückgelegt; mithin kommen über 10 deutſche Meilen auf jeden Tag ſeiner Reiſe, und noch weit mehr, wenn man den Aufenthalt von etlichen Tagen in Venedig und Rom in Anſchlag bringt. Man wird alſo wiſſen, welcher Nachrichten man ſich zu erfreuen hat, wenn man ſich einen Engländer denkt, der, ohne ein Wort Deutſch oder Italieniſch zu verſtehen, zwar mit offenen Augen und geſunden Sinnen, aber doch auch mit den größten Nationalvorurtheilen und ohne alle Vorkenntniß, in drittehalb Monaten mit der Poſt durch Calais, Dünkirchen, Oſtende, Brügge, Gent, Brüſſel, Löwen, Lüttich, Spaa, Aachen, Köln, Bonn, Coblenz, Limburg, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Straßburg, Inſpruck, Brixen, Trient, Verona, Vicenza, Padua und Mantua nach Venedig; von da nach Ferrara, Bologna, Rimini, Fano, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Spoletto, Narni, Civita Caſtellana, Rom, Viterbo, Siena, Florenz, Modena, Parma, Piacenza, Mailand, Turin, Chambery, Lion, Fontainebleau, Paris, und hierauf über Chantilly, Amiens, Abbeville und Montreal wieder nach Calais zurückjagt, alles im Fluge ſieht, und daher auch oft entweder triviale oder ſchiefe Bemerkungen macht. Das Eigenthümliche in der Auffaſſungsart

der Eindrücke hat bei unſerm Verfaſſer, wie nicht zu läugnen iſt, etwas Unterhaltendes, zumal wo es Gegenſtände betrifft, die nur der Zufall in ſeinen Geſichtskreis führte; man ſtößt zuweilen, wie der Ueberſetzer in der Vorrede ſehr wahr bemerkt, auf naive Einfälle, und zuweilen auf jene richtigen Empfindungen, die nie genug verbreitet werden können. Allein wo der Verfaſſer ſich im Geringſten Zeit nimmt, die Merkwürdigkeiten eines Ortes zu beſchauen, verräth er alsbald einen ſo unüberwindlichen Geiſt der Plattheit und einen ſo gänzlichen Mangel des guten Geſchmacks, daß ihn nur das Mitleiden vor dem Unwillen des verſtändigen Leſers ſchützt. Es iſt daher wirklich charakteriſtiſch, wie der gelehrte Ueberſetzer ihn anfänglich durchſchlüpfen läßt, ſodann hier und da in Anmerkungen berichtiget und beſtraft, endlich aber, wo es gar zu arg wird, und insbeſondere das Kunſtgefühl und der Sinn des Schönen ſich empören, die abſurden Urtheile des Verfaſſes nicht mehr niederſchreiben mag, ſondern ihn in gerechtem Eifer caſtrirt. Die Schilderung der tyroler Alpen gehört zu den wenigen, die dem Verfaſſer vorzüglich gut gerathen ſind; ſo konnte nur ein Augenzeuge darſtellen. Seine Bemerkungen über die grellen Kontraſte in der modernen Muſik ſind ebenfalls richtig empfunden, und ſeine Klage über die Wirkungen des kirchlichen und weltlichen Despotismus auf den Charakter und ſogar das äußere Anſehen der Italiener, wenn ſie gleich ſo oft wiederholt worden ſind, findet man doch immer an ihrem Orte. Dagegen verdrießt es, wenn man Nachricht von merkwürdigen Gegenſtänden erwartet, die kleinen Angelegenheiten des Reiſenden zu einer unverdienten Wichtigkeit erhoben zu ſehen, und immer wieder von theuren oder billigen Wirthen, groben Poſtillionen, ſchlechten Betten, Wanzen- und Mückenſtichen und unſchmackhafter Koſt zu leſen. Noch ärgerlicher aber iſt es, wenn der freie Ritter mit Selbſtgefälligkeit ſo oft als möglich erinnert, daß er hier oder dort das Zimmer bezogen habe, wo Joſeph II., oder der Herzog von Gloceſter oder ſonſt fürſtliche Perſonen logirt haben. Nach Art der gemeinſten und unerfahrenſten Klaſſe von Reiſebeſchreibern vergleicht er auch oft die Gegenſtände in der Fremde mit denen, die ihm bekannter ſind, die aber dem Leſer eben ſo fremd ſein können, z. B. den Hafen von Oſtende mit dem von Liverpool, das Bibliothekzimmer in Gent mit dem von Trynity-College in Cambridge, das Rathhaus zu Brüſſel mit der Kirche St. Bride in London, die Stadt Gent mit Dublin, Köln mit Briſtol, den Palaſt in Mannheim mit Golden-Square in London, Amiens mit Salisbury, und den Löwen im Arſenal zu Venedig mit der Höhe ſeines Stocks. Zuweilen iſt ein wahres Pathos, mit Pope zu reden, in ſeinen Vergleichen ſichtbar, z. B. wenn er die herrlichen Berge um Heidelberg mit Mehlklößen vergleicht. (S. 80.) Er vergißt auch wol die Entfernungen der Oerter, und wundert ſich, daß man in Schwaben Holz brennt, da er doch bei Köln Steinkohlen geſehen hätte. Ein Wildſchweinsſchinken ekelt ihn an, als eine Speiſe der Wilden, (S. 62) ob er ſich gleich mit Wohlgefallen aufhalten kann, die ſcheußlichſte Verweſung an einem Hochgericht auszumalen. (S. 32.) Die Sitten des weiblichen Geſchlechtes aber ſind der Gegenſtand, worüber er am meiſten

deraiſonnirt. Was hier nicht Engliſch iſt, ſcheint ihm verwerflich zu ſein; und dieſes Vorurtheil geht ſo weit, daß er den Venetianerinnen eine große Gnade zu erzeigen glaubt, indem er bemerkt, daß, obgleich ihr Halstuch nicht ſo dicht anſchließe, als es die engliſchen Damen tragen, er doch das lieber der Mode als dem Laſter zuſchreiben wolle. Als er endlich die Weiber wie Männer reiten ſieht, wird er doch ein wenig in ſeinen Grundſätzen irre, und bekennt, daß die Schamhaftigkeit wol etwas mechaniſch Erlerntes ſein könne. Seine Strenge über dieſen Punkt iſt indeſſen deſto löblicher, da er doch zuweilen ein Spötter wird, und S. 35 die bibliſchen Geſchichten unter die poſſierlichen Gegenſtände rechnet. Unſere deutſchen Weiber kommen am ſchlimmſten weg; denn er ſpricht ihnen die Keuſchheit ab, weil er unterweges (in den Wirthshäuſern) ſehr bequeme Dirnen fand. Ueberhaupt ſcheint er ſich wenig darum zu kümmern, wie er eine individuelle Beobachtung in einen allgemeinen Charakterzug verwandelt; es heißt daher von den gemeinen Weibern in Straßburg ohne Unterſchied, daß ſie ohne Schuhe und Strümpfe gingen (S. 84); und von den Damen von Stande daſelbſt, daß ſie (durchgehend) die gewirkte nürnbergiſche Kappe trügen. Dieſe Unrichtigkeiten hätten wir gern in der Ueberſetzung verbeſſert geſehen; ſo hätte man es auch berichtigen ſollen, daß die frankfurter Meſſe nicht 16 Wochen dauert (S. 64), daß die Mannheimer Brücke nicht auf 70 Bogen liegt, (S. 72), u. ſ. f. Für Vervea S. 40 hätte man Verviers, für Skolkin S. 73 Schalken, für Wißlack S. 82 Wislock ſetzen können. Aus der Ueberſetzung ſelbſt, die im Ganzen getreu iſt, hätten wir einige Anglicismen weggewünſcht, wie z. B. S. 103 Precipicen (Abgründe), und ebendaſ. Discourſe über die Viſion (Abhandlungen über das Sehen). S. 149. Die Frauenzimmer in Venedig ſcheinen fade (vermuthlich im Engliſchen faded, welk). S 210, die Engel hatten ſich in einem Körper (in a body, in einer Schaar oder einem Haufen) herniedergelaſſen; S. 252, Pinienapfel (Ananas); S. 272, das Ohr wird geharkt (harrowed up) zerriſſen, verwundet, beleidigt.

7) **A short journey in the West-Indies, in which are interspersed curious anecdotes and characters. 8. 2 Voll. London 1790. Nro. 306.**

Wenn man ſich über den empfindſamen Ton, oder vielmehr über die unvermeidliche Schalheit, die eine Nachahmung blos der empfindſamen Reiſen des Yorik's dieſem Werkchen gibt, hinausſetzen kann, ſo findet man darin immer noch etwas, das die Aufmerkſamkeit des Leſers feſſelt, und auch etwas das ſie belohnt. Es iſt wahr, daß der ſchwülſtige, poetiſche Styl die reellen Begriffe gleichſam verſchwemmt, und Kleinigkeiten eine unverdiente Wichtigkeit verleihet; allein da der Verfaſſer ein entferntes, uns wenig bekanntes Land ſchildert, ſo hat ſeine Art, einzelne Gegenſtände auszumalen, immer das große Verdienſt der Anſchaulichkeit. Die Sclaverei iſt der Hauptgegenſtand ſeiner Beobachtung, den er ſo haſſenswürdig ſchildert, als er wirklich iſt. Doch zeigt er auch zugleich, wie ſehr es von den Eigenthümern abhängt, den Zuſtand ihrer Neger glücklich zu machen. Gelegentlich kommen Darſtellun-

gen von den Sitten und der Lebensweiſe der dortigen Pflanzer vor; auch malt der Verfaſſer das Klima, die Ausſichten, die eigenthümlichen Produkte des Landes mit einer ihm eigenen Gabe. Seine Gedichte hätten wir ihm indeß gern geſchenkt.

8) The capacity of negroes for religious and moral improvement considered, etc. to which are subjoined short and practical discourses to negroes etc. By Richard Nisbet, of the island of Nevis. 8. London, 1789. Nro. 312.

Theils Rechthaberei, theils kleinlicher Eigennutz haben die wichtige Frage von der ſittlichen Empfänglichkeit der Neger zu einer der verworrenſten im Felde der moraliſchen Politik gemacht; unter uns ſcheint ſie ſogar durch die unparteiiſchen Bemühungen der Phyſiologen und Zergliederer nur noch unauflösbarer geworden zu ſein. Die ſorgfältige Vergleichung des Negerkörpers mit dem Körper des Europäers hatte gelehrt, daß bei jenem der ganze Bau größere thieriſche Vollkommenheit zu verrathen ſcheine. So unanmaßend und behutſam dieſer Satz hingeſtellt war, ſo ungeſchickt ward er aufgefaßt uud zum Beweiſe gebraucht, nicht etwa nur, daß ein geringeres Maß von Geiſtesfähigkeiten dem Neger zu Theil geworden ſei, ſondern daß auch dieſe von Natur ſchon eine ſchiefe Richtung nähmen, und in einem Mißverhältniſſe gegen einander ſtänden, wobei das Phänomen der Sittlichkeit nicht möglich werde. Dies — wenn es anders keine vergebliche Mühe iſt, gewiſſen rohen Aeußerungen einen beſtimmten Begriff unterzulegen — dies ſcheint die Grundlage der Behauptung zu ſein, daß der Neger zur Knechtſchaft geboren werde und der Freiheit weder fähig noch würdig ſei. Denen wenigſtens, die ſich Philoſophen nannten, indem ſie den Sclavenhandel vertheidigten, hätte es geziemt, den Negern zuvörderſt das Kriterion der Menſchheit, die Perfectibilität, geradesweges abzuſprechen. Zweierlei folgt allerdings aus der bemerkten phyſiſchen Eigenthümlichkeit des Negers: das erſte, daß bei Menſchen, deren intellectuelle Fähigkeiten verhältnißmäßig unentwickelt bleiben, die höchſte Vollkommenheit der ſinnlichen Organe natürlich erwartet werden kann, weil die Ausbildung einer Anlage in uns immer auf Koſten einer andern geſchieht, und die höchſte Verfeinerung des ſittlichen und vernünftigen Organs ohne Kränklichkeit und Schwächung des übrigen Körpers nicht einmal gedacht werden kann. Sodann das zweite, daß die beſondere Struktur des Negerkörpers ſeine Empfindungen und Gedanken mit einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit oder Nationalität ſtempeln müſſe. Dabei blieb indeſſen die Fähigkeit des Negers zur nationalen ſowol als moraliſchen Vervollkommnung unvermindert: theils, weil jene ſich vom Denken nicht gut trennen läßt; theils, weil es zwar ein Princip der Sittlichkeit, nicht aber auch der Unſittlichkeit geben kann, und jenes ebenfalls mit der Natur des vernünftigen Weſens als unzertrennlich verbunden gedacht werden muß. Was Verrücktheit hier ändert, kommt nicht in Anſchlag; denn ſo weit iſt man noch nicht gegangen, alle Menſchen, die nicht von europäiſchem Stamm ſind, für Verrückte zu erklären. Was ſolchergeſtalt ſchon a priori als ausgemacht gelten muß, hat unſer Verfaſſer

hier mit ſtatthaften Beweiſen a posteriori belegt und dadurch ſeinen Landsleuten, die trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit des Geiſtes über den Negerſclaven, doch im Ganzen für metaphyſiſche Beweiſe nicht empfänglich ſind, einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. In der Vorausſetzung, daß die Neger ſo gut wie andere Menſchen die Fähigkeiten beſitzen, ſich nach Grundſätzen der Moral und Religion zu beſtimmen, fing er im Jahre 1786 an auf ſeiner Plantage den Sclaven einen Unterricht zu ertheilen, der ihrem bisher vernachläſſigten Faſſungsvermögen angemeſſen war und im Tone der ſanfteſten, herzlichſten Ueberredung die Grundſätze der allgemeinen praktiſchen Moral und Gottesverehrung deutlich auseinanderſetzte. Es iſt hier ein Jahrgang von 18 kurzen Aufſätzen oder Reden abgedruckt, wobei der Verfaſſer erinnert, daß er ſeitdem auf dieſem Grunde fortgebauet und ſeinen Negern allmälig auch Begriffe vom Chriſtenthum mitgetheilt habe, deren jene Vorbereitung ſie empfänglich gemacht hatte. Er geht vom Daſein Gottes und vom Glauben an ihn aus, welches auch um ſo natürlicher war, da dieſe Vorſtellung und die vom zukünftigen Leben den Afrikanern in ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht fremd geblieben ſind. Auf dieſe Materie, womit er ſich in zwei Reden beſchäftigt, folgt unmittelbar eine Erläuterung und Einſchärfung der großen moraliſchen Maxime: Andern zu thun, wie wir wünſchen, daß man uns thun möge. Die übrigen Reden ſind folgenden Inhalts: 4) Vom zukünftigen Leben und verſchiedenen Obliegenheiten. 5) Eine katechetiſche Prüfung, nebſt einer kurzen (ſehr zweckmäßigen, einfachen) Gebetformel. 6) Ueber die Beſtrafung eines Sclaven, der ſich vergangen hatte. (Hr. N. ließ ihm die Strafe von ſeinen Mitſclaven zuerkennen, und bemerkt, daß dieſer Menſch ſich von der Zeit an ſehr gebeſſert habe. Er hatte zuvor ſchon einen Herrn gehabt, der ihm zum Beten eine Formel gegeben hatte; allein er bekannte, daß dieſes mechaniſch erlernte Beten, ohne zu wiſſen, warum, ihm nichts geholfen hätte; jetzt erſt ſähe er ein, warum er Gott anrufen und gut ſein müſſe.) 7) Von der Schuldigkeit, fleißig und gefällig zu ſein. 8) Wiederholung, imgleichen gegen das Fluchen und Lügen. 9) Von der Glückſeligkeit, die aus der Erfüllung der Pflichten entſpringt. 10) Ueber Barmherzigkeit und Güte. 11) Ueber Ehrlichkeit. 12) Gegen Bosheit, Haß und Verläumdung. 13) Gegen Trunkenheit und Ausſchweifungen. 14) Gegen Heuchelei und Anmaßung; wie auch vom guten Gewiſſen. 15) Gegen Erbitterungen (heartburnings) und unehrerbietiges Betragen. 16) Wiederholung und Ermahnung. 17) Vom Gebet. 18) Ermahnung über die verfloſſene Zeit, bei Gelegenheit der Wiederkehr des Weihnachtsfeſtes. Die Kürze dieſer Aufſätze (keiner kann zum Ableſen längere Zeit, als 10 Minuten erfordern), ihre Deutlichkeit, ihre ans Herz dringende Einfalt ſichern ihnen die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, deren ungeübtem Verſtande die öftern Wiederholungen zu Statten kommen. Um ſich ihnen noch mehr zu nähern, bedient ſich der Verfaſſer zuweilen (jedoch äußerſt ſparſam) ſogar ihrer Redensarten. In dem vorangeſchickten Verſuch über die Fähigkeiten der Neger geht der Verfaſſer die verſchiedenen Laſter durch, die man ihnen hauptſächlich Schuld gibt, und zeigt, daß das Entlaufen, das Stehlen und Plündern die natür-

lichen Folgen der Mißhandlung ſind; daß die ihnen angeſchuldigte Undankbarkeit — nicht zu gedenken, wie wenig Menſchen überhaupt die entgegengeſetzte Tugend ausüben — eine unbillige Forderung von Seiten der Eigenthümer vorausſetzt, für die zufälligen Begnadigungen, die ihre Laune oder ihre für Güte ausgegebene Schwäche dem Sclaven zufließen läßt; wobei zugleich das untrügliche Gefühl, womit der Neger dieſe Eigenſchaften an ſeinem Herrn unterſcheidet, einen neuen Beweis von ſeiner ſittlichen Empfänglichkeit abgibt. Um es aber bei dieſen Recriminationen nicht bewenden zu laſſen, erzählt der Verfaſſer die rührendſten Beiſpiele von echter, zum Theil heroiſcher Dankbarkeit der Negerſclaven, von einer Anhänglichkeit und Liebe für ihren Herrn, die allen Begriff von Pflicht überſteigen, und nur aus innerem Seelenadel fließen konnten. Schwerlich wird bei dieſer Lectüre das Auge eines gefühlvollen Leſers trocken bleiben. Auf den Bahama- und Bermudas-Inſeln werden die Sclaven gütig und väterlich behandelt, und dort iſt ihre Treue ſo groß, daß man ſie als Matroſen Jahre lang reiſen läßt, ohne ihr Entlaufen zu beſorgen; vielmehr bringen ſie am Ende ihrer Reiſe jedesmal ihren geernteten Lohn in die Hände ihres Herrn, als ſeinen Gewinn, zurück. Dort aber ſind die Eigenthümer zugleich Wohlthäter, Geſetzgeber und Lehrer ihrer Sclaven, wie Hr. N. wünſcht, daß ſie es überall ſein möchten. Auf eine patriarchaliſche Behandlung dieſer armen Mitmenſchen dringt er deſto nachdrücklicher, da ſeine Art zu argumentiren etwas überaus Beſcheidenes und Billiges hat. Der Eigennutz des Pflanzers, d. i. die Sorgfalt, womit er ſein Eigenthum erhält und vermehrt, ſei viel zu kurzſichtig, um dieſen Zweck nicht zu verfehlen; der jetzige verwahrloſete Zuſtand der Zuckerinſeln ſei vielmehr in dem Vorurtheile zu ſuchen, daß der Neger zur moraliſchen Bildung unfähig, und daß dieſe dem Pflanzer oder Eigenthümer ſogar nachtheilig ſein könne. Milde Behandlung ſei ſchon ziemlich allgemein geworden, allein ſie wäre nicht hinreichend, dem Uebel zu ſteuern. Zuletzt fordert er das Mutterland auf, nicht von den Pflanzern Alles zu fordern, ohne zugleich auch etwas für ſie zu thun; die freie Einfuhr von türkiſchem Korn (Mais) und Erbſen, ſollte man den Nordamerikanern in ihren eigenen Schiffen erlauben, oder wenigſtens in England die Zölle auf den Rum herabſetzen. Der Wohlſtand der weſtindiſchen Inſeln ſei nicht ſo groß, als der Luxus einzelner reichgewordener Pflanzer es vermuthen laſſe. Daß der Verfaſſer die romanhafte Idee einer plötzlichen, unbedingten Abſchaffung der Leibeigenſchaft nicht billigen könne, verſteht ſich von ſelbſt; daß er aber im Ganzen dieſen Zuſtand, worin die Europäer ihre Mitmenſchen halten, mißbillige, bezeugt er durchgehends und insbeſondere auch mit der ſo chriſtlich empfundenen Behauptung, daß, einem ſo verderbten Menſchenſtamme wie dem unſrigen zu gefallen, unmöglich eine Abweichung von den allgemeinen Geſetzen ſtatt finden könne, welche der Schöpfer überall befolgt habe; unmöglich könne er eine andere Race, zwar mit vernünftigen Anlagen, aber zur Erlangung der Tugend unfähig, blos unſern Leidenſchaften zu fröhnen, geſchaffen haben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.